UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/derheiligenhofro01steh

Hermann Stehr / Der Heiligenhof

Erster Band

Hermann Stehr

Der Heiligenhof

Roman

Erster Band

Horen-Verlag / Berlin-Grunewald

1926

16. bis 20. Tausend

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1926 by
Horen-Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald

Einbandentwurf von Georg Mathéy-Leipzig

834 S816
Or
v.1

Erstes Buch

Not Selected for Humanities
Preservation Project

666637

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
TORONTO

Erstes Kapitel

Das westfälische Münsterland wirft gegen den Rhein hin eine Woge niedriger Hügel auf. Es sieht aus, als hätte sich vor undenklich langen Zeiten aus der weiten Fruchtebene eine weitzerstreute Herde riesenhafter Rinder aufgemacht, um zur Tränke an den Fluß zu wandern. Aber unterwegs, so nahe am Ziel, noch ehe die ersten in die Wasser des Rheines niedersteigen konnten, wurde die unabsehbare Schar von der Weltallsmüdigkeit überfallen. Sie legten sich nieder, eigentlich nur, um ein wenig zu rasten. Allein ihr Schlaf ging unmerklich in die große Erdenruhe über, die nur einmal im Jahre ein- und ausatmet, im Frühjahr und Herbst. Die Köpfe der Urweltskühe sanken in den Boden, ihre weitausladenden Hörner vermorschten, und nur ihre unförmigen Leiber ragen noch als Hügel aus dem ebenen Lande. Ihr Fleisch ist zu Erde geworden, ihre Gerippe versteinerten. Gras wuchs auf ihnen, kleine Wälder trieben ihr Wurzelwerk in sie, und endlich kamen die Menschen und siedelten sich auf ihnen an. Es ist die Gegend zwischen Emmerich und Wesel. Die Leute, die dort wohnen, gehören zwar zur Rheinprovinz, aber sie müssen doch noch dem westfälischen Volksstamme zugerechnet werden. Ihre Siedlungen sind schon zu geschlossenen Ortschaften zusam-

mengerückt. Doch stehen noch genug einsame Höfe auf den langgestreckten Höhen und in den weiten, flachen Mulden.

Nicht weiter als drei gute Fahrstunden vom Rhein standen zwei stattliche Bauernburgen, jede auf einer Kuppe gelegen, einander in einer Entfernung gegenüber, daß man von dem Hoftor aus bei klarem, sichtigen Wetter die Beschaffenheit der Kleidung und die Haarfarbe der Leute des anderen Anwesens erkennen konnte. Den Ton einer kräftigen männlichen Stimme hörte man nur als einen ungefähren Laut, während auch nicht allzu lauter weiblicher Gesang in stiller Luft noch deutlich wahrzunehmen war. Aber es klang ja selten um die breiten, massigen Schobendächer. Wie mit dem angehaltenen Atem des Mißtrauens und verheimlichter Scheelsucht lagen die Höfe einander gegenüber und hüteten peinlich die Grenze der Feldfluren, obwohl drunten in dem Tälchen, wo sie sich hätten berühren können, der Weg lief, der aus dem Dorf zum Rheine hinausführte und sie schied. Darum war es unmöglich, daß ein Grenzstein nächtlicherzeit sich in den fremden Acker verirren konnte. Kröpfige Weiden und da und dort eine Eiche, regellos zu beiden Seiten des schmalen Straßenbandes, hüteten außerdem die Gemarkung der beiden Besitztümer. Es war nicht eigentlich Feindseligkeit, durch die die beiden Höfe seit Menschengedenken geschieden waren. Nein, und doch machte jeder aus dem Sintlinger Hofe, dem nach Norden gegen Emmerich zu gelegenen, einen weiten Bogen um den Hügel herum, auf dem seit Jahrhunderten das Bauerngeschlecht der Brindeisener hauste, wenn er wegen eines Handels an dem anderen Gehöft vorbei mußte.

Diese gegenseitige Scheu wie vor etwas gefährlich Un-

edlem schien nicht nur den Familien im Blute zu liegen, sie war in die Grundfesten der Wände eingemauert, floß aus dem Euter der Kühe, wurde bewußtlos alle Frühjahr mit dem Samen in die Furchen der Felder gestreut und kaum, daß das neue Gesinde die zweite Bäcke Brot hatte verzehren helfen, wurde es innerlich von diesem Strome blinder Zwietracht auseinandergerissen.

Die beiden Familien waren getrennt wie gewisse Tiergattungen, die nie beieinander leben können, oder wie Pflanzenarten, die an den gegenseitigen Ausdünstungen zugrunde gehen.

Nun gab es auch keinen größeren Gegensatz als einen Brindeisener und einen Sintlinger.

Der erstere, lang, eher etwas überwüchsig, schleppte in einem knorrig-knochigen Leibe langsam seine drohende Schweigsamkeit umher, die von fast eisweißem Blondhaar unter einem Langschädel immer kühl gehalten und von stahlblauen Trotzaugen behütet wurde.

Die Sintlinger mußten in frühester Zeit durch eine Ausheirat einen solch kräftigen wallonischen Stoß erhalten haben, daß sie aussahen, als seien sie über dem Rhein her aus Brabant eingewandert. Eher unter Mittelmaß, klein und zäh wie ein Wurfholz, scharf wie ein Messer, immer lärmend wie eine rollende Trommel, tobten diese braunen, unheiligen Menschen nicht nur in den Furchen ihrer Acker, sondern in der ganzen Gegend umher, unbekümmert um die Verletzungen, durch die allein sie den Nächsten nahetraten, gleichgültig aber auch gegen die fast verächtliche Scheu, mit denen man ihnen allenthalben begegnete.

Die Gegnerschaft der beiden Familien war im weitesten

Umkreise sprichwörtlich geworden und verführte jedes Glied der entzweiten Geschlechter dazu, die Abneigung gegen alle Gepflogenheiten des anderen Hofes wie ein ehrwürdiges Vermächtnis sich von Kindheit an einzuprägen. Und doch vermied man es peinlich, durch Händel die Kluft zu verwischen, durch die man getrennt war.

Höchstens duldete man es mit verächtlichem Lächeln, wenn die Kuhhirten beim herbstlichen Weidegange sich Schmähreime zusangen oder mit den Peitschen aneinandergerieten.

Jedes hatte eine andere Sonne, eine andere Luft, einen anderen Gott.

Selbst das Aufblühen und Verwelken der Generationen gehorchte an jedem Orte einem anderen Rhythmus. Die Hochzeitslieder auf dem einen klangen in das Schweigen der ergrauten Ehe auf dem anderen Hofe; während die eine Bäuerin das erste Taufbett schüttete, schnitt die andere ihr Sterbehemd zu. Nie blühten die Männer zur selben Zeit; nie tanzte die Jugend auf den beiden Höfen zugleich den flatternden Hoffnungen entgegen. Wenn auf dem Brindeisenerhügel das Leben an vollen Tischen saß und sang, stieg der Tod vom Kirchhof her zum Sintlinger Hause hinauf, setzte sich auf die Schwelle und schnitt sich sein Pfeiflein zurecht. So ist es wohl möglich, daß neben der Verschiedenheit der Rasse die Fremdheit der Lebensalter den Grund für die Fremdheit der Familien bildete.

In der ganzen Umgegend führten auch der Sintlinger- und der Brindeisenerhof den Namen die Fremdhöfe, und es wurde sogar behauptet, daß sich der Rauch der Feueressen fliehe, und wenn sich die Tiere der Getrenn-

ten zufällig vermischten, entstehe unweigerlich eine Mißgeburt.

Nicht das Säuseln der Weiden und Eichen, die im Tale ihre Felder schieden, vermochte ihren Träumen das Ahnen friedlicher Anwandlungen zu bringen; vergeblich wogten die Fruchtweiten in derselben Sonne über die Hügel; umsonst rief die Kirchenglocke des Dorfes aus dem Baumversteck herauf.

Auch das rührt keinen, wenn an ganz versunkenen Abenden in der Richtung nach dem Rheine hin jenes große, erdrückende Schweigen in der Höhe anhob, das über jedem gewaltigen Strome lautlos am Himmel mitgeht, und das betrachtsamen Gemütern den Gedanken an die Ewigkeit nahebringen kann. Höchstens, daß vielleicht ein junger Bursche von drüben, ein Eisgrauer von hüben, der auf der Bank unter den Hoftorlinden eine solch geheimnisvolle Einkehr erlitt, unter schweren Atemzügen aufstand, einen Augenblick flutend geworden, gegen die Erde sann und dann den Kopf schüttelte.

„Ja, wir können ihnen doch nicht nachlaufen," murmelte er dann, „sie weichen uns ja überall aus. Da ist halt schon von jeher nichts zu machen." Damit ging er schlafen. Und die Höfe konnten nicht zusammenkommen, weil das Tal zwischen ihnen lag, und die Menschen blieben getrennt, weil eine Kluft zwischen ihnen gerissen war, die sie weder begriffen noch verschuldeten.

Über das Verschulden waren allerdings viele Bewohner des Dorfes Hemsterhus, zu dem die beiden Bauernburgen gehörten, anderer Meinung. Die Fremdhöfe waren die entlegensten, aber bedeutendsten Anwesen der kleinen Ge-

meinde, deren Kern aus einer geringen Anzahl bescheidener Dächer unter Baumkronen bestand und, wenn man so sagen will, weiter ins Land hineinlag. Deswegen lieferte das Geschick der beiden reichen Familien den hauptsächlichsten Stoff zu den Geschichten, die durch die winterlichen Kunkelabende liefen.

Man erzählte sich, auf dem Sintlingerhofe habe einst ein wolfswilder Bauer gesessen, der tolle Jakob, ein Ausbund, dem Recht und Gesetz nicht mehr als der Schmutz an seinen Stiefeln gegolten hätte. Als es einst wochenlang regnete und das Korn auf den Halmen zu faulen anfing, ergrimmte er so, daß er hinaus an einen Kreuzweg ging und unter Lästerungen den Kruzifixus mit Steinen bombardierte. Die brennenden Jungfrauen roch er auf Meilenweite, und weil zu der Zeit auf dem Brindeisenerhofe eine Bäuerin aus- und einwirtschaftete, der die Tugend auch nicht allzu fest auf den Leib geschneidert war, lauerte er ihr in Abwesenheit ihres Mannes eines Abends auf und vergewaltigte sie. Beim Nachhausekommen hörte der Brindeisener von dem Vorfalle, riß seinem Weibe in der folgenden Nacht das Hemd vom Leibe, band sie nackt auf einen Stier und jagte das Tier mit Peitschenhieben in die Finsternis hinaus. Als aber nach der Ernte die Scheuern bis unter den First vollgestopft waren, schickte er seinen Knecht und ließ in einer Sturmnacht den Hof des Nachbars an den vier Ecken anzünden, daß alles bis auf die Grundmauern niederbrannte. Keine Klaue und kein Schwanz, kein Quirl und kein Knopf konnte gerettet werden. Dem tollen Jakob aber fraß diese wilde Vergeltung jede Schandtat aus dem Leibe. Ehe der Morgen kam, war er ein anderer geworden, ließ

die Brandstelle von dem Hemsterhuser Pfarrer einsegnen und ging dann an die Neuaufrichtung seines eingeäscherten Hofes. Auf das Dach des Wohnhauses ließ er ein kleines Türmchen mit einer Glocke setzen. Solange der Übeltäter lebte, läutete er getreulich alle Tagzeiten und ist auch bei der dünnen Stimme in den Lüften eines ehrlichen Todes gestorben. Im Laufe der Zeit verirrten sich die Sintlinger aber wieder in die alte Wildheit. Der Glockenstrick zerfiel, die Stiege zu dem Türmchen stürzte ein, und der Zugang wurde mit Brettern vernagelt. Von nun an war das Glöckchen sich selbst überlassen, und es ging die Sage, daß es jedesmal zu tönen anfange, wenn dem Hofe ein Unglück bevorstehe.

So erzählte das Volk. Aber es ist nicht gewiß, daß sich diese Ereignisse und vor allem so, wie sie als Geschichten von Mund zu Mund getragen wurden, abgespielt haben. Es kann sehr wohl möglich sein, daß die Leute sie erfunden haben, um sich die unausrottbare Fremdheit der beiden Bauerngeschlechter zu erklären.

Doch die Hemsterhuser gingen noch weiter.

Manch einer wollte in hellen Nächten, ja sogar mitten am hellen, lichten Tage etwas wie ein kleines Kind erblickt haben, das nackt, taumelnd, aber wirbelnd schnell um den Sintlingerhof getrieben wurde und in der Gegend nach dem Rheine hin verschwand, als werde es in die Luft geblasen. Aber diese Art von Hellsichtigen entstammte nicht dem besonnenen Teile der Bewohner, sondern jener Gilde von Menschen, die von Natur aus auf irgendeine Weise im Geiste zu kurz gekommen sind.

Zuletzt gingen diese Gesichte in einem Menschen um, den

als kleines Kind der Hemsterhuser Stellmacher eines Morgens auf seiner Haustürschwelle gefunden hatte. Der kinderlose alte Mann nahm sich des armen Wurmes an, dessen sich wohl landfahrende Leute auf diese Art entledigt hatten, gab ihm den Namen Josef Niemand und setzte mit seinem betagten Weibe alles daran, einen brauchbaren Menschen aus ihm zu machen. Aber all ihre Mühe war umsonst. Je älter der arme Niemand wurde, desto tiefer wuchs er in tausend absonderliche Grillen und Seltsamkeiten hinein. So behauptete er, das Wachsen der Finger- und Zehennägel als Sausen in seinem Körper zu spüren, lief allen Vögeln nach, um ihren Gesang zu belauschen, weil er vorgab, sie zu verstehen; redete zu den Bäumen wie zu den Menschen; horchte oft nächtelang auf die Sprache des Windes und betrachtete die Wandelgestalten der Wolken, als seien es tiefsinnige Bilder.

Obwohl alle über derartige Propheten lachten, war es doch unleugbar, daß das Volk fest daran glaubte, ein Kind aus dem Sintlinger Hofe werde einst die getrennten Familien zusammenbringen, aber dabei selber den Tod finden.

Zweites Kapitel

Den Hemsterhuser Alb, so wurde Josef Niemand von allen genannt, hatte sein außerweltliches Gaukeln an dem Totenbette seiner Pflegeeltern spurlos vorbei bis gegen das dreißigste Jahr getragen. Längst war das kleine Haus des Stellmachers, in dem er sein scheues Leben geführt hatte, vermorscht und zusammengebrochen, und Niemand streifte als Vagabund herum, ohne doch weiter als nach Brederode und Querhoven zu kommen. Aus uneingestandener Furcht duldeten ihn die Bauern zur Nacht in einem Winkel des Stalles und am Tage in einer Ecke der Gesindestube.

In dieser Zeit kam Andreas Sintlinger mit kaum zwanzig Jahren in den Besitz des Hofes. Seinen Großvater hatte das Glöckchen unversehens früh abgerufen. Er war während der Ernte tot zusammengebrochen, als er sich eben in Wut auf einen widersetzlichen Knecht hatte stürzen wollen, und seinen Vater hatte die Trunkenheit auf nächtlicher Heimfahrt in einen tiefen Ziegeleitümpel gehetzt, wo er ertrank.

Andreas trat die Herrschaft auf dem Sintlingerhofe ganz im Sinne seiner Ahnen an. Am ersten Tage seiner Bauernschaft versammelte er das Gesinde und ließ die lange Feuerleiter über das hohe Schobendach hinauflegen. Dann er-

griff er eine Stange, stieg bis an das Türmchen und stieß lachend die Glocke an, daß sie bestürzt und blechern über die Hügel hinschrie. Nun habe sie ihr Sprüchlein gemeckert, meinte er übermütig, und werde ihn jetzt wohl verschonen. Darauf setzte er sich mit seinen Leuten in die große Stube, ließ Gericht um Gericht auftragen und zechte und sang bis tief in die Nacht hinein.

Der tolle Jakob Sintlinger schien mit ihm wieder in den Hof gezogen zu sein. Wo einem Mädchen das Schürzenband locker saß, fand er sich als erster in der Dämmerung ein. Kein Schabernack gelang ohne ihn, jedem Spott lieh er seinen Witz. Auf den Festen war er der Anführer der Ausschreitungen, stiftete mit größtem Geschick Zerwürfnisse und ersäufte dann hohnlachend die übereilten Feindschaften in Strömen von Wein. Aber seine Tollheiten waren durch einen Zug der Ritterlichkeit verschönt, und was an anderen als Gemeinheit wirkte, erhielt durch sein Wesen das Aussehen leichtsinniger Verwegenheit. Nie verbrüderte er sich mit Trotteln, und wenn er von einem Zechgelage im Kreise handwerksmäßiger Saufbrüder aufstand, kam es vor, daß er ihnen den Rest seines Glases ins Gesicht goß und lachend davonging. Trotz dieser unaufhörlichen Explosionen, mit denen er geladen war, vernachlässigte er seine Wirtschaft nicht im mindesten. Sein kleiner Körper besaß die Unzerstörbarkeit einer stählernen Maschine. Offenbar brauchte er die Zügellosigkeit so notwendig wie andere Menschen die Ruhe, um sich von seiner Arbeit zu erholen. Kam er gegen Morgen nach Hause, so erhob er sich nach drei Stunden Schlaf so frisch, als habe er einen ganzen Tag lang geschnarcht. Kaum konnten die Furchen hinterher, wenn

er pflügte; das Korn sank schon vom Pfiff seiner Sense, und einmal, als ein in der ganzen Gegend berühmter Mäher bei einem Wettschneiden schon nach einer Stunde zwei Mannslängen hinter Andreas zurückblieb, wäre es um den kleinen Teufel bei einem Haar geschehen gewesen; denn plötzlich stürzte sich der riesenhafte Kerl, dem es ebensosehr um den verwetteten Taler, als um den verlorenen Ruhm und den reichlichen Spott zu tun war, wie von Sinnen hinterrücks auf den Sintlinger, und wäre der nicht im letzten Augenblicke auf die Seite geflogen wie ein geschlagener Ball, so hätte ihn des anderen Sense ohne Besehen dem Totengräber vor die Tür geschoben. Die Zuschauer packten den Wütenden, und als er sich ausgeschäumt hatte, steckte ihm Andreas eine Wurst in die rechte Hosentasche und sagte, es sei ein gutes Kalbfleisch drin, die andere in die linke und versicherte, sie sei von einem ausgewachsenen Schöps, drückte ihm zwei Taler in die Hand und gestand, daß es bei der Wette nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, weil er, der Sintlinger, des anderen Sense verstohlen mit Gimpelfett eingerieben hätte. Solche liebenswürdige Streiche pflanzte er immer wieder neben den Bocksbart ärgerlicher Ausschweifungen, und die Bauernschaft der Umgegend wußte nie recht, wie sie sich zu dem Tollkopf stellen sollte: sie schwollen vor Entrüstung, strömten vor Entzücken über und schütteten sich vor Lachen aus. Insbesondere die Mädchen sahen in einem Gefühl, das aus Grauen, Bedauern und Verlangen gemischt war, aus den Fenstern, wenn der verwegene Wildfang auf seinem Gefährt durch ein Dorf raste. Aber er saß geborgen hinter seinen Pferdeschwänzen und hielt offenbar mehr von Schürzen und Scher-

zen als von Herzen. Bis er einst durch Brederode kam, einen Ort, etwa eine halbe Wegestunde von Hemsterhus. Dort sah er an einem Frühlingsmorgen die schöne Johanna Klim, die Tochter des Vorstehers von Brederode, auf der Wiese neben dem Wege beim Bleichen der Leinwand. Sie ging neben der grauweißen langen Bahn hin und überbrauste aus einer Gießkanne das Gewebe, an dem sie an den Winterabenden hatte spinnen helfen. Der mailiche Sonnenwind fuhr dann und wann gegen den tausendfältig zerteilten Wasserstrahl und stäubte ihn in silbrig schimmernden Tropfen um das blonde, zierliche Mädchen, daß sie mehr einer himmlischen Erscheinung im verklärten Licht als einem Menschen glich. Kaum hatte das Andreas Sintlinger einmal gesehen, da riß er die Pferde zurück und wartete mit angehaltenem Atem, bis das Schimmern wieder um die Jungfrau sprühte, dann stieg er wie im Traume vom Wagen, band die Pferde an einen Baum und saß und starrte verzückt auf das Wunder, das unversehens in seinem Leben aufgegangen war. Als das Mädchen das rätselhafte Betragen des tollen Menschen gewahrte, entsank ihrer Hand vor Schrecken die Kanne, denn es konnte doch immer sein, daß er, noch taumelig von durchzechter Nacht, am Graben sitze und auf einen Schabernack sinne, den er ihr antun könne. Aber sie faßte sich doch in dem Gedanken, daß sie niemals gegen den jungen Bauer, auch im geheimen nicht, etwas Böses gesprochen habe, ergriff die Kanne, überschaute scheinbar ruhig ihre Arbeit und schritt den Rain hin furchtlos auf ihn zu, um über den Weg in den väterlichen Hof zu kommen. Als sie sich ihm näherte, pflückte er eilig einige Blumen, erhob sich und ging ihr ent-

gegen. Schon in einiger Entfernung sah sie, daß das Feuer in seinen tiefbraunen, großen Augen und das rote Lodern über das ganze Gesicht hin von einer anderen Art Trunkenheit herrühre und bedauerte doppelt ihre Vermessenheit. Schon standen sie Blick in Blick einander gegenüber. Sie sah, wie der Mann, von einem inneren Sturm geschüttelt, am ganzen Körper bebte, die Blümchen bittend ihr hinreichte, und hörte ihn unverständliche Worte durcheinander stammeln. In höchster Verwirrung wollte das Mädchen an ihm vorbeischlüpfen. Da zuckte eine jähe Wildheit durch den Sintlinger, daß er augenblicks gleich einem Eisenpfahl in die Erde gerammt vor ihr stand. Mit leidenschaftlicher Entschiedenheit bat er sie um die Erlaubnis, ihr die Blumen an die Brust stecken zu dürfen. Wenn sie sich dem widersetze, so könne er sie ja nicht zwingen. Aber er werde dann geradenwegs im Karriere mit seinem Gespann in den Steinbruch jagen, der hinter Brederode hart neben der Straße in den Hügel getrieben sei. Wenn Andreas auch nicht blaß bis in die Zähne geworden wäre, sie wußte bestimmt, daß er in seiner Verwegenheit Wort gehalten hätte, und duldete, worum er sie bat. Am ganzen Leibe zitternd, in halber Ohnmacht fühlte sie noch, wie er ihre Hand mit heißen Küssen bedeckte. Dann war der Weg frei, und der Sintlinger fuhr, auf einmal aller Geschäfte ledig, in jubelndem Galopp nach Hemsterhus zurück.

Als er außer Sehweite war, nestelte wohl Johanna die Blümchen wieder los und verbarg sie in einem Holzstoß. Am Abend aber holte das Mädchen sie verstohlen hervor und legte sie unter ihr Kopfkissen, weil sie meinte, daß es unedel sei, ein gegebenes Versprechen nicht zu halten. Denn

sie war eine jener seltenen, göttlich-gütigen Seelen, die von den Spielen auf der himmlischen Wiese hinter des Herrgotts Rücken in das irdische Leben geschlüpft sind und darum frei auch von jenem Makel im Lichte gehen, den nach der Meinung vieler Christen jeder Mensch als Lehnsnachfolger in der Schuld und Sünde seiner Ahnen zu tragen hat. Solche Menschen werden nur von der Rücksicht auf die Not anderer geführt und wissen um ihre Güte durch nichts als die Erschütterungen über die Leiden des Nächsten. Dies und die Tatsache, daß die Liebe in der Sehnsucht nach Erfüllungen besteht, die unserem Wesen versagt sind, band das stillste, reinste Mädchen so fest an Andreas Sintlinger, der nur aus fesselloſem Brausen zusammengebraut schien, daß der alte Klim in Brederode nach dem ersten Schrecken über das Schicksal seines geliebten einzigen Kindes begann, die Weisheit seines eigenen langen Lebens aufzutrennen und um und um zu wenden, damit er herausbekäme, wo der Fehler stecke, für den er also gestraft würde. Indes er bei diesem Geschäft in allerlei innere Nöte geriet und seiner Tochter voll Kummer ins Gewissen redete, erreichte er doch weiter nichts, als die Ratlosigkeit über die unbegreifliche Fügung bei ihr zu vermehren, daß sie sich unlöslich an einen Menschen gefesselt fühlte, der noch vor Tagen als ein bunter, wilder Schrecken an ihrem Leben fern vorübergezogen war. Geheime Zusammenkünfte, vor denen sie schluchzend bebte und die sie dann doch selig betäubt gewährte, banden sie immer fester an den unterirdischen Sturm ihrer verbotenen Liebe, zumal Andreas plötzlich der zarteste, hingebendste Mann geworden war und sie immer tiefer in den Taumel einer Verklärung hineinriß,

der über ihn gekommen war. Endlich erlahmte der Widerstand des alten Klim, und kaum ein Jahr, nachdem er Johanna bei der Bleiche auf der Wiese gesehen hatte, führte sie Sintlinger als Weib auf seinen Hof nach Hemsterhus. Das Lodern war aus seinem Blick geschwunden, in seinem Gesicht zuckte es nicht mehr von Unbändigkeiten. Wie friedvolle, glückliche Kinder saßen die Neuvermählten unter der Hochzeitsgesellschaft, die aus dem Staunen gar nicht herauskam, daß so schnell aus einem zügellosen Burschen ein solch gemessen-freundlicher Mann geworden war. Denn auch die Mißtrauischen bemerkten keine übertriebene Süßlichkeit an Andreas, wodurch sich am leichtesten die nur mühsam unterdrückte Wildheit verrät. Ja, er hatte sogar auf Bitten Johannas in den Brindeisenerhof eine Einladung ergehen lassen, um nach dem Wunsche seiner Liebsten die Hand zur Überbrückung der Kluft zu bieten, die die beiden Familien trennte, und war auch nicht aufgebraust, als die Gäste aus dem anderen Fremdhofe ausblieben. Denn die erwachsene Tochter lag dort in einer gefährlichen Krankheit, und Anton Brindeisener hatte nicht nur ein ansehnliches Hochzeitsgebinde, sondern auch eine Entschuldigung gesandt, aus deren Worten man den guten Willen zur Beilegung der unnatürlichen Feindseligkeit herauslesen konnte. Auf Betreiben der Braut packte man von den besten Gerichten einen Henkelkorb voll, legte auch eine Flasche Wein dazu und schickte es zu Brindeisener hinüber, damit er mit den Seinen auf diese Weise an der Hochzeit teilnehme. Andreas Sintlinger willigte in guter Laune in alles ein, und als man ihm nach einiger Zeit meldete, sein Nachbar stehe auf dem anderen Hügel vor dem Hoftor und halte

ein Glas in den Händen, goß er sich lachend auch sein eigenes voll, eilte hinaus, schrie einen Trinkgruß hinüber und leerte seinen Becher in einem Zuge, während auch der andere Bauer mit seinem Wein fröhlich Bescheid tat.

Ein Teil der Hochzeitsgesellschaft war dem Bräutigam gefolgt und begleitete die Zeremonie des Verbrüderungstrunkes mit lautem, frohem Beifall. Eben trat auch die Abendsonne aus dem Gewölk und goß über das schöne bunte Bild ihr rötliches Licht, als bekräftige der Himmel selber die gute Absicht der lang Getrennten.

Wohl fiel in der ersten Nacht, die Johanna unter dem Dache der Sintlinger schlief, ein toller Sturm über den Hof her, daß die Linden am Tor alle Gewalt zusammennehmen mußten, ihm nicht zu erliegen, aber der Hellseher aus Hemsterhus, der wieder einmal die nächtliche Jagd des Kindes um das Gehöft bemerkt haben wollte, der scheue, tölpische Alleshorcher, schlich vergeblich um die Mauern und lauschte in den Lärm des Windes. Das Glöckchen hing lautlos in dem Turme und schlief.

Nun fahren sich ja Bauern die Freundschaft nie in Fudern ins Haus, und bei Brindeisener und Sintlinger war zudem noch ein besonders eigentümlicher Fall. Bei allem guten Willen saß eben jeder doch zu tief in ererbten Schatten, die, ein wenig grämlich, erst jede entgegenkommende Gebärde, jedes aufgeschlossene Wort umspielten, ehe sie diese guten Boten hinaus, dem anderen entgegenließen. Das Leben drehte sie auch in dieser Zeit ihres guten Willens in gar zu entfernten Gegenden des Daseins. Denn die Krankheit drückte Brindeiseners Tochter immer tiefer in die

Kissen und goß heimlich in jede Medizin ihr schleichendes Gift, daß alle Heilmittel zu ebenso vielen Fördernissen des Leidens wurden und das arme Wesen den Atem wie eine Not und den Herzschlag wie einen Schmerz erduldete. So kostete es die Brindeisenerschen fast Überwindung, über diese schwarze Mauer, von der sie eingeschlossen waren, freundlich in die lichten Lustgärten hinüberzugrüßen, durch die der junge Sintlinger mit seiner noch jüngeren Frau wandelte. Deren Hof lag nun in dauernder Sonne, und hatte ihn früher ein atemloser, gepeitschter Fleiß bis tief in die Nacht mit seinem Lärm erschüttert, so ging die Geschäftigkeit jetzt mit hellen Lauten durch den Tag, sah am Feierabend zufrieden aus abendroten Fenstern und horchte in sternhellen Nächten auf das Schweigen, das über dem fernen, großen Strome hoch am Himmel mitzog.

Das Gesinde neckte sich wohl spöttisch über die Verwandlung, die es durch den andern an sich wahrnahm, und traf solch ein Stich einen Rohen, so verfiel der auch zum Beweise seiner Gleichgültigkeit gegen den neuen Geist in das alte Sintlingersche Toben; aber dann durfte die junge Bäuerin bloß über den Hof gehen und ihr gütiges Gesicht ihm zukehren, so schimpfte der Aufbrausende zwar noch weiter, aber wie zur Entschuldigung plötzlich nur noch über die Leine, die sich im Rade verfangen hatte, oder auf das Roß, das beim Anschirren kälberte, und lenkte darauf in ruhiger Achtsamkeit das Gefährt zum Tore hinaus, als sei er es von Kindesbeinen an gewöhnt, jedes Schimpfwort mit den Zähnen zu zerbeißen, ehe es über die Lippen kommt.

Am tiefsten steckte natürlich der Bauer selbst in dem lichten Zauber, den Johanna auf seinen Hof gebracht hatte.

Noch wie am ersten Tage, da er sie auf der Wiese zu Brederode gesehen hatte, war ihre Gestalt von einem Schimmer umgeben. Die Stuben glänzten von verborgenen Verheißungen; seine Besitzung erschien ihm wie ein neues Anwesen, die ganze Gegend verwandelt; seine Schrankenlosigkeit hatte sich auf sein Inneres geschlagen. Er erwartete Außergewöhnliches, das er nicht begriff, und Wunderbares, dem er nur durch leidenschaftliches Ahnen nahekam. Hörte er seine Frau in der Nacht neben sich atmen, so ging dies Senken und Heben bald durch das ganze Haus, wurde zum Wogen, mit dem die Finsternis draußen über der Welt ruhte, ja, es war ihm, als werde er davon selbst auf und nieder an irgendeinen geheimnisvollen Ort getragen, und am anderen Morgen wachte er mit dem Erstaunen auf, sich nur in seinem Zimmer zu finden. An den Abenden, da er mit Johanna vor dem Hoftor auf dem Bänklein unter den Eichen saß und auf die stillen und reinen Geschichten aus ihrer Kindheit lauschte, sah er Märchen um sich spielen, die als kostbare Unerreichbarkeiten vorbeizogen.

Drittes Kapitel

Das Wunderlichste widerfuhr ihm aber eines Morgens. Er mähte eine Wiese, die am Ende seiner Wirtschaft neben dem Walde hinzog, der über einen Hügel herab durch eine sanfte Senke und noch ein gutes Stück die andere Anhöhe hinaufrauschte. Die Vögel sangen so laut, daß ihr Lied das leise Brausen der Wipfel übertönte; der Lerchenjubel lag wie eine tönende Wolke über den Feldern, und Andreas gab sich so stürmisch dem Takt hin, in dem er seine Sense durch das betaute Gras zog, daß ihm war, als schaukele es ihn über die Erde. Plötzlich verstummten die Vögel, der Wald stand läubleinstill, irgendwas riß ihm die Sense zurück; er schrak aus dem Taumel auf und starrte in ein Schweigen, das wie entsetzt den Atem anhielt. Im nächsten Augenblick wußte er, seine Frau sei gestorben. Dies denken, die Sense von sich schleudern und in wahnwitziger Angst quer durch die Felder rennen, war eins. Als er in die Stube stürmte und seine Frau still und fröhlich am Butterfaß hantieren sah, faßte er sie um den Leib, schwenkte sie durch die Luft und jubelte und lachte, daß die anwesende Magd vor Verlegenheit sich hinausdrückte.

Doch wie es solche Überschwenglichkeit treibt, sie hat die Schuhe, in denen sie wie von Sinnen trabt, von der Ent-

täuschung gekauft, und Andreas Sintlinger hatte kaum seine Johanna neben ihr Butterfaß gestellt, stand die Welt, die er in dem Gedanken an ihren Verlust eben in kläglichem Zusammenbruch gesehen hatte, gemächlich wie immer, drehte sich durch die Sonne, ließ die Flüsse laufen, als sei das, worum er in diesem Aufruhr der Angst gezittert, dies Sonnenscheinwesen, seine Johanna, nicht mehr als die Fliege, die ihm über die Hand lief, und es kam ihm vor, er wäre eben wie einer gewesen, der auf der Spitze einer aufgeblasenen Papiertüte getanzt hätte, in der Meinung, es sei ein Berg. Eine Weile saß er auf der Bank, die an der Wand entlanglief, schaute bestürzt, mißtrauisch, voll schmerzlichsten Staunens auf seine Frau und wurde immer blasser im Gesicht, je tiefer er in diese Ernüchterung versank. Aber ehe ihm die Seele von solchen Wirbelwassern bis an den Rand der Augen vollaufen konnte, sprang er jäh auf, schüttelte sich lachend und ging mit einem schrillen Pfiff auf den Lippen über die Schwelle.

Von nun an kam es öfter vor, daß der Schleier vor des Andreas Augen zerriß. Seine wundersamen Erwartungen, die ihm bisher als das Sicherste und Natürlichste erschienen waren, kamen ihm erst zweifelhaft, dann gewagt vor und sanken endlich wie ferne belichtete Wölkchen immer mehr ins Erblassen, immer tiefer, bis sie ganz unter dem Horizont seiner Seele verschwunden waren. Doch dauerte dieses geheime Abwelken einer unsichtbaren, herrlichen Ernte mehr als ein Jahr, und Johanna fühlte es, bald wie einen fliegenden Frost bei wärmster Sonne, bald wie ein Verfinstern mitten ins Licht, und sah es auch oft wie eine kalkige Helle durch schlaflose Nächte ziehen.

Als er im Herbst von einem Markt nicht, wie es seine Gewohnheit geworden war, um den Abend zurückkehrte, sondern den folgenden und nächsten Tag ausblieb und auch am dritten Morgen sein Bett noch leerstand, wußte die Frau, daß die wilden Wirbel des Sintlingerschen Blutes wieder über ihrem Andreas zusammengeschlagen waren. Doch das sagte sie sich nicht so, als ob man sich die Kleider vom Leibe reißt, sie erkannte das wie ein Mensch, der in die dunkelste Wand seines verdämmernden Hauses einen Nagel schlägt, um das kostbarste Heiligenbild seiner Andacht in der kommenden Finsternis sich nicht zu verlegen, sondern immer sicher vor Augen zu haben. Als sie darum acht Tage darauf in der Morgenfrühe des Sonntags ein wüstes Männersingen vom Dorfe her immer näherrücken hörte, trat sie vor das Hoftor und sah den Weg hin, der zwischen Weiden und Eichen sich von Hemsterhus im Grunde an den Sintlingerhof heranwand. Das Bild, das sich ihr im nächsten Augenblick bot, war kein tröstliches: der Brettwagen voll schreiender Rülpser, die bei jedem Stoß durcheinandertaumelten, und ihr Andreas auf dem Sitz vorn, ohne Kopfbedeckung, mit wehenden Haaren und ruhelos kreisender Peitsche. Er fuhr wie ein Satan. An der Stelle, wo der Zufahrtsweg zum Hofe von der Straße der geköpften Weiden und Eichen abbog, kippte der Wagen, und die Säufer klunkerten und kleckten plump und ungefüge über die Bretter in den Graben. Den letzten, der sich noch halb oben gehalten hatte, schob der junge Bauer schnell zu den anderen und peitschte dann seine Pferde hohnlachend den Hügel herauf, daß sie mit fliegenden Flanken und schäumend vor ihr hielten. Der Sintlinger lachte noch

immer, warf Peitsche und Leine weg, fiel seinem Weibe in die Arme, riß sich los, lief durch das Tor, den Hof quer ins Haus, daß Johanna ihm nicht zu folgen vermochte, und stand erst im Schlafzimmer still. Dort traf sie ihn am letzten, gellen Gelächter würgend. Er schüttelte sich vor Vergnügen und rief fortwährend: „Wundervoll! Wundervoll!" Aber sein Gesicht war fahl, und Tränen liefen ihm über die Wangen. Dann sank er auf sein Lager, und Johanna streichelte seine klebrige Schläfe, besänftigte mit ihren kühlen Händen die Stirn und wischte die Schleimblasen mit einem Tuche fort, die das stürmische, wunde Röcheln seines Atems ihm vor den Mund trieb.

Sie entkleidete ihn dann während des Schlafes so behutsam, daß er nicht erwachte, sondern nur einigemal mit taumelnden Händen um sich langte, wie bittend und dankend gegen die sanfte Güte, die er durch den Dunst der Trunkenheit um sich fühlte. Dann legte sie ihm die Arbeitstracht auf den Stuhl neben das Bett, damit er beim Aufwachen den Rückfall in seine Wüstheit nicht als Wirklichkeit, sondern als einen bösen Traum empfinde und an dem Zutrauen keinen Schaden leide, den Weg durch reine Tage fortzuwandeln. Doch alle Vorsicht der lieben Seele half nichts. Nach lichten, sicheren Wochen verschwand er wieder unvermutet in dem Abgrund, den er in sich mit herumtrug, und in den Nächten, die Johanna einsam und grübelnd in ihrem Bett lag, sah sie den Widerschein des Feuers aus dem Ofen in allerhand fratzenhaften Gesichtern an der Wand entlanghuschten, rang gar oft weinend gegen tiefe Mutlosigkeit und erlag doch nicht selten dem Gedanken, daß der Sturm, der in ihrer Hochzeitsnacht die Hoflinden

zum Brechen gepeinigt hatte, nicht ohne Bedeutung gewesen sei. Trotzdem lief das alles nur gleich schwarzem Gewölk durch ihre Seele, und es kam ihr gar nicht die Versuchung zu einem bitteren Wort oder einem scheelen Blick, wenn ihr Mann lallend und schwimmenden Auges in die Stube stolperte. Höchstens bebten ihre Hände unmerklich, wenn sie ihm Stock und Mütze abnahm und an den Rechen neben den langen Uhrkasten hing. „Immer noch kein gutes Wetter, Andreas?" fragte sie dann lächelnd und strich dem Vertriebenen die Haare aus dem Gesicht, daß ihn die mitleidsvolle Liebkosung wie ein Schlag erschreckte und in irgendeinen Winkel trieb, wo ihn sein Weib, wenn er den Rausch ausgeschlafen hatte, in schmerzvollem, stummen Brüten traf, die Ellbogen auf die Knie gestützt, den Kopf zwischen den heraufgestoßenen Achseln zur Erde hängend. Dann saß sie schweigend eine Weile neben ihm und sann, wie dem Gebeugten zu helfen sei. Aber ob sie sich auch anstrengte, etwas recht Erquickendes und Starkes zu seinem Wohle zu finden, ihrer einfachen Kinderseele fiel immer das gleiche ein: Sie löste seine zusammengekrampften Hände, hob sein Gesicht zu sich herauf, küßte ihm die Stirn und sagte: „Sei nur nicht verzweifelt, Andreas! Einmal gelingt dir's doch." Darauf schob sie ihren Arm unter den seinen und führte den bestürzt Lächelnden wieder in das weiße Licht ihres Lebens.

Und doch, immer kamen neue Nächte, in denen sie allein unter den Linden vor dem Hoftor sitzen mußte, während ihr Mann draußen auf seinem Taumelkahn in Strudeln fuhr, die sie durch nichts anderes kannte als durch das Schwarze, das in ihr aufging, wenn sie daran dachte. Oft

waren nur Sternennächte. Der Mond lag zerschlagen in einem Winkel hinter der Welt oder hing verfinstert am Himmel. Nichts hatte einen Schatten. Die schwarzen Schemen der Dinge, diese verzerrte Wiederholung ihres Wesens, durch die sie unserem Auge und unserer Seele erst begreiflich werden, waren aufgelöst in gleichförmige Dunkelheit, in der sie wie losgerissen schwankten, als würde alles Leben ziellos umhergewirbelt. Sie hörte den leise wehenden, furchtsamen Schlaf der Weiden unten am Grenzwege, die Rinder, die mit den Ketten rasselten und dann und wann einen brünstigen dumpfen Laut ausstießen; die Stundenschläge der Turmuhr im Dorfe, die in der Luft verklangen. Alles das jagte sie manchmal von ihrem Sitz auf und trieb sie ein Stück vom Hofe ins Feld, daß nichts mehr um sie war als die Nacht und über ihr die Sterne, die auch seit Ewigkeiten bebten, zuckten und fieberten in rotem, grünem und leichenblassem Scheine. „Warum das alles? Warum?" fragte die junge Frau dann, ging zurück auf ihr Bänklein, sann lange ringend und warf sich zuletzt wohl an den Stamm der Linde, ihn wie eine Ertrinkende umklammernd, weil ihre Güte wund war, aber doch nicht anklagen konnte. In solchen Nächten fürchtete sie das eine mit rätselhafter Angst, daß zu allem noch das Glöckchen im Turme anfangen könne zu tönen, und sie flüchtete in ihr Bett und zog die Decke um die Ohren, damit sie nichts höre.

Aber einmal blieb ihr auch das nicht erspart. Spät in der Nacht fuhr sie aus der Flucht ihres Schlafes ins Erwachen. Anfangs sah sie nichts. Als sie aber eine Weile ihre Augen dringend ins Dunkel neben ihrem Bette ge-

schickt hatte, stand ihr Mann vor ihr. Um seine Gestalt floß es wie Schwelen, wie Lichtdunst, der aus faulendem Holz spielt. Das hat er von dem Schein der Sterne, dachte Johanna noch traumverwirrt und fühlte einen kochenden Strom von ihm in sie übergehen. In einem Taumel, der aus Angst und Glück, aus Furcht und barmherziger Güte gemischt war, zog sie ihn mit bebendem Arme zu sich herein, und die beiden schmolzen in solch heißen dunklen Wogen ineinander, wie noch keine gewesen, von denen sie je getragen worden waren. In diesem Augenblicke berührte sie jene geheimnisvolle Hand, auf deren Wink ein neues Leben in die Leiber der Frauen sinkt, und als sie dann lag, wurden die Wirbel, von denen sie durchs Augenlose geführt worden war, immer, immer schwächer und klangen am Ende hoch und leise wie kleine Glockentöne im grenzenlosen Raume. Als Johanna das hörte, meinte sie, die Klänge rührten aus dem Türmchen auf dem Dach, sprang von ihrem Lager ans Fenster, brach die Hände nach unten und starrte durch stumme Tränen lange auf die Finsternis draußen, in die mählich am fernsten Horizont der Tag wie mit dem Licht erloschener Augen tauchte. Die Kühle klärte endlich ihre fliegenden Gedanken. Sie raffte sich zusammen und lauschte gespannt auf das hohe Pinken, das ihr soeben noch geklungen hatte; aber sie hörte nur die Linden leise dem Morgen entgegenrauschen. Sonst nichts, und was über sie hingegangen, erschien ihr wie der undeutliche, warme Taumel eines Traumes. Beschämt über ihr abergläubisches Erschrecken, suchte sie wieder ihr Lager auf und lächelte auch, daß alles nur Täuschung gewesen sei. Der tiefe Morgenschlaf löschte es vollends aus, und beim Erwachen

lagen die Vorgänge der Nacht nur noch als wollustvolle Erschöpfung in der jungen Bäuerin.

Seitdem diese Verwandlung mit ihr vorgegangen war, verloren sich die Verdunkelungen des Kummers ganz aus Johanna. Ihre blauen Augen bekamen einen vertieften Glanz und gingen mit aufgelöstem Blick immer in unendliche Fernen, ohne jeden Harm, voll seligen Erwartens. Der Schimmer, der wohl in manchen finsteren Wochen erloschen schien, blühte voller um sie. Ihre Güte war sonst fast von unwirklicher Zartheit gewesen. Jetzt rückte diese vorherrschende Seite ihres Wesens immer weiter in mütterliche Sommersonne hinein. Und Andreas wurde bei dem Anblick seiner verwandelten Frau oft von Scheu und Zagen erfaßt, von einem fernen Glänzen überlichtet, wie in den Zeiten seiner ersten Liebe. Dann sprang er nicht wie sonst mitten im Aufladen vom Fuder, ließ nicht den Pflug auf der halben Furche stehen, um jäh auf seine Taumelbahn hinauszueilen. Er stahl sich heimlich wie ein Dieb in den Lärm bodenloser Wege. Er ging gleichsam nur noch auf den Zehen durch den Sumpf. Eine heimliche Furcht, von der er nie sprach, die er sich nie eingestand, hinderte ihn auch, wie sonst in voller Trunkenheit sein Haus wieder zu betreten, und wenn es nicht anders ging, schlief er in einem verborgenen Gehölz oder an einem abseitigen Hange erst seinen Rausch aus und begrüßte dann freundlich und aufgeräumt seine Frau, als kehre er von einem glücklich beendeten Geschäft zurück. Johanna gab ihm nie von der leisen Betrübnis zu schmecken, die dies Schleichen seiner Gier ihr verursachte. Sie zog ihn immer in den Schimmer ihrer Erwartung herein, in dem sie bis in die späte Nacht

wie in einem Heiligenschein saß, schier endlos nähte und leise Lieder ihrer Kindheit sang.

An einem Frühlingsabende, schon im tieferen Dämmern, als sich der letzte Lichtfunke von dem Turmknopf der Hemsterhuser Kirche matt ins Dunkel sinken ließ, standen in der Wohnstube des Brindeisenerhofes die alte Bäuerin, ihre erwachsene Tochter, jene, die am Sintlingerschen Hochzeitstage hatte mit schwerer Krankheit ringen müssen, und der kleine Peter, ein vierjähriger Knabe, der sehr späte Nachzügler der Brindeisenerschen Ehe, am Fenster und sahen schweigend zu, wie der Abend aus den Tälern langsam an den Hügeln heraufkroch. Die Weiden und Eichen standen schon wie vergessene Heufuder grau und unförmig am Grenzwege drunten. Die Straße schwelte blaß und schien in dem ungewissen Lichte wie ein graues Band zu schwanken. Der Sintlingerhof lag bald auch im Dämmern. Eben wollte die Bäuerin diese kurze Ruhe- und Einkehrpause beenden und legte streichelnd ihre große Hand, schon halb zum Gehen gewendet, dem kleinen Peter auf den weißblonden Kopf, da flammte in dem anderen Fremdhofe drüben ein Licht auf, erlosch, kaum entzündet, zuckte wieder auf und verging abermals. „Das ist mir ein sauberer Anzünder", sagte Frau Brindeisener lächelnd. „Wenn schon die Streichhölzer verhudelt sein müssen, so kann man sie doch gleich wegwerfen. Da erspart man sich die Müh', und es bleibt desto besser finster." Aber endlich flammte das Licht sicher, doch nicht, um ruhig an einer Stelle zu stehen. Es begann zu jagen. Bald flackte es an dem einen Fenster auf, bald am andern, tauchte jetzt tiefer in die Stube hin-

ein, lief an der ganzen Fensterreihe hin und schien sich dann wie im Kreise zu drehen. „Die Sintlingerschen sind schon komische Leute", sagte die Tochter, denn sie meinte, es tanze jemand mit dem Lichte durch die Stube. Die Mutter erwiderte aber nichts mehr, sondern öffnete das Fenster und beugte sich lauschend hinaus. „Seid mal ganz stille", sagte sie hastig. Man hörte einen Wagen eilig rasseln, das Klappern von Pferdehufen. Dann flog das Hoftor krachend auf, und ein Gefährt stürzte sich wie wahnsinnig den steilen Hügel herunter, stob im Karriere die Straße nach Hemsterhus und verschwand als brausender Schatten.

Die Bäuerin kam zögernd, in seltsamer Steifheit wieder zum Fenster herein, nickte bekümmert und setzte sich dann auf einen Stuhl, als seien ihr die Knie weich geworden, und sagte nach kurzem starren Sinnen, mit einer dunklen Stimme, mehr wie zu sich: „Da ist was nicht richtig drüben! — Na ja, — freilich —." Und als sie wieder hinausblickte, wirbelte etwas wie ein rotes Kleid den Sintlinger Hübel herunter, sprang quer über die Straße und keuchte mitten über die Felder auf den Brindeisenerhof zu. „Es ist ein Weibsbild von drüben", sagte die Bäuerin und erhob sich. An der Stubentür traf sie mit der Magd zusammen, die atemlos und vielfach von Weinen geschüttelt meldete, daß ihre Frau die schwere Stunde habe. Der Sintlinger sei von Sinnen gekommen, zitternd an der Wand hingeschlagen und wie gehetzt aus dem Hofe über alle Berge geflohen, und die Frau bäte, ihr in der Not beizustehen. Frau Brindeisener schlug ohne Zögern und wortlos ein Tuch um den Kopf und folgte der eilig Davongehenden.

Die Tochter, ein lang aufgeschossenes, bleiches Wesen, und

der kleine Peter blieben am offenen Fenster und horchten beklommen hinaus in die Nacht. Da war es dem Knaben nach langem, als pfeife jemand in der Ferne hoch und angstvoll, und er sah furchtsam auf seine Schwester, was das sei. Die aber schloß zitternd das Fenster und begann leise zu weinen.

Gegen Morgen wagte sich der von Mitleiden und Liebe davongetriebene Andreas nach Hause. Vorsichtig führte er das Pferd den Hügel hinauf; möglichst geräuschlos öffnete und schloß er das Tor. Doch beherrschte ihn immer noch eine derartige Aufregung, daß er nicht wagte, den herbeigeeilten alten Knecht nach dem Ergehen seiner Frau zu fragen. Er nahm ihm nur die Laterne aus der Hand und leuchtete über sein Gesicht. Da erkannte er aus dem schalkhaften, etwas spöttischen Schmunzeln des Dienstboten den glücklichen Ausgang der Gefahr, warf vor Freuden die Laterne aufs Pflaster, daß das Licht unter den klirrenden Glasscherben erlosch, und schlich behutsam dem Hause zu. Das Dunkel des Flures und der Wohnstube wogte von dem Sturm seines Gemütes um ihn und jubelnd sagte er fortwährend zu sich: „Ein Sintlinger! Ein Sintlinger!" So kam er ins Schlafzimmer, das vom Licht der verhangenen Lampe wie von erschöpftem Zittern erfüllt war. Die Hebamme erhob sich von ihrem Stuhl im Dunkeln, wo sie geschlafen hatte, und bedeutete ihn durch hastige Gebärden, sich ruhig zu verhalten, da die junge Mutter im Schlaf liege. Denn sie erklärte sich die unsichere Haltung des Bauern und seine großen, leuchtenden Augen in dem blassen Gesicht falsch, trat geräuschlos auf ihn zu und tuschelte ihm ins Ohr, daß alles glücklich, wenn auch nicht leicht überwunden sei. Mit einem Mädchen schere es sich eben wie

mit einem Knaben. Die Hauptsache wäre, daß alles richtig sei, und sie gratuliere ihm zur ersten Vaterschaft. Nun verstand er, warum der alte Zenker, der Knecht, so spöttisch gelächelt hatte. Eine leise Enttäuschung kam in ihm auf. Er nickte der Hebamme stumm zu und hing seine Mütze an eine Stuhllehne. Dann stand er in schmerzlicher Unentschlossenheit da und wußte nicht, ob er hinausgehen oder dableiben sollte. Es fiel ihm ein, daß er die ganze Nacht herumkutschiert sei, hügelauf, hügelab, durch Dörfer, an Wäldern vorbei, lange öde Chausseen hin, in steinigen Hohlwegen, und das alles wegen eines Mädchens. Aber durch die Schatten seiner Bitternis sah er das wehe, bleiche Gesicht seines schönen Weibes, hörte ihr schmerzvolles Wimmern und wurde von barmherziger Liebe überwältigt. Er trat an ihr Bett und betrachtete die eingefallenen Züge der Erschöpften; aber auf das Wesen, das neben ihr lag, vermochte er keinen Blick zu werfen. Doch Johanna schlief nicht. Unter den Lidern hervor betrachtete sie ihren Mann, war wohl glücklich, daß nicht der Dunst von Wirtsstuben um ihn liege, sog den Duft der Wälder und Felder, den er mit hereingebracht hatte, sehnsüchtig ein und wurde doch bis ins Herz hinein von seiner einseitigen Zärtlichkeit erschüttert, die ihre gesteigerte, hilflose Empfindsamkeit wie einen Vorwurf empfand. Still und groß quollen Tränen durch ihre Wimpern und rollten die Wangen hinab. Dann streckte sie ihm ihre Hand hin und sagte bittend: „Andreas, sei nicht böse auf unser Kind, ich kann nicht dafür." Da schmolz sein unbeständiges, schrankenloses Herz ganz in Weichheit. Ohne Rücksicht auf die Hebamme kniete er neben das Bett, küßte seiner Frau immer wieder die blut-

leeren Lippen, versicherte sie seiner Freude und war bemüht, durch Liebkosungen ihren Verdacht zu zerstreuen. Er ließ sich auch das Kind reichen und drückte einen zaghaften Kuß auf die Stirn des unwirklich kleinen, rotfleckigen Wesens. Doch als er droben in der Stube, wo man ihm das Lager aufgeschlagen hatte, allein war, brachte er es nicht über sich, Licht anzuzünden, sich zu entkleiden und ins Bett zu legen. Er rückte sich einen Stuhl ans Fenster und starrte unverwandt in die Finsternis, ohne doch in dem Wirbel seiner widerstreitenden Seele einen Ankergrund zu finden. Tief am Morgen fand ihn die Magd, die ihn wecken sollte, am Fensterbrett zusammengesunken in festem Schlaf.

Viertes Kapitel

Dabei blieb es denn auch monatelang, es mag sein, vielleicht bis gegen das Jahr hin. Andreas bewegte sich, Hand in Hand, in zärtlicher Liebe mit seiner Frau durch die Tage und trug, ohne es zu verleugnen, aber auch ohne es hervorzukehren, geheim jene Friedlosigkeit in sich, die jede enttäuschende Erfüllung unserer Seele als Erbteil zurückläßt, auch wenn wir sie überwunden haben. Er war zu klug, zu wenig in seiner Tiefe von der dumpfen Enge des bäuerlichen Wesens befangen, als daß er für immer die gekränkte Eitelkeit, die Vaterschaft eines Mädchens und nicht die eines Knaben erhalten zu haben, als den Grund der Beklommenheit und Unruhe eindeutig in sich geduldet hätte. Und doch kam er zu seinem Kinde, dem nach dem Willen der Mutter der Name Helene gegeben worden war, in kein anderes Verhältnis als das erzwungener, unbeholfener Spielerei, belangloser Zärtlichkeit und oberflächlicher Liebkosungen. Er befand sich wohl in der Lage eines Menschen, der in den Stürmen eines wilden, langen Winters sich nach der vollen Erlösung seiner gebundenen Kräfte sehnt und dann durch einen dürftigen Frühling um die besten Hoffnungen betrogen wird. Seine Tollheit, die ihn abermals in der Ehe überfallen hatte, fühlte er immer deutlicher nur

als die Ungeduld eines Mannes, der an eine Mauer schlägt, daß sie ein breites Tor zu unbegreiflichen Seligkeiten auftue. Nun hatte es sich erschlossen und nichts als dies zarte, blonde Kind war ihm geschenkt worden, das in einer Welt schwebte, in die zu dringen es sich nicht der Mühe lohnte. Vielleicht litt er neben dieser Maßlosigkeit seines Wesens nur an der Unfähigkeit zum stillen, glückväterlichen Gefühle. Aber es ist ja vergeblich, eine Menschenseele bis auf den letzten Tropfen ausschöpfen zu wollen. Genug, das Vertrauen in die Berechtigung seiner bisherigen Lebensführung wurde so erschüttert, daß ihn auch seine Ausschweifungen langweilten, daß sein Übermut zur leeren Gewohnheit und seine bunten Späße zur Grimasse wurden. So trieb er sich mißmutig, verdunkelt durch die Gassen seines alten Lebens; nein, auch einsam, ganz einsam; als Gefährten nur ein hohes, unbegreifliches Verlangen.

Ja einsam, denn die Liebe ist ein zu unpersönliches, ein Allgefühl, als daß es über die Stürme der Umarmungen hinaus bis in die Sanddünen unseres alltäglichen Lebens die Seele der Welteinsamkeit entreißen könnte. Kaum brennt das Feuer unseres Auges wieder schwächer, so ist das Wesen, dem unsere Liebe gilt, schon wieder in die Fremdheit seines eigenen Lebens entrückt, uns unerreichbar. Und wenn Andreas seine Frau immer draußen gesehen hatte, gleichsam über die letzten Berge seiner Welt wandernd, jetzt, seitdem sie mit dem Kinde auf dem Arm durch jene stillen Verklärungen ging, war sie ihm ferner als sonst. Da halfen die ungeteilten Gemeinsamkeiten ihrer Arbeit und Sorge nichts, alle Zärtlichkeiten waren vergebens. Wenn er seine Arme öffnete und sie freigab, entglitt sie ihm nach den

Geſetzen eines unergründlichen Zaubers, uns einen neben uns Gehenden durch ſeine Gegenwart zu entziehen. Hörte er, über den Hof ſchreitend, Johanna mit der Kleinen koſend reden, ſo klang ihm die Stimme wie aus einem anderen Leben. Sah er an Abenden von der Bank aus, wo er ruhend ſaß, ſie, das Kind im Arm wiegend, vor ſich durch die Stube gehen, ſo hätte er die Hand heben mögen, um weiße Schleier aus der Luft zu ſtreichen, durch die ſie gleicherweiſe verhüllt und verſchönt wurde. Dabei bemerkte er, daß ſein Weib oft bis ins Schmerzen von ihrem Mutterglück erfaßt wurde. Dann mußte ſie das Geſicht des Mädchens, das ſie bohrend, nein beſchwörend lange betrachtet hatte, endlich mit der Hand bedecken und aufſchluchzend hinausgehen, als überſteige es Menſchenkraft, ſo viel Lieblichkeit lange zu betrachten. Ja, manchmal ſchien es ihm gar, ſein Weib entzöge ihm ſein Kind. Dann ſchlich er ſich zur Wiege, wenn Johanna das Melken im Stall beaufſichtigte oder ſonſtwie beſchäftigt war, ſchickte das Kindermädchen unter einem Vorwand auch hinaus, und verſenkte ſich in den Anblick des Kindes, um wenigſtens etwas von den Wundern zu ergründen, die ſeine Frau ſo bis in die Seele ergriffen. Aber das kleine Weſen lag ſtill und weiß in den Kiſſen, die Wänglein rötlich überhaucht, die Stirn von ſeidenen Löckchen umſpielt und richtete mit einem ſeligen Horchen im Geſicht ihre Augen regungslos und weit offen über ſich. Kaum ein Zucken ging über ihre Lider, wenn er an die Wiege trat oder ſich rührte. Nichts von der Leidenſchaft eines Blickes zuckte in dem Blau ihrer Sterne, über denen ein bernſteingelber Schimmer, wie der Widerſchein unſichtbarer, goldblühender Büſche lag. Tief, klar und

einsam waren diese Augen, bis auf den letzten Grund hell, wie das Wasser ruhiger Teiche in der Heide, die nichts sind als Spiegel des Lichtes. Sobald er aber zu dem Kinde sprach, schrak es von dem Klang seiner Stimme, wie unter einem Schmerz, zusammen, schlug mit den Händchen, als wehre es ihn ab, und begann zu schreien. Dann schlich er davon und war bei seiner einsamen Arbeit bemüht, sich diese seltenen, seltsamen Augen seines Kindes vorzustellen, aber es gelang ihm nichts anderes, als zu einem Gefühl ferner, rätselhafter Ergriffenheit zu kommen.

An einem Abend trat er in den Hausflur und hörte Johannas Stimme wieder zu dem Kinde reden. Geräuschlos drückte er die Tür auf und trat in die Stube, die leer war, und das letzte Licht des Tages lag schräg und grau darin. Seine Frau stand versunken über die Wiege gebeugt. Sie fuhr immer nahe über dem Gesicht Lenchens mit der Hand durch die Luft, als necke sie das Kind mit dem Hauch der Bewegung, und rief jedesmal seinen Namen, aber nicht kosend, nicht in seliger Hingenommenheit, nein mit einer dringend schmerzvoll-ratlosen Stimme, wie man jemand lockt, der auf unerreichbar fernen Hügeln wandert. Und ein graues Umklammern, ja sogar etwas wie Furcht kamen über Andreas, daß er beklommen fragte: „Was machst du denn, Johanna?" Da schrak sein Weib herum und er sah, daß ihr Gesicht von Tränen überströmt war. Aber sie faßte sich schnell, fuhr mit der Schürze über die Augen und antwortete hochaufatmend, wie aus der Verschollenheit ihres Glückes auftauchend: „Ach, Andreas, ich spiel' mit dem Kinde. Es ist zu schön, zu schön!" Dann ergriff sie seine Hand und zog ihn aus der Stube zum Hofe hinaus. Dort

stand sie und sprach von dem Himmel, den abendlichen Hügeln, die um sie lagen, von Hemsterhus und ihrer Heimat. Sie redete schnell, überstürzt und frierend, und er fühlte, wie sie am ganzen Leibe bebte.

Irgend etwas Geheimes, das ihn und das Kind betraf, bedrängte ihre Seele. Aber Andreas hatte sich in den Jahren der Gemeinschaft mit seinem Weibe schon so viel von der linden Art ihres Wesens erworben, daß er nach einigem vergeblichen Drängen, den Grund ihrer großen Erregung zu erfahren, abließ, den rechten Arm um ihre Schultern schlang und sie auf dem Umweg hinter den Scheuern durch den Blumengarten in die Stube zurückführte. Johanna dankte ihm für die ritterliche Zurückhaltung durch stilles, warmes Anschmiegen, und ihre Worte bekamen wieder den ruhigen Unterton. Doch an der Tür, hinter der das Kind lag, löste sie sich aus seinem Umfangen in einer Weise, die ihn bat, nicht mit einzutreten. So, als ob sie vertröstend zu ihm spräche: Laß gut sein, drückte sie ihm die Hand und glitt in die Stube, und der Sintlinger trat zurück und streifte lange in den Ställen, durch Schuppen und über Dachböden umher. Sein Denken tappte währenddessen leidenschaftlich in dem Halbdunkel, das auch um sein Inneres lag, und strengte sich an, die Geheimnisse zu begreifen, durch die Frauen von der Mutterschaft verwandelt werden. Und doch mußte er immer wieder stehen bleiben, aus diesen allgemeinen Erwägungen wie von erdichteten Ausflüchten zu sich zurückspringen und fragen: „Warum nimmt sie mich nicht mit zu ihrem Kinde? Warum? Bin ich nicht sein Vater, wenn es auch ein Mädchen ist?“ Zuletzt sagte er das auf dem Schüttboden zu sich. Er stand neben dem

großen Kornhaufen und rührte sinnend mit der Spitze seiner Stiefel darin. Dann ging er, hob die Fenster der Dachluken und band sie fest, damit der Wind über die Körner streiche; denn es herrschte eine warme, muffige Stickluft. Als er mit dieser Arbeit zu Ende gekommen war, trat er vor dem Hinuntergehen noch einmal an jene Luke, von der aus man den breiten Strom der Hügel bis weit über Hemsterhus hinaus übersehen konnte. Aber die immer niedriger gehenden Bodenwellen lagen schon tief in den Abendschatten, daß sie wie grauschwarze, undeutlich geschiedene Wolken aussahen, die regungslos auf der Erde lagen. Am Himmel stand stumm und zerflossen, wie ihr Spiegelbild, dasselbe Gewölk. Dazwischen hing dichte, aschfarbene Dämmerung bis an den Horizont hin, wo die Finsternis der Höhe und der Tiefe zusammenstießen. Dort, aber so weit, daß es aussah, als sei das schon jenseits der Welt, bebte die letzte Tageshelle, ein winziger, mattblauer Fleck, wie mit dem Daumen in die Dunkelheit gebohrt, klar, doch verschleiert, voll blassen Lichts, das doch nicht zu erreichen war. Wie die Augen meines Kindes, dachte der junge Bauer selbstvergessen und erschrak dabei so seltsam, als sei er an allem, an der doppelten Finsternis und dem machtlosen, stumpfen Fünkchen Licht darin schuld. Da er aufsah, war auch das erloschen und die Dunkelheit hatte sich in Nacht verwandelt.

Seit diesem Abende wagte er nicht mehr, sich allein an die Wiege seines Kindes zu schleichen, und fing das Kleine zu weinen an, nicht so reißend, wie es die Art der Kinder ist, nein, mit fast melodischem Schweben des silbernen Stimmchens, mehr ein Singen des Leides, denn ein Weinen,

und die Händchen des Mädchens taumelten um das Köpfchen, so wurde das Gesicht Andreas' immer einen Ton blasser, und endlich mußte er hinausgehen. Wie oft auch fühlte Johanna in dieser Zeit mitten in der Nacht seine Hand über ihr Gesicht tasten, und wenn sie ihn fragte, was es gäbe, drehte er sich unter einem erleichterten Atemzuge wieder auf seine Traumseite und antwortete: „Ach, da ist es ja gut." Oder sie hörte ihn aus dem Schlaf wie stürzend durchs Fenster fortspringend, die Schlösser aller Türen und die Wirbel aller Fenster untersuchen und dann unter ärgerlichem Murmeln über Störungen wieder unter die Decke kriechen. Beim Dreschen ließ er die Pferde oft so antreiben, daß die Maschine heulend das Getriebe in sich hineinfraß und das Schüttelwerk wie rasender Trommelwirbel ging. Er aber lehnte an der Tennwand und verschlang den Lärm der wie vom Fieber geschüttelten Maschine bleichen Gesichts mit dem Glanz einer förmlichen Gier im Auge.

Man sagt, dieser Zustand des Sintlingers habe an drei Wochen gedauert, und die Leute einfacher Dörfer beobachten gut. Nach dem Besuch der Hemsterhuser Schenke hörte das eigentümliche Gehaben des jungen Bauern auf, und jenes rätselhafte Leben begann auf dem Sintlingerhofe, das das Bauerngut und seine Besitzer in so hohen Ruf brachte.

In dieser entscheidenden Nacht war Andreas von halbem Verzagen und lockender Gegenwehr wieder einmal heimlich den Hügel hinunter fortgeführt worden und saß in dem einzigen Gasthause des Dorfes unter lustiger Kumpanei. Erst sprangen fröhliche Neckereien in der Runde, man

vergnügte sich über die Tölpel der Umgegend, erzählte Schwänke und löste den Riegel von mancher verborgenen Torheit, und der Sintlinger gebärdete sich ausgelassener als sonst, das Schellenwerk seiner witzigen Einfälle, treffenden Bosheiten und komischer Anekdoten stand nicht still, und neben ihm taten sich besonders zwei in sprühenden Nutzlosigkeiten hervor, der dicke Müller von Querhoven, mehr ein Faß denn ein Mann, mit einem unförmlichen Kopf und einem Fuder brandroter Haare darauf, und der Fürstlich Arenbergsche Förster, eine richtige, endlos lange Lärmstange. Und nach Stunden geriet die ganze Gesellschaft in das laute, leere Gedalber der Trunkenheit. Aber je unbesonnener die anderen ihre Stimmen immer tiefer in die Glut des Rausches neigten, desto ferner wurde Andreas, desto kühler, bleicher und schweigsamer. Der Wirt sagt, ein Glas Schnaps sei schuld gewesen. Ein Hemsterhuser Kleinbauer, ein geduldeter Mitläufer, hatte, um sich bei den Gewaltigen der Zechgenossen in Gunst zu setzen, eine Runde Wacholderbranntwein auffahren lassen, jenen wasserklaren Schnaps, der so stark ist, daß er im halben Schlund schon zu brennender Lust wird. Des Bieres überdrüssig, begrüßten alle den Einfall mit lautem Hallo, und der lange Förster erhob sich, um dem Getränk eine spaßhafte Grabrede zu halten. Während aber die anderen, die Hand am Glase, alle scherzhaften Einfälle des Trinkredners schon im voraus mit Gelächter belohnten und ungeduldig auf das Kommende paßten, die Spende hinter ihrer Zunge zu beerdigen, stierte der Sintlinger mit wachsendem Schauder auf den kleinen, blanken Spiegel des Branntweines, der, von dem Lichtdunst der Deckenlampe gelb überlaufen, in

dem Glase lag und unter den Erschütterungen des Tisches fortwährend zitterte. Die Augen des jungen Bauern waren wie abwesend; er war stumm und rührte sich nicht. Auch als die anderen am Schluß der Ansprache aufsprangen und unter Getöse den Schnaps in den Schlund kippten, saß der Sintlinger regungslos mit vorgebeugtem Kopfe, und da man endlich spöttisch auf ihn eindrang, erhob er sich geräuschlos und sah die Runde, einen um den anderen, wortlos, mit einem solchen Ausdruck leidvollen Staunens im bleichen Gesichte an, daß alle vor Bedrücktheit verstummten. Die Zunächstsitzenden erhoben sich auf seinen Wink wie unter einem Bann. Andreas neigte grüßend den Kopf und ging schweigend hinaus.

Zu Hause traf er sein Weib noch wach. Beim Scheine einer kleinen Lampe kniete sie, die Arme über das Bettchen geworfen, das Gesicht in die Kissen gedrückt, an der Wiege. Als er leise eintrat, hob sie erschöpft den Kopf und musterte ihren Mann auf eine dringende, schmerzvolle Art. Der hängte seine Mütze an den Rechen und umfaßte mit einem langen Blick sein Weib. Und während er so stand und hinsah, wurde Johanna, die Wiege mit dem Kinde und die ganze Ecke der Stube in verklärtes Licht getaucht. Dort hinein ging er wie auf einer Brücke, die hoch über finstere Luft gespannt ist. Als er bei der Wiege angekommen war, erhob sich die Bäuerin, nahm das Mädchen aus der Wiege und legte es ihm in die Arme, und Andreas redete mit einer so weichen Stimme zu dem Kinde, daß es seine blicklosen Augen öffnete und das erstemal lächelnd nach seinem Gesicht langte.

„Woher weißt du, daß unser Kind blind ist?" fragte

Johanna plötzlich und senkte dabei die Augen. Der Sintlinger fuhr ihr streichelnd über den Scheitel und schloß sie erschüttert in die Arme.

Wenn sich Johanna die ob auch wunderlich ergreifende, aber kurze Art überlegte, mit der ihr Mann die Erkenntnis des Geschickes seines Kindes aufgenommen hatte, erschrak sie in ihre stille, feine Seele hinein. Denn sie, die ihn in den Launen seines veränderlichen Willens so gut übersah und dem Kindhaften seines Wesens durch engelgleiche Güte so gerecht wurde, wußte doch nichts von den Überraschungen und Übertreibungen, durch die er sich überhaupt am Leben erhalten konnte. In der sicheren Luft bäuerlicher Tage erlitt er Peinen wie ein Erstickender. Er glich einem Wanderer, der nur dadurch glaubt vorwärts zu kommen, daß er fortwährend in Abgründe springt. Sein lasterhaftes Toben, sein berserkerhafter Fleiß, die Verzückungen seiner jähen Liebe, alles waren solche Abgründe gewesen, in die er sich in der Meinung gestürzt hatte, auf einem Gipfel, hoch und ferne, in einem Leben wieder aufzutauchen, das von den gewohnten Formen seiner Vergangenheit nicht eine Spur mehr enthielt. Und immer erwachte er doch aus seinem Taumel zu dem gewohnten, trägen Gang seiner Beschäftigung, die er mit dem verbissenen Zorn seines Herzens trieb, bis ihn wieder die graue Luft fast erwürgte. Das Leben seines Kindes aber, um das er Monate ratlos verborgene Kreise gezogen hatte, angewidert von der Ödigkeit seines Lasters, überwältigt von der ewiggleichen Süße seiner Ehe, ungläubig blinzelnd, von Ahnungen ins Dunkel verlockt, von unbegreiflicher Ergriffenheit bedrückt, durch das seltsame Gebaren seiner Frau aufs neue angestachelt,

all dieses marternde Zwielicht, durch das er tappend gegangen war, hatte sein Wesen in solche unterirdische Spannung versetzt, daß die geheimnisvolle, blitzartige Erkenntnis von dem grausen Wunder, in das sein Kind hineingeboren war, wie ein Sprengschuß wirkte. Durch Finsternis hatte es ihn augenblicklich in hohem Bogen in die unbegreifliche Helle geschleudert, die von den blicklosen Augen seines Kindes ausging. Als er wieder auf die Erde fiel, fand er sich nicht mehr in seinem gewohnten Leben, sondern wie auf einem unbekannten Eiland mitten im Ozean. Daher war auch plötzlich alles in ihm verändert; selbst die Stimme, mit der er sein Kind in diesem neuen Zustande anredete, war singend und weich gewesen, nichts von dem zerhackten Galopp war in ihr. Deswegen auch hatte er sich so schnell zur Ruhe begeben. Gleichsam vornüber, trunken von entsetztem Staunen war er in den Schlaf, wie in einen tiefen, dunklen Strom gefallen, und Johanna hörte ihn während der Nacht einigemal zitternd ächzen und sprudelnd stöhnen wie ein Schiffbrüchiger, der gegen das Meer kämpft, und rüttelte mitleidig an ihm; aber er lag trotzdem wie ein Holz.

Am zeitigen Morgen, noch ehe sein Weib erwachte, klang das dünne, schwebende Stimmchen Helenens auf, zart wie der Laut des ersten Frühvogels. Da sprang Andreas mit einem vorsichtigen Satze so aus dem Bette, als habe er die ganze Nacht hindurch nur auf diesen Ruf gelauert, eilte an das kleine Bett und beugte sich mit stürmischer Hingabe darüber, daß ein Erschrecken über das Gesicht des Kindes lief. Seine Händchen fuhren auseinander und die Augen schlossen sich. Sowie der Sintlinger aber wieder

kosend und weich seine Stimme über die Wangen der Kleinen streichen ließ, öffneten sich die Lider. Die Augen blühten in stiller Klarheit auf und standen regungslos wie horchende Spiegel. Es war das Sehen eines Lauschens in ihnen, ein umgekehrter Blick, so, als breite sich die Welt nicht draußen vor ihnen aus, als zöge alles durch die Tiefen ihres Innern vorüber. Und wenn er redete, erwachte nicht das Sehfeuer in ihnen, kein glückhaftes Zucken des Verstehens, keine von den wandelbaren Lichtwolken kam und schwand durch das Firmament der Iris. Auf dem Grunde erwachte ein Leuchten von einer so seligen Schönheit, als ergieße sich in ihre Gründe der Schimmer, der nach dem Glauben der Frommen von den Toren Gottes ausgeht. Nein, dieses, sein Kind war nicht blind, es war auf eine andere, geheimnisvollere Art sehend als die gewöhnlichen Menschen. Wir schauen mit Hilfe der Dinge in die Welt, in diesen Augen schimmerte klar das Licht, das wir anderen mühsam und dunkel durch die Formen der Wesen ahnen. Je länger sich Andreas in sie versenkte, desto mehr wurde er von ihnen gefesselt. Sie entrückten ihn in eine andere Welt, und endlich ertrug er es nicht mehr, in sie zu schauen. Es geschah ihm, was er an Johanna nicht begriffen hatte: er mußte die Hand über sie decken. Dann litt es ihn nicht mehr in der Stube und im Hofe. Geräuschlos und mit fliegenden Händen kleidete er sich an und rettete sich weit ins Feld hinaus.

Als nach dem Erwachen sein Weib das Lager neben sich leer und schon fast ausgekühlt fand, glaubte sie nichts anderes, Andreas sei von dem Unglück des Kindes vor Anbruch des Tages aus dem Bett gerissen und zum Haus hin-

aus auf eine neue Wanderung von Schenke zu Schenke getrieben worden.

So rückte der Tag bis hinter den Mittag. Da entschloß sie sich endlich, den alten Knecht ins Mitwissen zu ziehen. Der tröstete sie mit einem spöttischen Lächeln und meinte, es sei nicht schlimm, er habe den Bauer in der ersten Frühe den Hügel in der Richtung nach dem Walde hinuntergehen und vom Dachfenster aus, wo er gestanden und sich angezogen habe, im Felde verschwinden sehen. Vielleicht, wie er grinsend hinzufügte, sei wieder das Treiben über ihn gekommen und da würde weiter nichts Schlimmes heraushängen. Seine Treue und sein natürlicher Takt hinderten den Menschen, nach dem Grunde des Wirbels zu fragen, der über seinen Herrn gekommen war. Er schlug seine Mütze spaßend aufs Knie, daß eine dicke Wolke Staub herausplatzte, und machte sich ohne Umstände auf die Suche. Er war an den fünf Gebreiten, die sich von der Brindeisenerschen Grenze quer hinzogen, vorübergegangen und hatte die letzte Bodenwelle, die Hohe Kippe, erreicht, von der aus er die große, muldige Wiese übersehen konnte, die sich am Walde hinzog, nur vom Hemsterhuser Wege durchschnürt. Da bemerkte er einen Mann in dem herbstkurzen Grase, nicht allzuweit von der Lisiere des Waldes. Er lag hingestreckt und sah, den Oberkörper auf die Ellbogen gestützt, unverwandt und regungslos in den blaßblauen Himmel hinauf, an dem in unendlicher Höhe fortwährend einige weiße Wölkchen träumend zergingen und wieder entstanden. Vorsichtig, immer den Mann im Auge behaltend, stieg er den sanften Abhang auf den Hemsterhuser Weg hinunter, der hier die Höhe erklomm und durch

den Wald dem Rheine zuzog. „Heda!“ schrie er endlich dem Unbekannten zu und winkte freundlich mit seiner Mütze. Der Ruf traf den Liegenden wie ein Stoß, rollte ihn zusammen und warf ihn dann in ein paar flüchtigen Sätzen durch das Buschwerk in den Wald, aus dem er nicht wieder zum Vorschein kam. Der Knecht streifte wohl eine Stunde unter den Stämmen umher, spähte fleißig aus und rief, wenn er irgendwo ein verdächtiges Geräusch hörte, den Namen des Bauern. Doch als er auf dem Rückwege wieder den Hemsterhuser Weg überschritten hatte und auf der Hohen Kippe sich umdrehte, sah er den Unbekannten in derselben Stellung im Grase liegen und versunken gegen Himmel starren, als habe er sich nicht vom Flecke gerührt, sondern, unsichtbar gemacht, in diesem närrischen Treiben fortwährend verharrt. Nun kam es ihm vor, als sei der seltsame Mann wirklich niemand als der Sintlinger, aber eine unerklärliche Scheu, fast ein ehrfürchtiger Schauer hielt ihn ab, noch einmal mit lautem Rufen gegen ihn loszufahren. Zu Hause angekommen, verschwieg er, auch der Bäuerin gegenüber, das Erlebnis, sprach nur von seinem zwecklosen Umherstreifen und trödelte sich mit Gemurmel, das den Ton von Trost und Entschuldigung hatte, von Johanna weg zu seiner Arbeit. Das arme Weib beendete nun kummervoll den Tag und gab sich redlich Mühe, wieder einmal mit der Unabänderlichkeit ihres Geschicks fertig zu werden, ohne das Bild Andreas' durch Vorwürfe oder Klagen zu verfehren. Doch als sie endlich im Bett lag, glaubte sie in hoher Ferne schwach und dumpf die mitleidslosen Stöße eines Webstuhls zu vernehmen. Mit jedem dieser brummenden, zerflossenen Laute schien die Finsternis

um sie schwärzer und dichter zu werden. In ihrer Beklemmung tastete sie nach der Wiege, schwang sie vorsichtig und begann ganz leise und hoch ein Schlummerlied zu singen. Dabei dachte sie fortwährend: Mein Kind ist blind, mein Kind ist blind, und konnte ihre Tränen nicht mehr erhalten.

Der letzte Ton des Liedes schwebte noch zwischen ihren bebenden Lippen wie der Stiel einer blassen Blume, die sie im Begriff stand fallen zu lassen, da hörte sie ihren Mann heimkehren. Wenn es ihr Herz nicht erlauscht hätte, ihr Ohr würde es nicht erraten haben. So achtsam wurde die Tür bewegt, so gleichmäßig, fast schonend strichen lange Schritte durch den Flur. Nun trat er in die Wohnstube und ging leise bis in deren Mitte. Dort blieb er stehen. Sie hörte ihn laut und stürmisch ein paarmal atmen, wie es jemand vor einem bedeutsamen Vorhaben befällt. Obwohl Johanna nun wußte, daß er nicht trunken sei, ging ihr Herz plötzlich wie ein fallendes Blatt vor der tieferen Sorge, den Mann regiere die wache Wut. Und wirklich. Schon ging die Tür lautlos, stand lauernd still, und vor der Öffnung, die als finstere Schlucht sich aus der Nacht heranschob, sah sie langsam das blasse Gesicht ihres Mannes auftauchen und witternd, wie vor dem Anspringen, eine Weile stillhalten. Sie kam entsetzt in die Höh und mußte ihren erschlaffenden Körper mit versteiften Armen stützen. Da, wie wußte sie nicht, lag der Sintlinger an ihrer Brust und schnürte seine Arme wie Seile um sie und atmete erstickt und kochend-heiß an ihrem Halse hin. Er sprach stoßend und endlos, aber sie verstand nichts, als den seligen Wirbel, von dem sie durch seine Worte aus ihrem Ver-

zagen emporgerissen und fortgetragen wurde. Auf einmal löste er die Arme, bettete sein Weib behutsam aufs Lager, entkleidete sich schweigend und legte sich nieder. Obwohl Johanna nicht nach ihm hinsah, spürte sie doch, daß er auf dem Rücken lag und mit weiten Augen in die Nacht starrte. Nach langem sagte er erschüttert und fast unhörbar: „Ich habe kein Kind, ich habe einen Engel." Dann drehte er sich um und schlief ein.

Fünftes Kapitel

Von nun an betrugen sich die beiden Menschen nicht anders, als seien sie von einem tiefen Strom ergriffen und weit von ihrem alten Leben in ein neues Dasein getragen worden. Besonders der Sintlinger ging wie von schwerem Segen durchglänzt dahin. Er hütete das Geheimnis, von dem sein Kind eingesponnen war, als sorge er, daß der Zauber ihres Lebens von dem Wissen und den Worten der Menschen gestört werden könne. Die Umgebung erfuhr nichts von dem Zustande der kleinen Helene, als die große Milde, die nach dieser Fügung sich des Sintlingers bemächtigte, den heiteren Ernst seines Fleißes und die fast scheue Zärtlichkeit, mit der er seine Frau umgab. Er bewegte sich in den Gesetzen der neuen Erde, die das Schicksal seines Kindes ihm unter die Füße geschoben hatte, als sei neben seinen Schritten nie ein Halm Taumellolch oder ein Stengel Bocksbart gewachsen, sondern als hätten sogar jene Steine noch ein tröstliches Lied gesungen, über die er gestolpert war. Allerhand Gerüchte brauten durch das Dorf, die, bald in Bosheit, bald in Schadenfreude, an dem Grunde herumtasteten, durch den sein Leben aus den alten Brauseangeln gehoben worden war. Man redete von einem blutigen Streit, in den er von der Trunkenheit ge-

rissen worden war; von einem Vergehen an einem zarten Mädchen; einem wucherischen Geschäft, dessen verderbliche Folgen er hart vor der Gefängnistür unter einem Sack voll Gold begraben habe, und wollte gar von ehelichem Streit und einem nächtlichen Entweichen der entsetzten Bäuerin wissen.

Der Sintlinger ließ diese schmutzigen Wolken des Argwohns ruhig um seinen Hof spielen, ging sicher und voll freundlicher Würde seinem Geschäft nach und gab sich dem Zuge seines neuen Wesens hin. Alte, gebrechliche Leute, Kinder, die zu schwere Lasten trugen, lud er von der Straße auf seinen Wagen und fuhr sie wohl gar, oft genug auf Umwegen, bis vor die Türen ihrer Häuser.

Selbst dem Glöckchenhorcher aus Hemsterhus, jenem einfältigen Menschen, der durch die Geschwätzigkeit über unirdische Gesichte, die er gehabt haben wollte, soviel zur Schädigung des Sintlingerschen Rufes beigetragen hatte, erwies er ohne einen Schatten von Überwindung Gutes. Ja, als an einem regnerischen Herbsttage der halbsinnige Mensch, in zerschlissener Kleidung, frierend vom langen Bettelgange auf grundlosen Wegen, ermattet an das Hoftor klopfte, wies er ihn nicht ab, sondern schob den alten Knecht unsanft zur Seite, der eben darüber her war, den ärgerlichen Trottel mit einem kräftigen Schupfer über den Hügel hinunter neben die Kropfweiden zu spedieren. Liebevoll zog er den furchtsam Ächzenden ins Haus, stopfte ihm eine tüchtige, warme Mahlzeit in den Leib und ließ ihm außerdem aus einem alten Anzuge und allerhand Wäsche ein gewichtiges Bündel schnüren. Kein Bittender, und mochten es notorische Trinker oder professionelle Sonnen-

brüder sein, ging unbeschenkt vom Hofe, kein Unglücklicher blieb ohne Hilfe. Und schoß der Sintlinger auch in der Art seines Wohltuns oft übers Ziel, so wurde er doch nur von seinem leidenschaftlichen Wesen fortgerissen, das eben alle Handlungen so leicht ins Maßlose trieb. Doch haftete ihm keine Spur krankhafter Empfindsamkeit, ungesunder Schwärmerei oder pietistischer Frömmelei an. Offenbar lenkte ihn nichts als die Ergriffenheit eines Menschen, der mit seiner Güte Ernst macht. Sein Weib aber brauchte sich gar nicht zu ändern. Sie ging leise wie immer auf fernen, lichten Wegen durchs Leben, wohl manchmal mit einer leichten Wolke um die Stirn, doch gelassen und tüchtig, besonnen und sanft. Und kehrte ihr Mann von einem Geschäft seiner Nächstenliebe gar zu jagend heim, daß ihm sein Feuer das Gesicht mit fast hektisch roten Flecken von innen her betupfte, dann strich sie ihm die Haare über die Stirn hinauf wie in den Tagen der Entgleisungen durch den Rausch, als sagte sie wie damals: Laß nur gut sein, Andreas, es gelingt dir schon noch, und lächelte ermunternd und glättend seinen Überschwang wieder ins sichere Gleis.

In jener Zeit war es auch, daß irgend jemand die Sintlingersche Bauernburg auf dem Hügel den Heiligenhof nannte. Mag dieser Name immerhin ursprünglich einer scheelen Seele von der Spottlust eingegeben sein und deswegen im Anfang allein dem Mund der Leute schmackhaft geworden sein, gemach bedienten sich seiner auch Ernste und Bedachtsame, vor allem, als man erfuhr, warum sich das Leben des Hofes in solch ernste Schönheit gewendet hatte. Denn seit das blinde Mädchen auf die Füße gekommen war, konnten der Bauer und die Bäuerin ihren Zustand

nicht mehr verheimlichen. Nun nahm es jeder wahr, daß das arme Kind, in tiefe Nacht gesperrt, umhertappte. Das Herz der ganzen Gegend erschrak bei dieser Nachricht, und alle Eltern nahmen die Gesundheit ihrer Kinder nicht mehr achtlos als Notwendigkeit hin, sondern kamen sich unverdient beschenkt vor. Nur Nichtswürdige besaßen den bösen Mut, in dem Schicksal des Kindes die Strafe für die vielen Verirrungen des Geschlechts und das tolle Treiben Andreas Sintlingers zu sehen. Die meisten waren von der seltsamen Kraft ergriffen, mit der die beiden das Unglück ertrugen und weise für ihr Leben ausnützten. Es ergab sich von selbst, daß unter den vielen Bewegten genug Tätige sich fanden, die gedrungen wurden, nach dem Heiligenhofe ungebeten Rat und Hilfe zu tragen. Und wie es die Art des Volkes, vor allem der Landleute, ist, verfielen sie nicht auf den naheliegenden Gedanken, den Sintlingerschen Eheleuten zur Kunst eines Arztes zu raten, sondern bestürmten sie mit dem Angebot von allerhand verborgenen Heilweisen. Da sollte das weiße Häutchen, das unter der harten Schale des Habichteies sitzt, dem Mädchen sicher den Blick ins Licht öffnen, weil dieser Vogel der einzige ist, der, ohne zu erblinden, sein ganzes Leben so nahe der Sonne verweilen kann. Kluge Frauen rückten mit siebenerlei Kräutern an, sprachen uralte Gebete über das Kind, beschworen es unter seltsamen Gesten und verbannten das Übel in den abnehmenden Mond, den Wirbelwind oder das fließende Wasser, damit es nicht mehr zurückfinde. Selbst ein Pfarrer aus einem weitabliegenden armen Heidedorfe schickte ein Fläschchen seines unfehlbar wirkenden Augenheilwassers. Manch einen trieb auch die bloße Neugier auf den Sintlingerhof.

Diese Übereifrigen schwemmten sich in einer Flut törichter Redeweisen durch die Stuben, begafften alles mit beißenden Augen und wichen nicht eher von der Stelle, bis sie sich aus dem Kaffeekruge der Bäuerin den Leib tüchtig durchwärmt hatten. Anfangs tat die ehrliche Teilnahme so vieler würdiger Menschen dem Vater und der Mutter in der Seele wohl. Sie genossen mit heimlichem Stolz das Erstaunen der Fremden über das engelreine Gesicht Helenens, über das Rätsel der klaren und doch gebundenen Augen und das glockenhelle Stimmchen des Kindes, das von weiterher als aus den Fernen der Brust zu tönen schien. Von ihrem verschwiegenen Glauben an eine möglichst hohe Berufung durch das Wunder, das an ihrem Kinde geschehen war, sagten sie nichts. Mit gebührendem Dank nahmen sie alle Mittel entgegen und stellten dann heimlich die Mixturen ungebraucht zur Seite. Als aber der Schwarm der Eckensteher des Mitleids über die Schwelle strömte, verbargen sie das Kind und fertigten die leeren Zungenschläger immer kürzer ab.

In jene Zeit fiel der Besuch des alten Klim aus Brederode. Den gebrechlichen Mann hatte der tiefe Kummer über das abermalige große Unglück seiner vielgeprüften Tochter von dem Krankenlager getrieben. In Betten gepackt, fuhr er durch den rauhen Vorfrühlingstag auf den Heiligenhof. Da überzeugte er sich denn, daß das Gerücht von der Blindheit seines Enkelkindes leider grause Wahrheit sei. Zugleich spürte er aus den Worten und mehr noch aus dem veränderten Wesen seines Schwiegersohnes ein ihm völlig unbegreifliches Genügen in dem Geschick. Trotz aller behutsamen, von weither kreisenden Fragen brachte er aus

Andreas nichts als eine Reihe fatalistischer Floskeln heraus, unter denen dieser den wahren Grund seiner Hingabe an die schwere Fügung verbarg. In Wahrheit fürchtete der Sintlinger instinktiv, den Zauber zu zerbrechen, durch den er aus den dunkeln Strudeln seines Blutes in eine hohe, außergewöhnliche Welt gehoben worden war. Darum schwieg er beharrlich in allerhand ausweichenden Worten, und als der Greis, wie von einem hellen Blitz in seine fast todesklare Seele getroffen, endlich mit der Frage auf ihn eindrang, ob denn das Leben des unschuldigen Kindes etwa nur der Besen sein sollte, mit dem er seine Stuben rein halte, wurde der Sintlinger blaß und verließ bebend die Stube. Johanna verstummte auch und sah durch ratlose Tränen ihren Vater an, der über soviel unchristliche Verirrung außer sich geriet, weil er wahrnahm, daß auch seine Tochter ergeben an dieser Untat teilhatte. „Ich will heim", sagte er zum Schluß mit abgeschlagenem Atem, richtete sich mühsam an seinem Stock auf, sah noch einmal entsetzt umher und verließ, jede Unterstützung ablehnend, das Haus.

Doch der Zorn des Greises und seine Frage, die wie ein Stoß gegen seine Brust gefahren war, stürzten den Sintlinger nicht tiefer in unentwirrbare Zweifel und Unruhe. Nicht lange nach dem Weggange des Alten trat er in die Stube, nahm seiner Frau das Kind vom Arme, schwang es im Licht des Fensters hoch über sich und sah ihm von unten lange ins Gesicht. Unter einem herzhaften Kuß stellte er Helene dann auf die Diele und blickte ihr nach, wie sie mit zierlich-schwebenden Schrittchen an der Hand Johannas dahinging.

„Wie?“ rief er plötzlich in seiner alten Art, zerhackt und laut. „Wie? Soll ich mich empören, daß das Kind so ist, wie es ist? Wenn es keinen Sinn hat, warum gab es mir Gott so? Eine schöne Art Glauben und steinerne Augen! Nicht? Da wär am Ende alles, was in den Nächten über mich gekommen ist, auch nur ein so glänzender, spinnwebiger Zufall. Nein, nein!“ Er setzte mit einem Schlag beteuernd die Faust auf seine Brust und ging hohnlachend an die Arbeit.

In diesem Glauben verharrte er, auch als der Hemsterhuser Pfarrer Ardelt, wohl vom alten Klim geschoben, auf dem Heiligenhofe unter dem Vorwand erschien, den Sintlinger für eine Beisteuer zur Ausmalung des alten Kirchleins zu interessieren. Andreas und seine Frau saßen und hörten aufmerksam den beweglichen Worten zu, mit denen der Priester die vielen verborgenen Mängel des Gotteshauses schilderte. Auch die versteckten Vorwürfe der Unkirchlichkeit nahm der Bauer gleichmütig hin und trommelte als Antwort nur leicht mit den Fingern auf der Tischplatte. Als sich aber der Pfarrer im Anschluß daran geschickt dem Unglück zuwandte, das über das Ehepaar gekommen war, und bald in die Rolle eines Bußpredigers verfiel, riß Sintlinger die Hand vom Tische. In seinem Auge flackte es auf. Bleichen Gesichts und steif neigte er sich vor, als wolle er etwas erwidern, faßte sich aber, stand lächelnd auf und trug des Pfarrers Hut und Stock auf den Flur. Dann erschien eine Magd und meldete, daß die Sachen des geistlichen Herrn schon draußen seien. Am andern Tage aber schickte der Sintlinger einen ansehnlichen Beitrag in den Pfarrhof. Niemandes Atem, keines andern Menschen Ge-

danken als die seines Weibes, und die eigentlich auch nur in einer gewissen Ferne, duldete Andreas auf dem Wege, den er sich selber zum Verwundern beschritten hatte.

Nicht lange darauf rückte es ihm doch die Füße weg.

An einem Abende kam er mit einem Fuder Grünfutter vom Felde heim und hörte über den Hof hin die Mägde davon sprechen, daß der Hemsterhuser Narr dagewesen sei. Er habe sich in die Stube zu dem schlafenden Kinde geschlichen, ein rotes Läppchen aus der Tasche gezogen und es unter Tränen und Verwünschungen über den geschlossenen Augen des Kindes in kleine Fetzen zerrissen. Eine Magd hatte durch das offene Fenster vom Garten her den Vorgang angesehen, aber aus Furcht vor dem unheimlichen Menschen nicht einzuschreiten gewagt. Als die Bäuerin in der Stube erschienen sei, habe sie den Glöckchenhorcher in einer Ecke lehnend gefunden, das Gesicht von verzweifeltem Schmerz entstellt, die Augen starr auf das Kind geheftet. Auf ihren Anruf sei es gewesen, als tauche er langsam aus einem Traume auf. Doch kaum habe er die Bäuerin erkannt, so sei sein Weinen und Wehklagen von neuem angegangen. Nur durch gütliches Zureden sei es gelungen, ihn vom Hofe zu bringen, und nun sitze er drunten am Grenzwege und höre nicht auf, fortwährend die roten Zeugfetzen einzugraben und herauszuscharren.

Der Sintlinger warf den Pferden die Leine über den Rücken, ging unter die Hoftorlinden und erspähte sogleich den Glöckchenhorcher. Der Mensch kauerte zusammengeduckt im Graben und wühlte noch immer in der Erde, mehr ein graues Tier, ein riesenhafter Maulwurf.

Der Bauer erblickte genau die Sehnenstränge des langen

dünnen Halses, und in der tiefen Rinne zwischen ihnen floß der Haarschopf in einem mageren Schwänzchen bis unter den Rockkragen: vielleicht über den ganzen Rücken hinunter, sann der Bauer, und der Kerl ist überhaupt kein Mensch. So fiel den Sintlinger nach all den Aufregungen der letzten Wochen etwas wie ein Grauen an, als wühle der tölpische Alb da drunten an den Grundfesten des Hügels, auf dem sein Hof stand, und ließ er ihn gewähren, so brach eines Tages unversehens alles über seinem Kopfe zusammen und begrub ihn unter den Trümmern. Jäh, ein schreckensheißer Traum, zuckte das in ihm auf. Er mußte die Mütze abnehmen, denn im Augenblick wußte er nicht, was zu machen sei. Endlich überkam ihn die Wut. Er richtete sich auf und schleuderte einen solch gellen Ruf nach ihm, daß der Halbsinnige, wie von einem Geißelhieb getroffen, aufflog und in langen, fahrigen Sätzen nach Hemsterhus davonlief.

In derselben Nacht sprang der Sintlinger plötzlich aus dem Bett, riß ein Pferd aus dem Stalle und galoppierte hinaus in die Finsternis. Wie damals, als das Kind geboren wurde, hörte Johanna die Hufe des Pferdes über den Hügel hinunterwirbeln und, schwächer und schwächer, sich in der Ferne verlieren.

Als sie im grauen Morgen erwachte, lag ihr Mann totenblaß in den Kissen. Sein Gesicht war eingefallen, sah zerpflügt aus, trug aber die Züge gesammelten, wenn auch schmerzvollen Ernstes, und sein Atem ging ruhig. Er lag wie ein übermüdeter Kämpfer, und manchmal zuckte es über seine Stirn, als müsse er das Brennen geheimer Wunden verbeißen.

Ein Weib weiß nichts von den grauen Tieren der Luft, mit denen ein Mann ringen muß, wenn er auf dem Wege bleiben will, auf den ihn ein hohes Erwarten gestellt hat. Wonach er in Unrast immer langen muß, das trägt sie als unerworbene Sicherheit in der Seele. Deshalb glaubte auch Johanna, ihr Mann sei von dem Erscheinen und seltsamen Gebaren des Glöckchenhorchers, gerade wie sie, nicht anders als ein Kind erschreckt und von allerhand ahnungsvoller Sorge in die Nacht getrieben worden. Aber sie traf mit diesen Gedanken nur sehr äußerlich die Not, die über Andreas gekommen war, und erschrak tiefer als je vorher in ihrem Leben, als er erwachte. Er fuhr jäh auf, sah sich wie fremd in seinem Zimmer um und schaute dann sein Weib lange und düster an. Darauf hub er an zu reden. Ohne Einleitung, mitten aus den Wirbeln sprach er von dem Unsinn des Lebens, wenn man denken müsse, daß Menschen nichts als Fangbälle seien, die der Zufall bald so, bald so schlage; daß sich alle Mühe nicht lohne, weder im Guten noch im Bösen, daß es besser sei, gleich dem Hemsterhuser Narren umherzutölpeln, gäbe es etwas wie eine solch bestialische Macht, die es fertig bringt, Eltern dadurch zu strafen, daß sie ein unschuldiges Kind ins Unglück stoße. Das ertrage er nicht einen Tag länger. Hier müsse alles ins reine gebracht werden. Morgen in der Frühe werde nach Münster zu einem großen Doktor gefahren. Der müsse sagen, ob es sich bei seinem Kinde nur um einen gemeinen Faustschlag ins Gesicht handle. Was dann zu geschehen habe, das wisse er und sei entschlossen, nicht einen Augenblick mit dem zu zögern, was sich einzig darauf gehöre. Sie solle alles vorbereiten. Dann berührte

er mit seinen Lippen leicht die bleiche Stirn seines Weibes und sprang von seinem Lager auf.

Alle diese Vorgänge liefen nicht etwa mit dem alten Sintlingerschen Toben durch den Hof; sie ereigneten sich unter gemessenen und ruhigen Formen, daß nicht einmal das Gesinde etwas von dem Sturme merkte, der den Bauern erfaßt hatte.

Wie jeden Morgen trat er auch an diesem Tage um die gleiche Zeit auf den Hof, rückte die Mütze nach hinten und ließ seine aufmerksamen Augen rundum wandern. Er tat es mit absichtlicher Gemächlichkeit. Wenn ihm auch das leise Pfeifen nicht gelingen wollte, das sich sonst von selbst zwischen die Lippen geschoben hatte, machte er doch immerhin den Eindruck eines Mannes, der gewohnt ist, sich vor dem tätigen Zugreifen mit einem Blick auf seinen geordneten Wohlstand anzuregen. Dann rief er den alten Knecht zu sich, der eben, mit einer hölzernen Futterschwinge in den Armen, gebückt aus dem niedrigen Aftertürchen der Scheune heraustrat. Der ungefüge Dienstmann nickte nur auf den Anruf zum Zeichen des Verständnisses seinem Herrn zu und trug dann in unbeschleunigt langen Schritten seinen Hafer in den Pferdestall. Andreas bewegte sich indessen langsam dem Hoftor zu. Dort fand sich der Knecht zu ihm, und ohne ein Wort schlugen beide den Weg ins Feld ein. Der Sintlinger ging mit zu Boden gekehrtem Gesicht, die Hände auf dem Rücken. In mäßigen Wogen zog das Land vom Hofhügel dem Walde zu, der im Schmuck des jungen Eichenlaubes als rötlich-grüne Wolke bald aus der Erde herauswuchs, bald in sie zurücksank, je nachdem die beiden schweigsamen Männer über eine Er-

höhung oder durch eine Senke schritten. Auf der höchsten Bodenwelle, der Hohen Kippe, dem Ort, von wo aus man fast das ganze Sintlingersche Gut übersehen konnte, machte Andreas halt und begann dem Knecht Anweisungen über die Arbeiten zu geben, die in der nächsten Zeit notwendig waren. Er sprach ruhig, sogar mit einer Art kalter Beiläufigkeit. Selbst als er, nur wie von ungefähr, sich in Erwägungen über den Verlauf der Ernte, ja sogar den Verkauf des erwarteten Getreides verlor, geschah das so ungezwungen, so ganz in spielerischer Vollendung der tatsächlichen Aufträge, daß der ergraute Dienstbote nichts Verwunderliches darin fand, warum sein Herr über diese ferne Zeit sich schon jetzt Sorgen mache.

„Du mußt wissen", sagte der Sintlinger am Ende, „ich verreise morgen nach dem Münsterischen hinüber. Es kann eine Woche dauern, auch länger. Frau und Kind gehen mit, und kehre ich nicht am selben Tage mit ihnen wieder zurück, so hat das weiter nichts zu bedeuten. Verstanden! Indessen führst du alles, als ob ich hinter dir stände. Dem übrigen Gesinde, besonders den Weibsbildern, brauchst du davon nichts unter die Nase zu binden. Die machen aus einem Balg eine Katze und aus einer Katze eine Kuh."

Plötzlich schwieg er. Das letzte Wort wurde ihm förmlich aus dem Munde gerissen. Er reichte dem Knecht die Hand hin, in die dieser einschlug, und kehrte sich hastig um, der langen Wiese zu, die im Schmuck ihrer Maiblumen wie ein breiter goldener Strom von dem Walde her durch die geneigte Mulde sich dem Grenzwege zuwälzte. Dann schluckte er den Gesamtanblick seines wohlbestellten, fruchtreichen Gutes hastig und leidenschaftlich in seine braunen

Augen, die sich davon zum Bersten mit tieferer Finsternis füllten, und schritt fast laufend dem Hofe zu, daß der Knecht kaum zu folgen vermochte. Dort begann er sofort einen Rundgang durch alle Gebäude. Das Mittagessen schlang er hastig hinunter. Er warf die Bissen, ohne zu kauen, in den Schlund, sah an Weib und Kind achtlos vorbei und stöberte dann wieder bis in den Abend hinein ruhelos treppauf und treppab, durch Böden, Ställe, Schuppen und Scheunen. Vor dem Schlafengehen war er verschwunden; nach langem Suchen fand ihn Johanna in dem kleinen Garten, der nach dem Rheine zu lag. Es war schon Nacht, aber nur halbe Finsternis; denn der Sichelmond schielte eben bleich über die Hügel herein. Als die Bäuerin geräuschlos das Gartentörchen geöffnet und ein paar auf den Zehen schwebende Schritte den Weg zur Laube hin getan hatte, die an der Giebelwand des Stallgebäudes stand, mußte sie vor Bestürzung stehen bleiben. Sie hörte da etwas, was sie nie für möglich gehalten hätte. Die Stimme ihres Mannes tönte in der Laube ganz leise, ganz versunken, so wie Menschen aus einem fernen Traum, aus verjährtem Sonnenschein singen. Freilich sprach er die Worte mehr, gedehnt und gedankenvoll wägend:

„Hatt' ich nun drei Wünsche,
Drei Wünsche alsoviel.
Die sollt' ich gehen wünschen:
Drei Rosen auf einem Stiel."

Es war die erste von den zwei Strophen eines Liedes, das in jener Gegend sehr junge Leute singen, wenn sie im ersten Verwundern des Lebens und der Liebe stehen.

Johanna wurde davon so im Halse gewürgt, daß sie einen unbedacht lauten Schritt tat.

Da trat ihr Mann auch schon über die Schwelle der Laube zu ihr heraus und sagte: „Gut, ich komme schon.“ Ergriff ihre Hand und führte sie ins Haus.

Am andern Morgen, lang vor Tag, wurde aufgebrochen. Der Sintlinger nahm auf dem erhöhten Kutscherſitz des Jagdwagens Platz, der alte Knecht und Johanna setzten das Kind zwischen sich. Es wimmerte leise und schlaftrunken. Als das Gefährt vorsichtig den Hügel hinuntersank und dann in reißendem Rollen dem schlanken Trabe der Gäule nachlief, verstummte Helene. Ihr Gesichtchen nahm den Ausdruck furchtsam gespannter Erwartung an. Sie zog Arme und Beine an den Körper, und als die Bäuerin ihr in die Augen sah, schien es ihr, das Blau ihrer Sterne sei bleicher geworden. Wie erfrorene Blumen lagen sie unbeweglich im Weiß des Gesichts. Der Sintlinger saß, ohne sich zu rühren, ließ die Peitsche pfeifend über die Köpfe der Pferde sausen, wenn sie in mäßigeres Tempo fallen wollten, kehrte sich nicht um, sondern sah stumm und gereckt fortwährend geradeaus. Johanna konnte ohne Empfindung eines gewissen Grauens nicht auf ihn sehen. Er kam ihr unheimlich, fremd vor, fast wie einer, der seine Seele gewaltsam aus sich hinausgedrängt hat und nun erstorben hinter ihr herjagt, sie wieder einzuholen, koste es, was es wolle.

Nach zweistündiger scharfer Fahrt hatte man den Bahnstrang erreicht, der von Bocholt herunterkommt. Schweigsam wurde die Übersiedlung auf den Zug bewerkstelligt.

Dann trat der Bauer noch einmal rasch an den Knecht heran, der auf dem Bock Platz genommen hatte und sich eben nach der Peitsche neigte, um zurückzufahren. „Du weißt noch alles, was ich dir gesagt habe?" fragte er und sah ihn drohend an. Der Alte nickte nur, lüftete den Hut und ließ die Pferde traben. Andreas sprang auf den Zug und zog sich sogleich wieder in seine innere Ferne zurück, in der er fast auf der ganzen Fahrt verweilte. Kein Disput über die Wahl des Arztes, über dessen mutmaßliche Diagnose und die sich daranschließenden möglichen Maßnahmen, kein Versuch, einander wenigstens durch den Klang der Worte zu Hilfe zu kommen. Johanna machte ein paarmal einen Anlauf, durch Reden der Beklommenheit ihres Herzens zu entrinnen. Der Sintlinger schloß jedesmal als Antwort nur die Augen, lehnte sich zurück und schüttelte abwehrend den Kopf. Wie man ein gespanntes Pistol, immer den Finger am Abzug, mit sich herumträgt, so verwahrte er seinen unabwendbaren Vorsatz hinter einem Schweigen, das auch ohne jede Freundlichkeit gegen sich war. Ein kühles, mitleidsloses Warten war es, das ihn mitten im Licht in Dunkel und Drohen einhüllte, aber ein Drohen nur gegen ein Unbegreifliches, das im Leeren, wie hinter dem Himmel, auf ihn lauerte. Gegen sein Weib hin wirkte die verfinsterte Abgeschlossenheit als unausgesprochene Versicherung tiefer Liebe.

Nur der Bahnhofstrubel erst in Wesel und dann in Dorsten vermochte auf Augenblicke dem Sintlinger etwas von dem alten Wesen zurückzugeben. Dann lief er mitten in den Strom der ab- und zuhastenden Reisenden, schob sich absichtlich in zusammenballende Knäuel, teilte mit den

Ellenbogen Püffe und Stöße aus, schreckte Andringende durch das Lodern seiner Augen aus dem Wege und sog aus den Gesichtern der Entgegenkommenden so viel von unruhiger Hoffnung, lachender Entschlossenheit und sorglosen Übermutes, daß seine Wangen sich röteten. Johanna saß mit Helene auf der Bank vor dem Wartesaal und sah dem Treiben ihres Mannes leidvoll zu. Er beruhigte sie zwar bei der Rückkehr mit der Ausrede, daß er sich habe nach der Abfahrt des Zuges erkundigen müssen, verlor aber schon beim Sprechen jeden Anflug erborgter Fröhlichkeit, und als sie im Zuge saßen, kroch er wieder ganz in seine innere Ferne zurück.

Einmal nur während der Fahrt wurde er aus dieser Vertriebenheit ins Dunkel herausgelockt. Hinter Haltern war es. Der Zug schien, knatternd und keuchend, in der eintönigen Ebene auf derselben Stelle stehen zu bleiben, als fresse er sich mit seinen Rädern in den Boden. Hügel tauchten in großer Ferne auf. Erst schielten sie, klein und furchtsam, über den Horizont, als wagten sie sich wegen des Räderlärmes nicht heran. Auf einmal jedoch setzten sie sich alle in Bewegung und wanderten ruckend, aber lautlos immer näher heran. Jeder schwenkte auf seinem Rücken einzelne Bäume gleich grünen Fahnen, und endlich war der Zug von ihnen umringt. Sein Brausen, das ihn ganz einhüllte, klaffte auch manchmal im Winde auseinander, und man hörte, daß die ganze Maienluft da draußen zum Bersten mit Lerchenliedern gefüllt war. Krähen gingen durch die junge Saat. Doch man sah nur ihre Köpfe wie kleine, schwarze Kugeln wackelnd über die grüne Fläche rollen. Hoch am Himmel stand ein Schwarm wei-

ßer Wölkchen, die unbeweglich auf die Erde herunterlauschten.

Die Umgebung trug so ganz die Züge seiner Hemsterhuser Heimat, daß Andreas einen Augenblick seiner inneren Finsternis entzogen wurde. Er machte Johanna darauf aufmerksam. Sie sahen beide hinaus, und während sie schauten, kam ein glühendes Fieber über die hohen Wölkchen. Sie begannen reißend schnell in den Himmel zurückzufallen, wurden kleiner und kleiner und waren spurlos verschwunden, ehe die beiden ein zweites Mal mit den Augen gezwinkt hatten. Dieser Vorgang ereignete sich so unvermutet, daß der Bauer und die Bäuerin tief Atem holten. Johanna lächelte unwillkürlich. Der Sintlinger aber saß mit traumdunklen Augen da, und als sein Weib ihn fragte, was es gäbe, antwortete er, sich vergessend: „So wie die Wolken ... wenn's schon sein müßte, das Sterben wäre schön."

Da erkannte sein Weib, an welchem Abgrund ihr Mann mit sehenden Augen stand, beherrschte sich aber und gab sich den Anschein, als ahne sie noch immer nichts von seiner inneren Verfassung. Sie bat nur in eindringlicher Güte, ihr mit solchen Worten nicht mehr wehe zu tun. Dabei legte sie nach ihrer Gewohnheit die Hand auf seine und sagte: „Nicht wahr, Andreas, so was sagst du nie mehr. Denn wer die Nacht durchaus will, den überfällt sie unvermutet mitten im hellen Tage."

Im stillen nahm sie sich vor, ihren Mann nicht mehr aus den Augen zu lassen.

Nun rollte der Zug durch die langweilige Münsterſche Fruchtebene. Sümpfe mit ihrem dichten Buschwerk traten

bis hart an den Bahnstrang, und endlich erschien am fernen Horizont die alte Bischofsstadt. Als der Sintlinger sie schwarz und zackig aus der rötlichen Abendluft auftauchen sah, flog ein Zug grimmiger Feindseligkeit über sein Gesicht. Er murmelte etwas und sah zur Seite. Sie nahmen nicht weit vom Romberger Hof in einem kleinen Hotel Wohnung, in dem die Bauern bei ihrem Besuch der Hauptstadt abzusteigen pflegten und dessen Name dem Sintlinger von seinem Vater her bekannt war. Wie der Bauer während der ganzen Fahrt an seinem Weib und Kinde vorübergesehen hatte, wohl um durch den Anblick seiner liebsten Menschen nicht von dem verborgenen Entschluß abgebracht zu werden, so behandelte er sie auch jetzt gelassen, aber aus der Ferne, führte sie nach einem einfachen Imbiß auf das angewiesene Zimmer und ging dann, um einen Arzt ausfindig zu machen, der vertrauenswürdig genug war, über den Zustand seines Kindes und damit über sein eigenes Leben zu entscheiden. Das Glück führte ihn günstig, und nach manchem Hin- und Widerlaufen stand er in der Ägidistraße vor dem hohen, prächtigen Hause jenes großen Doktors, der nach seiner gewalttätigen Einbildung in der alten Bischofsstadt leben mußte. Das vornehme Gebäude gehörte dem Doktor Flöreck, einem in jener Zeit weit über Westfalen hinaus berühmten Augenarzt, der von einem thüringischen Fürsten wegen einer beispiellos kühnen Operation an einer Prinzessin den Professorentitel erhalten hatte. Der Sintlinger drang mit dem Ungestüm seines leidenschaftlichen Naturells an den letzten Patienten vorbei durch das Wartezimmer in den Sprechraum des Professors und brachte, plötzlich von tiefem Bangen erfaßt, sein An-

liegen in einer Art schmerzlichen Trotzes vor. Doktor Flöreck, ein überaus schlanker, schweigsamer Mensch, nickte nachsichtig lächelnd über das Betragen und die Weise der Erzählung Andreas', und als der Bauer geendet hatte und nun bebend mit verdunkelten Augen in dem bleichen Gesicht dastand, schaute er ernst über den kleinen, sehnigen Mann hin, trat an ein Fenster und sah hinaus auf das abendliche Treiben der Straße. Dann ging er an seinen Schreibtisch, nahm einige Zettel auf, las sie gedankenvoll und händigte dem Sintlinger endlich eine Karte mit dem Bemerken aus, sich morgen früh um acht Uhr mit der Kranken hier einzufinden und das Kärtchen dem Fräulein am kleinen Tisch im Vorzimmer zu übergeben.

Als Andreas nach Hause kam, saß Johanna, die fortwährend in Unruhe nach ihm ausgeschaut hatte, mit Helene in der dunkeln Stube am Fenster. Das Kind horchte mit großen, ängstlichen Augen in den Lärm, der von überallher um das Haus wogte, und da nun die Glocken alle zu läuten anfingen, grub es sich weinend in die Mutter hinein.

Am andern Morgen überfielen den Sintlinger im Wartezimmer des Doktors seine Verfinsterungen wieder tiefer. Denn als er ankam, war der lange, schmale Raum, der nur durch ein einziges, wenn auch hohes Fenster Licht erhielt, von Menschen fast voll, und es herrschte eine beklemmende Stille, wie sie das schmerzvolle Hoffen vieler Halbverzagten hervorbringt. Der Sintlinger wurde mit den Seinen ziemlich weitab vom Eingang zum Ordinationszimmer gewiesen und nahm sein Kind wie schützend zwischen sich und seine Frau. Er verhielt sich den Anwesenden gegenüber in einer Art feindseliger Ablehnung und saß

mit zur Erde gekehrtem Gesicht da. Doch wenn er sich aufrichtete, kam es immerhin vor, daß er wider Willen auf die Umhersitzenden einen Blick werfen mußte.

Manche saßen, wie zum Aufspringen bereit, zusammengebogen auf der äußersten Stuhlkante und tasteten mit zitternder Hand von Zeit zu Zeit an der schwarzen Binde umher, die über ihren Augen lag. Andere hielten sich unbeweglich in der steifen Haltung der schon völlig Erblindeten auf ihrem Sitz und fühlten manchmal, von plötzlicher Furcht überfallen, nach ihrem Begleiter, der gleichgültig neben ihnen Platz genommen hatte. Er sah in Augen, die wie tote Milchkugeln in den Höhlen standen, und wieder andere hingen gleich blutigen Blasen zwischen den Lidern. Am liebsten hätte er das Gesicht seines Kindes mit den Händen zugedeckt, um zu verhindern, daß die Verheerung, von der alle befallen waren, auf die klaren Sterne Helenens überspringe.

Da hörte er im Sprechzimmer eine Tür gehen, erhob sich mit einem Ruck und gab Johanna ein Zeichen, das Kind auf den Arm zu nehmen. Über die anderen alle, die Zusammengesunkenen und die stier Dasitzenden, kam auch gespanntes Aufrecken, wie über Angeklagte vor der Urteilsverkündigung. Einige wandten, beleidigt durch das laute Auffahren, mißbilligend ihr Gesicht gegen Andreas. Der aber achtete nicht auf sie, sondern bewegte sich mit langsamen, festen Schritten gegen den Eingang zum Sprechzimmer. Jetzt, da er auf seinen Füßen stand, war er der Gewalt dieser zerschundenen Leben entrückt, und die Gewißheit beseelte ihn, daß jetzt nur noch der Doktor zu überwinden sei. Dann war ihm sein Kind und mit ihm

alles gerettet. Da hieß es nur auf der Hut sein, um keine Geste, keine Miene, nicht die leise Beschattung des Blickes zu verlieren, mit der sich Ärzte vor den Patienten heimlich ihre Überzeugung gestehen. Professor Flöreck öffnete die Tür, um damit das Zeichen zum Beginn der Ordination zu geben, und der Sintlinger schritt, ohne sich um die Berechtigung dazu Gedanken zu machen, über die Schwelle. Das Ordnungsfräulein wollte den Bauern zurückhalten, weil noch zwei Patienten vorgemerkt waren. Andreas wandte sich nur mit drohendem Gesicht um, hörte an ihren erklärenden Worten vorüber, sagte über die Achsel: „Schon gut!" und schloß stark die Tür hinter sich, ohne von dem Gelächter und den Rufen des Unwillens im Wartezimmer Notiz zu nehmen. Doktor Flöreck überging mit schonendem Lächeln diese ungewohnte Szene, ließ seinen Blick verwundert von der gütig stillen Frau zu dem flackernd dunklen Mann gehen und traf derweil alle Vorbereitungen zu der Untersuchung. Der Sintlinger rückte mit seinem Stuhl an die Wand und verfolgte mit den schwarzen Augen, die wie die Mündungen zweier Flintenläufe in dem überwachten Gesicht standen, alle Vorgänge. Sein gewalttätiger Wille stellte die Aufmerksamkeit so ausschließlich auf den entscheidenden Moment ein, daß die informierenden Fragen des Arztes über das Alter der kleinen Patientin, mögliche Unfälle, mutmaßlichen Eintritt des Sehunvermögens und mehrere andere fast wie ein belangloses Geräusch fern von ihm hinhuschten. Plötzlich änderte sich die Klangfarbe der Stimme des Doktors. Jede Strenge wich aus ihr, das ohnehin weiche Organ wurde noch klingender. Die Worte hörten sich wie ein heiteres Spiel an. So redete er zu der

kleinen Helene, und schon nach wenigen Augenblicken war sie von der sanften Gewalt des Mannes so hingenommen, daß jede Scheu von ihr wich. Sie ließ sich bei den Händchen fassen, duldete glücklich, daß ihr der Professor das Haar und die Wangen streichelte, und war endlich so weit, wie sie der kluge Arzt haben wollte. Sie fühlte die Berührungen der fremden Hände wie eigene Gebärden und kam seinen Absichten wie eigenen Wünschen entgegen. Ohne Laut ertrug sie jeden Druck auf die Augen, bewegte sie nach seinem Gebot, schloß, öffnete sie und hielt in froher Erwartung still, während er mit dem Spiegel alle Winkel der geheimnisvollen Klarheit ihrer verschlossenen Augen durchsuchte. Nirgend entdeckte er eine Verletzung, nirgend eine krankhafte Veränderung. Die Iris war ungetrübt, die Linse hing wie ein makelloser Tropfen Tau vor den göttlichen Finsternissen der Netzhaut. Selbst die Anpassungsfähigkeit der Pupille war in beschränktem Maße vorhanden.

Der Sintlinger saß wie zum Stoß vorgeneigt, hatte das Sitzbrett des Stuhls mit beiden Händen krampfhaft gepackt und verfolgte so drohenden Blickes alle Bewegungen des Arztes, als mache er sich bereit, auf ihn zu stürzen. Er wußte nicht, wo er war. Alles, was er sah, ereignete sich hinter grauen Schleiern. Da bemerkte er endlich, daß der Professor sich aufrichtete, gedankenvollen Schrittes an den Schreibtisch trat, sinnend umhergriff und dann, wie er es gestern getan hatte, ans Fenster ging und auf die Straße starrte.

‚Gut, jetzt kommt es', dachte der Sintlinger und war, ohne zu wissen, was er tat, aufgesprungen.

„Herr Doktor", stotterte er, daß es klang, als wühle er mit seiner Zunge in Geröll, das den Mund erfüllte.

Der Professor, an alle Formen menschlicher Verzweiflung gewöhnt, drehte sich um und sah, die Finger der Rechten am Kinn, den Sintlinger an. Der bebte wie ein gespanntes Seil im Sturm. Doch der Doktor kehrte sich nicht daran.

Er sprach mit milder Stimme von den Grenzen menschlichen Wissens, den Geheimnissen des Menschenleibes, den unerschlossenen Wundern und Launen der Natur und bekannte, daß ihm ein Fall wie dieser, wo bei völliger Intaktheit des äußeren und inneren Auges das Sehvermögen sich auf eine gewisse Lichtempfindlichkeit beschränke, noch nie vorgekommen sei. Alles, was er tun könne, bestehe in dem Rat, in Geduld zu warten, daß die Natur den Schleier, den sie auf so verborgenem Wege vor dieses Kind gehangen, geheimnisvoll wieder wegziehe.

Dem Sintlinger war es, als höre er himmlische Stimmen zu sich sprechen. Um sich zu halten, daß er nicht hinlaufe und dem Mann vor die Füße falle, schloß er die Hände wie Zangen ineinander, lächelte wie irr und wußte nicht, daß ihm Tränen über die Wangen liefen.

Der Arzt meinte die Äußerungen tiefster Verzweiflung zu sehen, trat an den Sintlinger heran, legte seine Hand auf dessen Achsel und sprach ihm noch weiter Fassung und Trost zu. Der Bauer hörte vor innerem Jubel nicht, was der Doktor sprach, und nickte zu allem nur mechanisch, auch als der Doktor bat, seinem Assistenten eine kurze Inaugenscheinnahme dieses phänomenalen Falles zu gestatten.

Kaum war aber der Professor hinter der nächsten Tür

verschwunden, so raffte Andreas schnell eine Menge Goldstücke aus dem Beutel, warf sie auf den Schreibtisch und zog seine nutzlos widerstrebende Frau aus dem Zimmer. Lachend sprang er die Treppe hinunter und nahm an der Tür seinem etwas betreten nachfolgenden Weibe die kleine Helene vom Arm. Dann trat er wie im Triumph auf die Straße. Von oben rief ihm der Arzt irgend etwas nach, und auch der Kopf seines Gehilfen erschien am Fenster.

Der Sintlinger hörte wohl seinen Namen rufen, kehrte sich aber nicht einmal um, lüftete bloß den Hut und strebte, wie trunken vor großem Glück, seinem Absteigequartier zu.

Sechstes Kapitel

Nach diesen geheimen Stürmen nistete sich das lichte Leben wieder in alle Räume des Sintlingerschen Hofes ein. Nicht, daß in den Tagen des Kampfes, der den Bauern und seine Frau nach Münster getrieben hatte, etwas von der finsteren Gemütsart oder jachen Härte früherer Zeit über die Bewohner des nördlichen Hügels unversehens hergefallen wäre, nein, aber die Liebe war doch verschleiert, die Güte etwas dumpfer, und die Armen und Bresthaften erhielten in diesen Tagen die Gaben wie aus der verschafteten Luke einer Mauer schweigend in die Hand gelegt. Jetzt gab es zu dem Stück Brot wieder wie früher einen herzlichen Blick, in den Napf Suppe einen guten Wunsch, hinterher auf den Weg einen tröstlichen Zuspruch und die Vermahnung, in der Not ja nicht an dem Hügel vorüberzugehen. Besonders tat sich in dieser Verbrüderung mit all den Türpochern der Bauer selbst hervor. Von keiner krankhaften Verzerrung der Gestalt wurde er abgestoßen, von keiner Entstellung zum Ekel gereizt, und niemals trieb ihn einer jener Habsüchtigen in Zorn, die von einem halben Dutzend Krankheiten gepeinigt erscheinen, solange sie unter des Gebers Augen stehen, aber lustig und guter Dinge sind, sobald sie sich unbeachtet wissen. Ja, eigentlich, je wider-

natürlicher und hoffnungsloser der Zustand eines Armen war, desto lebendiger nahm Andreas Anteil. Er ließ sich mit diesen Beladenen am liebsten in ein Gespräch ein, wie sie früher gewesen, auf welche Weise die Plage über sie gekommen und wie ihnen nun die Welt und ihr Leben erschienen, nicht anders, als seien der Schmerz und die Pein der rechte Weg zu geheimen Erkenntnissen. Und gar manchmal, nach solch einer Zwiesprache, stand der Bauer, in stummes Sinnen verloren, lange auf einem Fleck oder ging tagelang mit entgleisten Augen umher und tat seine Arbeit wie im Traume. Seine Frau aber nahm er nie in diese verborgenen Umgänge seiner Seele mit, sondern schob sie wie streichelnd von sich, als seien die Ausblicke von solchen Wegen nichts für die Augen seines Weibes.

Eines Tages traf sie ihn draußen auf dem Felde an dem Rande eines steilen Abhangs neben einem Haufen Lesesteine stehen, versunken und ganz allein. Von Zeit zu Zeit bückte er sich, ergriff einen der runden Kiesel und ließ ihn durch das kurze Gras in die Wiese hinunterrollen. Immer, wenn der Stein ohne Anhalten bergab lief, schneller und schneller, und dann zwischen dem Rasen zur Ruhe kam, erhellte sich sein Gesicht, als bedeute das den Aufschluß eines kostbaren Geheimnisses.

„Ich versteh dich nicht", sagte Johanna. „Das glaub' ich schon, Klimchen, freilich", antwortete er. „Aber der Stein, sag' ich dir, weiß mehr wie alle Doktoren und Pfarrer zusammen." Und als sie in ihn drang, ihr zu sagen, wie das gemeint sei, nahm er ihr Gesicht in beide Hände, sah ihr lange und ernst in die Augen und schüttelte statt aller Antwort nur lächelnd mit dem Kopfe.

Ein anderes Mal gingen beide abends vom Felde heim. Der Sintlinger hatte seinen stillen Tag und schritt mit dem besonnten Schweigen, das er sich angewöhnt hatte, neben seinem Weibe hin. Sie versuchte dies und jenes, um ein Gespräch in Gang zu bringen, aber mehr als ein zustimmendes oder ablehnendes Wort oder gar nur ein verweilender Blick seines Auges war ihm nicht abzugewinnen. Überdem fing eine dunkle Wolke, die sich immer mehr verfinstert hatte, erst zögernd und dann immer heftiger an, ihr Wasser auf die beiden herunterzuschütten. Johanna beschleunigte bei den ersten Tropfen ihren Gang und sprang endlich mit lautem Lachen in den Schutz eines am Wege stehenden Baumes. Der Sintlinger aber blieb in dem strömenden Regen stehen, schaute mit einer Art Andacht hinauf in das Geflitter der fallenden Tropfen und war durch nichts zu bewegen, neben sie unter das Dach der Äste zu kommen. Nach Zeiten langer Dürre haben freilich Bauern eine Art frommer Ehrfurcht vor dem Regen und treten wohl gar aus der Stube hinaus in den Guß des Himmels, um den Segen gleichsam mit der Haut einzuschlürfen. Doch dieser Genuß hielt den Sintlinger nicht draußen in der Nässe. In seinen Augen kam dasselbe glückvolle Feuer auf, das seinen Blick bei dem Spiel mit den Steinen so seltsam tief entzündet hatte. Als träufe eine Offenbarung auf ihn nieder, so beobachtete er, wie die Tropfen über seinen Handrücken liefen und von der Spitze der Finger zur Erde sanken. Endlich sprang er zu seinem Weibe unter das Laubdach, faßte sie schnell um und rieb ihr seine nasse Wange ins Gesicht. Johanna ging wohl auf den Spaß ein, merkte aber, daß Andreas damit nur ihrer Frage nach dem Sinn

seines befremdlichen Handelns aus dem Wege gehen wollte. Als sie sich deswegen freigemacht hatte, fragte sie ihn doch, ob etwa der Regen auch so pastor- und doktorklug sei, wie die Steine gewesen seien. Denn sie gedachte vielleicht mit dem Schalk hinter sein geheimes Treiben kommen zu können. Aber dem Sintlinger fiel es sogleich wie ein Vorhang übers Gesicht, und er antwortete voll leidenschaftlichen Ernstes: „Genau so, Johanna! Ich sage dir, da hat dir's Sachen, daß man vor Staunen nicht Worte findet." Mehr sagte er nicht. Plötzlich unterbrach er sich wie ertappt und zog sie schweigend auf dem Wege weiter, weil es zu regnen aufgehört hatte.

Johanna empfand wohl, daß ihres Mannes seltsame Art mit Gedanken zusammenhing, die um Helene kreisten. Doch auf welche Weise ihn noch Unruhe plagen konnte, nachdem der Münstersche Doktor die tröstliche Versicherung gegeben hatte, daß das Leiden der Blindheit eines Tages von ihrem Töchterchen weichen werde wie der Schlaf von einem Ruhenden oder der Rauch über dem Dach eines Hauses, verstand sie nicht. Das hatte der Doktor doch gesagt. Was in aller Welt trieb da ihren Andreas in der Stille und zermahlte gar manche seiner Nächte? Und Johanna fuhr fort, ihrem Mann in alle Heimlichkeiten seiner absonderlichen Unruhe mit dem Wittern ihrer Seele zu folgen, um wenigstens den Zipfel einer Sicherheit zu erhaschen. Ihr Ahnen mußte immer an der Tür seiner verborgenen Sorge umkehren, zurückgeschoben von einer Güte, die manchmal wie Barmherzigkeit schmeckte. Und wenn Andreas recht in sich hineingebohrt hatte wie ein Teich, der sich mit stillen Wirbeln fortwährend selber verschlingt, blühte er entweder in

seine alte lachend tolle Heiterkeit auf, faßte Helene unter den Achseln und tanzte singend durch die Stube oder hob sich das Kind behutsam auf den Arm, trug es ins sonnenbeschienene Gras des Gartens und wurde nicht müde, neben ihm zu sitzen und versunken den blonden Scheitel des Mädchens zu streicheln: je nachdem der Strom, der ihn trug, sein Sinnen ins Lichte oder Dunkle geführt hatte; denn daß neben der Vaterliebe noch ein Tieferes das Herz ihres Mannes zu solch leidenschaftlichen Verschlingungen mit dem Leben seines Kindes führte, merkte sie an etwas, das oft wie eine Fernenluft um Andreas und ihr Mädchen stand. Johanna sah die Augen ihres Mannes und verstand deren Blick nicht, hörte sein Herz gehen und wußte nicht recht, was es schlug, fühlte den Atem seiner Seele und sah das Geisterland nicht, über das er hinstrich.

Siebentes Kapitel

I

In jener Zeit hörte eine Magd mehrere Nächte hintereinander ein ruheloses Traben vorsichtiger Schritte von ferne rund um den Sintlingerhof taumeln, und wenn es, nach ihrer Meinung, stundenlang gedauert hatte, so hörte es auf, bald nach Hemsterhus, bald nach Brederode, bald nach dem Rheine oder dem Brindeisenerhügel hin zu, stand eine Weile still und fing dann mit abgetriebenem Atem an, machtlos-klägliche Laute auszustoßen, so, als blase etwa jemand in eine zersprungene Hupe, immer leiser, immer schmerzlicher, immer ferner. Die Knechte lachten sie zwar aus und meinten zynisch, sie habe vielleicht ihren eigenen Kuckuck schreien hören. Aber in der folgenden Nacht schlug es erst laut gegen das große Hoftor und dann an das Aftertürchen nach dem Blumengarten, so polternd, daß die beiden Hofhunde wütend zu bellen anfingen, die Knechte von ihren Betten sprangen und unter reichlichem Gefluch mit irgendeinem eilig erraffften Knüttel gegen den unbekannten Störenfried vorrückten. Sie meinten ihn wie ein langes Bündel vor ihrem Lauf lautlos in weiten Bogen davonstreichen zu sehen, keuchten eine Strecke hinter ihm

drein und kehrten, von der kühlen Nachtluft ganz wach geworden, mit den halben Zweifeln ins Bett zurück, ob ihnen nicht vielleicht am Ende nur ihre eigene Einbildung ein Schnippchen geschlagen habe.

Einer der Knechte aber, der diese nächtliche Schelmenjagd mitgelaufen war, behauptete, nachdem er es tagelang in seinem Kopf gewälzt hatte, es sei nicht eine Person gewesen, der sie im Dunkeln Dampf gemacht hätten, sondern, wenn man ihn zwänge, so sei er bereit, es zu beschwören, er habe zwei Gestalten gesehen, eine männliche und eine weibliche. Der Mann, niemand anderes als der Hemsterhuser Alb, sei davongesprungen wie ein riesiger Grashupfer, und immer hinter ihm, gleich einem grauen, erloschenen Irrwisch, habe sich ein Weibsbild, stumm und huschend, davongemacht. Nun hatte sich in jener Zeit wirklich in den Wäldern um Brederode und Hemsterhus eine vagabundierende Frauensperson eingefunden, die, ganz menschenscheu, in den einsamsten Dickichten sich aufhielt, über Tag auf den Blößen nach Beeren, Wurzeln und Pilzen ausging und beim Herannahen von Menschen, fauchend wie eine Katze, davonlief. Einige wollten sie näher gesehen haben und beschrieben sie, kielkröpfig, tiermäßig blöde und häßlich, als eine Hexe. Andere behaupteten, noch nie so etwas Schönes, aber auch so Wildteufelsmäßiges von Frauenzimmer in ihrem Leben vor Augen gehabt zu haben als diese Landstreicherin, nur gaben auch sie zu, daß sie sicher nicht mehr Verstand habe wie eine Wagenrunge und keine Sprache besitze, sondern nur gurre wie eine Taube und schrille wie ein Eichhorn.

Nicht lange nach diesen Vorfällen trug irgendein Bettler

die Nachricht auf den Sintlingerhof, der Niemand-Alb habe in der ganzen Gegend das Gerücht ausgestreut, daß er vor Andreas Sintlinger nicht mehr seines Lebens sicher sei. Der Bauer binde ihn auf hexenhafte Weise, locke ihn in die Nähe seines Hofes und verfolge ihn dann nächtelang durchs Feld. Und wenn er sich nicht davonmache, so sei es um ihn geschehen. Seit zweimal vierundzwanzig Stunden sei er denn auch tatsächlich aus der Gegend verschwunden.

Wahrscheinlich habe ihn das Weibsbild aus der Gegend gelockt. Ein Brederoder Fuhrmann, der zweimal in der Woche zu Dingden im Westfälischen auf dem Bahnhof Langholz ablud, behauptete, ihn zwei Tage später, mit dem „Mensche", an einem Waldrand getroffen zu haben. Sie hätten voreinander gesessen, sich angestaunt wie Heiligenbilder und wären dann, lachend und weinend in einem, wie besessen nach entgegengesetzten Richtungen davongerannt, aber nur, um das Spiel mit Voreinandersitzen und verzückt Anstaunen wieder von vorn zu beginnen.

Als man dem Bauer diese Nachricht überbrachte, brach er in schallendes Gelächter aus. Doch mitten in diesem Tollen der Heiterkeit war es, als verschlucke er sich. Das Lachen wurde ihm plötzlich wie aus dem Halse gerissen. Er verfärbte sich, und das verlorene Leuchten kam in seinen Augen auf. So stand er eine Weile, schüttelte kaum merklich mit dem Kopf, ließ ein ungläubiges Lächeln um seinen Mund spielen, schnippte dann mit den Fingern und schritt weiter. Diesen selben Nachmittag aber ließ er das Pferd aus dem Stalle führen, auf dem er in der Nacht nach dem Erscheinen des Hemsterhuser Albes umhergeirrt war. Der

alte Knecht mußte es striegeln, ihm die Mähne kämmen und den Sattel und das Zaumzeug anlegen, den es in jenen finsteren Stunden getragen hatte. Dann hieß der Bauer den alten Knecht das schöne, mutige Tier besteigen und gab den Befehl, es möglichst weit von hier, nach Bocholt, Haltern oder wohin er wolle, auch nach Wesel, wenn es ihm gerade einfiele, auf dem Markt an irgendwen um jeden Preis loszuschlagen und nur darauf zu denken, daß es unter keinen Umständen in die hiesige Gegend zurückkäme. Der bejahrte Knecht, dessen Stolz und Liebe gerade dies seltene Tier bildete, sprang, da er wußte, daß Widerspruch bei dem Sintlinger nichts nutzte, wütend in den Sattel, hieb zornerfüllt auf das Pferd ein und flog ohne Gruß durchs Tor, den Hügel hinunter. Als der Hufschlag nicht mehr lauter aus der Ferne klang, wie wenn man die Nägel der Finger gegeneinander knacken läßt, ergriff der Bauer eine Schaufel und begab sich hinaus an jene Stelle des Waldes, wo er einst gelegen und im Anblick des Herbsthimmels um das Verständnis des Wunders gerungen hatte, in das sein Leben durch das Schicksal seines Kindes eingeschlossen war. Dort hob er mit vier tiefen Stichen ein Stück Rasen aus dem Boden und trug es vorsichtig hinunter an den Grenzweg. Er erweiterte die Grube, in die der Niemand-Alb einmal die roten Läppchen verscharrt hatte, setzte den kleinen Rasenranft hinein, trat alles gut fest und reinigte den Fleck so von der übergequollenen Erde, daß kein Mensch eine Veränderung wahrnahm oder im mindesten daran zweifeln konnte, das Gras habe seit jeher an diesem Orte gezweigt.

Am Abend saß er auf der Hoftorbank und träumte in den laulichen Maiabend hinein.

Johanna meinte nun nicht anders, ihr Mann sei wieder von geheimer Furcht vor dem Glöckchenhorcher erfüllt und zu diesen Maßnahmen von dem Bestreben geführt worden, die Wege zu verwischen, auf denen die verderbliche Macht dieses Halbsinnigen sich in sein Schicksal einschleichen könne. Jedenfalls hielt sie die Zeit für ungemein günstig, vielleicht etwas die Tür zu seinen geheimen Gedanken zu lüften und ihn so dieser gefahrvollen Seeleneinsamkeit zu entreißen. Nach Beendigung ihrer abendlichen Beschäftigung fand sie sich deshalb bei ihm ein und begann, neben ihm Platz nehmend, nach einigem Hin und Her über das Wetter, die Wirtschaft, den Viehstand und die Dienstboten, kleine Geschichten von Leuten zu erzählen, die dadurch in Not geraten waren, daß ihr Leben die verderblichen Kreise höllischer Menschen berührt hatte.

Der Sintlinger spürte gar bald, wo sein Weib hinauswollte. Er ließ sie aber ruhig reden, ja, rupfte nicht einmal an manch einer Entgleisung, und die liebe bedrängte Frau wußte so nicht genau, ob er sich für ihre Erzählungen interessiere oder ob seine aufgeschlossenen Sinne nur dem Verschwinden des Tages hingegeben waren, der mit dem Licht einblinzelnder Augen und einem Brausen wie leiser Harfenton über das Gewoge der Hügel davonzog. Als sie geendet, hob er langsam den Blick aus dem eindunkelnden Himmel und sagte: „Du irrst"; nichts weiter sprach er und versank wieder in Schweigen.

Nach einer Weile merkte sie, wie er sich bückte und etwas von sich warf.

„Na, was habe ich aus meiner Hand fallen lassen?" fragte er.

„Ein Stein, ein Gras, irgend was. Ich kann's nicht wissen vor dem Dunkel", antwortete Johanna.

„... und was ich denk' und was mir ist, willst du doch wissen. Nicht, Weiblein? Und ist doch noch viel dunkler drum herum wie da der Abend um uns."

„Vielleicht, wenn du mir etwas davon sagtest, wär's nimmer so dunkel. — Du, Andreas!" sprach Johanna sehr dringend.

Der Sintlinger antwortete nicht gleich, sondern nahm seine Hände zwischen die Knie und verfiel in Brüten.

Endlich schüttelte er abwehrend den Kopf, richtete sich auf und strich seinem Weibe milde über die Stirn. „O nein," sagte er dabei, „der Vogel, der auf dem hohen Baum nicht schwindlig werden will, muß droben ausgebrütet sein. — Aber soviel will ich dir sagen: Es gibt viel Helle, die von keinem Licht, und viel Duft, der von keiner Blume kommt. Und viele Berge stehen ganz ohne Erde in uns. — Jawohl. Deswegen wird es auch Seelen geben, die ohne Augen sehen können. Man kann vielleicht auch schlagen, ohne die Arme zu erheben, und jemand treiben, ohne aufzustehen. Der Niemand weiß das, weil er ein Narr ist, und ich, weil ich mich vertauschen kann, das heißt, trotzdem ich keiner bin."

Johanna wurde bei diesen seltsamen Worten von schwerer Angst befallen, denn ihr Mann sprach ja fast, wie er es früher oft im Rausch getan hatte.

Der Sintlinger spürte, wie sie bebte, und sagte mit mildem Verweisen: „Siehst du, Johanna, kaum daß du auf meine Schwelle trittst, stolperst du, und da willst du in mein Haus. Nein, nein! Ich bitt' dich, schleich mir nicht immer

mit deiner Furcht nach, versprich mir's! Einmal, wenn's nicht mehr anders geht, will ich schon reden. Aber besser ist, du hörst nichts."

Sein Weib hatte ihren Kopf, die Hände vors Gesicht geschlagen, auf seine Knie gelegt. Er streichelte ihren Rücken entlang, während er sprach, und fühlte das leise Zucken verhaltenen Weinens. Da schwieg er, und als es ganz still war in ihrem Leibe, sprach er begütigend: „Ich meinte vorhin, du irrst. Damit wollte ich sagen, du irrst, wenn du glaubst, ich hätte aus Furcht vor dem Niemand-Alb das mit dem Pferde und dem Loch am Grenzwege getan. Ganz und gar nicht. Aber ich will nicht immerfort erinnert werden, daß ich einmal so dumm war, mich von einem Narren ins Bockshorn jagen zu lassen. — Und nun komm schlafen. Es ist schon spät."

Der Sintlinger hob Johanna von seinen Knien auf. Drüben auf dem Brindeisenerhügel verriegelte man eben das Hoftor. Der grobe, tiefe Baß des Bauern ertönte in einem mißmutigen Gespräch mit einem Zweiten, der nie antwortete. Das Trappen schwerer Schaftstiefelschritte irrte schlaftrunken über die Krappensteine des Hofes und verlorkelte sich in einem Winkel hinter dem Knarren einer Tür. Darauf war nichts mehr wach als atemlose Finsternis.

Der Sintlinger sagte plötzlich bedrückt: „Das war der alte Brindeisener."

Dann gingen beide ins Haus.

Im Flur ließ Johanna den Arm ihres Mannes fahren und eilte unter dem Vorgeben, das vergessene Kopftuch holen zu müssen, noch einmal vor das Tor. Dort stand sie

erst und lauschte, ob der Sintlinger ihr folge. Aber sie hörte ihn geruhig die Stubentür öffnen und schließen.

Da breitete sie die Arme in die Nacht, umschlang den Stamm der Linde und begann stumm zu weinen.

2

In diesen Zustand ihrer Seele fiel die Heimkehr des alten Knechtes. Er war widerstrebend, eigentlich in offenem Zorn mit dem Pferde zu Markt geritten. Bedrückt kehrte er zurück, ohne Sattel, ohne Zaum, nur mit einem Stock, den er sich aus einem Strauch am Wege geschnitten hatte, das bare Geld im Beutel, ganz nach dem Befehl des Sintlingers. Aber was er über die seltsamen Vorkommnisse zu berichten hatte, die nach dem Verkauf des Pferdes eingetreten waren, rechtfertigten nicht nur seine Beklommenheit, die ihm wie ein Faustschlag im Nacken saß, sondern war wirklich geeignet, ein zaghaft gewordenes Herz in Verwirrung zu läuten.

Er hatte sich mit dem Verkauf des Pferdes, das war die Erzählung des alten Knechtes, überhaupt von Anfang an geschert. Nur in Wesel, auf einem kleinen Plätzchen am Ende der Stadt, sei so etwas wie ein Pferdemarkt gewesen. Allein es war dies eigentlich auch nur ein Stelldichein der ärgsten Krippensetzer, Kollerhunde und Senkbäuche der Umgegend, und an der Halfter jedes Gaules hingen immer zwei Gauner, der Besitzer und der Käufer, beides Händler, die sich unter Aufbietung aller Verschlagenheit bemühten, einen Nichtsahnenden anzulocken und mit dem Schlagwerk ihrer Zungen so lange zu bearbeiten, bis er eine Ziege von

einem Pferde nicht mehr unterscheiden konnte. Kaum daß der alte Knecht durch den Schwarm der halben und ganzen Halunken und Klepper einmal mit seinem Braunen rund um den Platz gezogen war, hatte er heraus, in was für eine Küche er gekommen sei, schwang sich in den Sattel und stob möglichst unauffällig aus der Stadt. Aber dieser Aufenthalt von kaum einer halben Stunde auf dem Markt in Wesel hatte genügt, ihn und seinen Braunen bei allen Roßkämmen des Umkreises anzumelden, und wo immer er nur eintrat, empfing man ihn mit dem gleichen Achselzucken, dichtete man seinem Tier dieselben Fehler an und behandelte ihn dergestalt, daß er am Ende wirklich nicht mehr wußte, ob er sein Pferd zu Recht am Zügel führe oder gestohlen habe. Zuletzt habe wahrhaftig die ganze Gegend nach Lug und Betrug gestunken, und es bemächtigte sich seiner ein solcher Grimm, daß er einen Tag lang nur immer geradezu geritten sei, um aus der Bande dieser Halswürger wieder heraus und zu ehrlichen Christenmenschen zu kommen. Am Abend dieses selben Tages, es war der vierte nach seinem Auszug aus dem Sintlinger Hofe, ritt er mißmutig in ein kleines Städtchen ein, und neben ihm ging ein freundlicher, wohlgekleideter Mann, halb Herr, halb Bauer. Der sah immer verstohlen auf den schönen Gaul und dann auf die Seite, als ob nichts gewesen sei, und der Knecht dachte bei sich, das sei auch einer von den vielen, die das Pferd mit den Augen kaufen und mit dem Verlangen bezahlen, und fing ärgerlich an, alle Unkosten zusammenzurechnen, die er bis jetzt gehabt. Wie er so Posten um Posten aufeinanderlegt und eben zu dem Entschluß kommt, mag daraus werden, was wolle, nur noch einen Tag sein Pferd

aller Welt feilzuhalten, klopfte der Fremde, der sich immer neben ihm gehalten hatte, dem Pferd auf die Backe. So kamen sie ins Geplauder. Aus dem Reden wurde ein Handel und aus dem Handel ein Geschäft, und ehe der Glöckner zum Abendläuten über den Markt ging, saßen sie am Fenster des Gasthauses und stießen über dem geschlichteten Handel geruhig ihre Schöpplein zusammen. Der Knecht trug die geforderten siebenhundert Mark bei Heller und Pfennig im Sack, und der Hausdiener hielt draußen den Braunen für den neuen Herrn bereit, der ihn diese Nacht noch nach Hause reiten wollte, nur zwei Stunden von da. Kinder fanden sich ein, ein ganzer Schwarm, und bewunderten das schöne, fremde Tier. Auch Männer und Weiber unterbrachen den Vorübergang und stellten sich zu kurzem, wohligem Gaffen hin. Plötzlich stand da mitten unter all den Leuten ein Kerl, dürr und lang wie eine Erntegabel, angezogen wie eine Krautscheuche, mit einem Kopf nicht größer als eine Gänsebirne, und verschlang mit seinen unruhigen, brennenden Affenaugen fast den Gaul. In diesem Augenblicke wird der Hausdiener von irgendwem in den Gasthof gerufen. Er bindet das Pferd an den Baum und geht davon. Auf einmal entsteht ein Gegille und ein Geschreie unter der Menge. Ehe es jemand verhindern kann, hat der lange Vagabund das Pferd vom Baum gerissen und ist gragelig wie ein Frosch, aber doch flinker wie eine Katze, im Sattel. Dann presst er wie ein Wahnsinniger über den Markt, und ehe die beiden, wenn auch wie geworfene Steine durch die Tür geflogen, im Nu draußen sind, ist er fort. Sie können nichts ausrichten, als hinterherlaufen wie die übrigen, und sehen den Dieb schon

die Straße hinunter aufs freie Feld zu reiten. Es schmeißt den Kerl hin und her, daß man meint, jetzt und jetzt muß er herunterfallen. Aber er bleibt wie angebunden oben und ist, wie mit Teufelsöl geschmiert, im nächsten Augenblicke um die Ecke verschwunden.

Das war die Erzählung des alten Knechtes, und als er geendet hatte, da sah er auf die Bäuerin und den Bauern, merkte an dem schnellen Atem des Weibes, ihrem Erblassen, dem Ducken des Blickes und dem leisen Lächeln, das des Sintlingers Mund umspielte, daß beide, so gut wie er, wußten, wer den Braunen auf Nimmerwiedersehen in den Abend hinausgeritten habe. Darum überlegte er, daß es besser sei, die ganze Geschichte mit Schweigen zu verscharren, schluckte auch seinerseits den Namen hinunter, der ihm schon die Zunge kitzelte, und trödelte sich dann nach alter Gewohnheit umständlich zur Tür hinaus.

Aber der Tischler soll noch geboren werden, der einen Kasten zu machen weiß, in den man Schatten sperren könnte. Und je mehr sich jedes bemühte, vor dem andern den harmlos Gleichgültigen zu spielen, um so lauter schrie es das ganze Sintlingerhaus voll, alle Flure hin, durch Ställe und Böden, um den Hof her, sauste in den Kronen der Bäume und schwirrte mit den Vogelflügeln ums Dach: Der Niemand-Narr hat den Braunen gestohlen. Am tiefsten erregte es Johanna. Aus dem unteren Schacht ihrer Vergangenheit stieg die Erinnerung an den tollen Sturm während ihrer Hochzeitsnacht; aus dunkeln Gründen überlief sie das Zittern, unter dem sie nach der Empfängnis Helenes den Unglückslaut des Glöckchens gehört hatte; sie erlitt noch einmal die Qualen, unter denen sie die Er-

kenntnis der Blindheit ihres Kindes hatte zugeben müssen. Und wenn sie das seltsame Gebaren dieses Wahnbetörten an der Wiege ihres Kindes, sein rätselhaftes Verschwinden aus der Gegend und dieses Vereiteln der geheimen Absichten ihres Mannes zu seiner Abwehr überlegte, so empfand sie ihr und ihres Mannes Schicksal von dem Fangarm einer höllischen Macht umschnürt und zermarterte ihr Denken, diese Gefahr abzuwenden oder dieses Drohen aus dem Dunkel als Einbildung, als einen Hexenschuß ins Hirn, zu begreifen. Es war umsonst. Nicht lange und sie hörte in den Nächten fortwährend die Hufschläge eines Reiters um den Hof irren, erst in ganz fernen Kreisen, dann immer näher, und endlich vernahm sie oft das Stampfen und Schnauben eines Rosses so deutlich, als ritte der Niemand-Alb an ihrem Bett vorbei, mitten durch die Schlafstube; und wenn er zum Fenster hinausgebraust war, und sie sah seine langen, baumelnden Beine in die Luft hinauf verschwinden, lag sie erst ein wenig und erholte sich von der Beklemmung der Angst; dann fühlte sie vorsichtig um sich oder machte Licht, sich zu überzeugen, ob ihr Mann und ihr Kind von demselben Gesicht wie sie gepeinigt worden seien und noch heil in ihren Betten lägen.

Einmal nahm sich Johanna doch ein Herz, und als es gegen die zwölfte Stunde wieder mit dem Traben anfing und so zunahm, daß sie es wie Sand an die Scheiben fliegen hörte, stand sie leise auf, schlich sich in die Gesindestube, zog dort schnell einen Rock und eine Jacke über, bezeichnete sich mit drei Kreuzen und begann dann durch den pechfinsteren Flur gegen die Haustür hin zu tappen. Sie war entschlossen, dem Unhold entgegenzutreten und, konnte

es nicht anders sein, mit ihrem Leben den Zorn dieser unterirdischen Mächte zu brechen. Das Herz schlug ihr, als wolle es zum Halse heraus; aber sie faßte sich, drehte den Schlüssel, der zu ihrem Erstaunen nicht schloß, und trat auf den Hof hinaus. Aber kaum, daß sie ins Freie trat, hörte das Reiten um die Mauern auf, als wäre es aus der Luft geblasen. Die Nacht bewegte lautlos ihre dunklen Tücher um die Dächer, und Johanna war durch das plötzliche Verstummen des gespenstigen Getöses so betroffen, daß sie weder rechts noch links, noch vorn oder hinten unterscheiden konnte. Deswegen begann sie, auf gut Glück um sich zu greifen. Dabei kam sie einer dunklen Gestalt immer näher, die regungslos neben ihr im Finstern stand und drohend ihr entgegenwuchs. Sie wollte schnell sagen: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, wer bist du?", brachte aber nichts über die Lippen, als das angstvolle Pfeifen eines sterbenden Hasen, und begann zu wanken. Starke Arme fingen die Sinkende auf, und als sie sich erholt hatte, stand der alte Knecht neben ihr. Von dem erfuhr sie, daß auch er Nacht um Nacht das Reiten des Albes vernähme und wie sie eben heruntergekommen sei, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Sie nahm ihm das Versprechen ab, über seine Wahrnehmung zu schweigen, und ging ins Bett zurück.

3

Seit dieser Nacht stand es in Johanna fest, daß sie nicht länger mehr zögern dürfe, einen Ausweg aus diesem unerträglich gewordenen Zustande zu finden. Da sie aber in

diesem Bestreben sich die Seele schon ins pure Taumeln hinein abgemüht hatte, ohne je das fernste Blinzen einer Rettung zu erspähen, sah sie ein, daß es das geratenste wäre, ihren Kummer einer weisen, verschwiegenen Seele zu Rat und Hilfe anzuvertrauen. Nur wie man im Vorübergehen achtlos einen Zaun streift, berührte sie die Möglichkeit, sich dem Pfarrer Ardelt von Hemsterhus zu entdecken; zog aber schon bald die Fühlfäden ihrer Seele zurück und warf sich dem Plan in den Arm, zu ihrem Vater zu gehen und rückhaltlos all ihre Not und Furcht vor ihm auszubreiten.

Von jenem Tage an, da der alte Klim, um an seinem Zorn nicht zu ersticken, so schnell aus dem Sintlinger Hofe gegangen war, weil seine Kinder nichts zur Heilung ihres blinden Mädchens hatten tun wollen, war der Greis, ohne je wieder einen Fuß nach Hemsterhus zu rühren, in seinem Austraghause zu Brederode geblieben und lebte, soviel man hören konnte, nur dem Dienst der Erinnerung an seine gestorbene Frau. Ohne Zorn, aber scheinbar auch ohne Liebe, aufrecht und still, trug er den Gedanken des unversöhnlichen Abscheidens von seinen Kindern.

Dies abgewandte, nur in der unerratenen Tiefe schmerzvoll bewegte Greisenantlitz erschien jetzt vor Johannas suchenden Augen, und erschüttert von der Gleichgültigkeit ihres eigenen Herzens, erkannte sie nicht nur das Unrecht, den nächsten Menschen vor der zugeschlagenen Tür ihres Schicksals solange stehen gelassen zu haben, sondern sah auch ein, daß es höchste Zeit sei, aus den Schätzen dieser heimziehenden Seele soviel Segen wie möglich in ihr Dasein zu leiten.

Deswegen wartete sie einen Tag ab, an dem ihr Mann in Geschäften vom Morgen bis zum Abend in der Kreisstadt gehalten wurde. Auf den Sintlingerschen Feldern, die an Brederode grenzten, waren diesen Tag die Saaten von Hederich und Disteln zu reinigen, und Johanna wußte es einzurichten, ohne daß die Mägde es merkten, ihren Vater zu besuchen. Sie ließ nämlich im halben Nachmittag die Arbeit abbrechen und schickte die Dienstboten, die Tragtücher mit Disteln vollgepackt, nach Hause. Die Bäuerin selbst wollte, wie sie vorgab, auf dem Umweg über die Rheinhügel auf dem Fahrwege nachkommen. Kaum aber waren die Mägde mit ihren hohen Distelhucken hinter dem ersten Bodenstoß ruckend untergetaucht, so raffte Johanna ihren Rock herauf und lief den Abhang hinunter nach Brederode zu. Als sie drunten im Buchengrund im Schutz der Bäume angelangt war, sprang sie gar geradezu, als jage jemand mit der Peitsche hinter ihr her. So war sie bald im Hause des Vaters. Der saß am Tisch, das blaue Sacktuch und die silberne Schnupftabakdose neben dem Buch, und las in einem Heiligenspiegel. Als Johanna unvermutet eintrat, hob der Greis den Kopf, erkannte sie, fuhr in der Verwirrung mit dem Finger aufs Blatt, um das letzte Wort festzuhalten, und nahm die Brille von den Augen. Die Bäuerin hatte an der Tür einen Augenblick in Scham und Liebe gestutzt; als sie jedoch die Greisenhand mit der Brille bebend durch die Luft sinken sah, ergriff sie das so, weil das aussah, als winke ihr der Vater ein letztes Mal mit verwelkter Hand schon aus dem Grabe. Da wurde das sonst so gefaßte Weib ganz von ihrer Beherrschtheit verlassen, und mit einem Lachen, das sich mehr wie ein

leiser Schrei anhörte, stürzte sie dem Greis an die Brust. Der merkte sofort, an welchem Kraut ihr Leben kaute, und als die ersten Erschütterungen vorüber waren, setzten sich die beiden auf die Bank, und die Tochter schüttete vor ihrem Vater alles aus, was sie bedrängt und verfolgt hatte, doch nicht so, als ob sie mit Schmerzen an dem Los trage oder schwächlich um Verzeihung bitte. Nein, wie es sie in Wahrheit umklammerte, aus der Sorge um ihren Mann heraus, sprach sie von allem, was sich seit dem Weggange des Greises auf dem Sintlingerhügel zugetragen hatte: von dem Erscheinen des Hemsterhuser Albes und seiner Läppchenscharrerei, der Irrnacht ihres Mannes, der Fahrt nach Münster, vom Verschwinden des Niemand-Narren aus der Gegend und seinem gespenstischen Auftreten vier Tage später soweit im Lande drin bei dem Verkauf des Pferdes. In allem redete sie die Wahrheit, nur damit wich sie von den Tatsachen ab, daß sie ihren Mann als bedrückt, furchtsam und verirrt schilderte, nicht verzweifelt, doch wie einer, dem der Rat eines klugen, guten Mannes fehle, damit er sich auf seinem Wege wieder sicher fühle.

Der alte Klim hörte sich das alles in herzlichem Mitgehen an und pries die Fügung, daß er vor dem Verschwinden ihnen doch noch einmal nützlich sein könne. Es wurde alles für den nächsten Sonntag besprochen. An dem wollte der Alte etwas wie ein Fest feiern, natürlich nur für sie und sich. Da sollte alles, soviel an ihm liege, aus der Welt geschafft werden.

Unter dem Gespräch der so lange getrennt Gewesenen stand der Abend unversehens wie ein Dieb draußen und schielte durchs Fenster, ehe die beiden ganz ans Ende ge-

kommen waren, und Johanna mußte davongehen, um vor dem Eintreffen ihres Mannes schon auf dem Hofe zu sein. Ungesehen war sie hereingeschlüpft, unbemerkt von dem neuen Bauer ging sie auch von ihrem Vater. Sie jagte förmlich die Raine hinauf. Ihr war plötzlich leicht zum Tanzen, und als sie aus dem Buchengrunde heraustrat, stieg gerade die letzte Lerche singend zu den vom Abendrot glühend geränderten Wolken empor, die regungslos in dem vertieften Himmel lagen. Sie nahm das als ein günstiges Zeichen und vergaß sich so vor Glück, daß sie sich bückte, eine Handvoll Blumen pflückte und mit den Blüten nach dem Liede in der Luft warf.

Indessen wurde noch denselben Abend in diesen Wein hochgehender Hoffnungen mehr als ein Quentchen eines Wassers gegossen, das ihre sonst so sichere Seele wieder in Wirbel versetzte. Der Sintlinger hatte unterwegs von dem Postboten einen Brief des Mannes erhalten, an den durch den alten Knecht der Braune verkauft worden war. Diesem Schreiben lag das Blatt einer Zeitung bei, in der ein Bericht über den Erfolg der polizeilichen Nachforschungen nach dem Verbleib des gestohlenen Pferdes enthalten war.

Holzfäller des Freiherrlich Deckertschen Forstes hatten auf dem morgendlichen Gange nach ihrer Arbeitsstätte mitten im Walde das schwache Wiehern eines Pferdes vernommen. Als sie dem Laute nachgingen, fanden sie hinter einer Dickung an einen Baum angebunden das Roß, das der Unbekannte an jenem Abend aus dem Städtchen geritten hatte. Es trug noch den Sattel, das Zaumzeug und allen Zubehör, mit dem es beim Verkauf versehen gewesen war, befand sich aber in einem solchen Zustande des Elends,

stand abgemagert, mit schlotternden Beinen und herabhängendem Kopfe da, daß es auf den Zuruf der mitleidigen Männer kaum die Augen rühren konnte. Vor Schwäche vermochte es selbst nicht mehr zu kauen. Auf dem Wege aus dem Walde brach es zusammen und verendete. Der Bericht fügte noch hinzu, daß der mutmaßliche Dieb aller Wahrscheinlichkeit nach ein Artist sei, den der Direktor eines reisenden Zirkus wegen Anzeichen geistiger Störung in jener Zeit entlassen habe.

Im Anschluß an diese Nachricht beruhigte der Sintlinger sein Weib mit milden und eindringlichen Worten, aus denen hervorging, daß er nicht nur um ihre Angst, sondern sogar um ihren und des Knechtes Versuch zur Vertreibung der eingebildeten Mitternachtsritte wußte. Er legte ihr nahe, wie Menschen allein durch Seelenschwäche unter die Räder solcher Geisterwagen kämen, sonst aber ungestört auf dem Wege fortwandelten, der ihnen vorgeschrieben sei.

Allein, anstatt dem Zuspruch ihres Mannes nachzugeben, brachte es Johanna nicht fertig, die Tatsache dieser wiederholten nächtlichen Beunruhigungen als Wahn aus ihrem Gedächtnis zu wischen, einmal, weil nach ihrer Meinung für deren Wirklichkeit das Zeugnis des alten Knechtes sprach, zum andern, weil sie sich dann ganz ins Pfadlose gestoßen sah. Denn, wenn nicht vom Einfluß dieses albischen Niemand, woher rührte dann die Angst und Furcht in ihr und diese Verwandlung des Sintlingers, aus dem jede Wallung des Aufbrausens, jede Möglichkeit einer Entgleisung in seine früheren Fehler so ganz in versonnener Stille untergegangen war, daß er ihr oft als ein unbegreiflicher, unbekannter Mann erschien.

In der Nacht, die dem Besuch bei dem alten Klim voranging, träumte Johanna von einem Menschen, den sie auf allen Wegen der Welt im Dunkel laufen sah. Er eilte durch die Dörfer und Städte der Erde und versuchte die Häuser aufzuschließen, aber er besaß einen Schlüssel, der nirgends paßte. Sie kannte den Mann nicht, trotzdem sie alle Stunden des Schlafes im Traume hinter ihm her war, denn wenn sie ihm so nahe war, daß es ihr gelingen mußte, sein Gesicht zu sehen, wandte er sich ab und schlug einen anderen Weg ein.

Beim Erwachen versank wohl die Deutlichkeit ihres Traumerlebnisses, aber der Schmerz, den seltenen Mann nicht erkannt zu haben, war im Wachen womöglich noch stärker geworden. Darum ging sie, um sich zu sammeln, hinter den Hof und vertiefte sich in den Anblick des Himmels. Sie stieg mit ihren Blicken von Wolke zu Wolke, immer höher hinauf und gelangte in jene Tiefe des blauen Weltallsabgrundes, wo selbst die reinsten Wolken verzagen. Wenn sie sich ja einmal hinwagen, müssen sie sofort verschmachten. Dort ganz, ganz hoch hörte Johanna ein Brausen gehen; aber sie vernahm es mit jenem geheimnisvollen Gehör, das den Menschen sonst nur im Traum erschlossen wird. Ein ganz leises Rauschen ging über allem Gewölk in diesen unendlichen Fernen, und man hörte es ihm an, daß es seit Ewigkeit da oben hinstrich. Doch das war nicht das Seltsamste. Was die Bäuerin am lebendigsten hinnahm, bestand darin, daß auf irgendeine Weise in dem leisen Brausen die Unruhe des Mannes enthalten war, dessen Schlüssel in kein Schloß der Welt paßte.

Während sie einen Augenblick den aussichtslosen Ver-

such machte, dem Zusammenhang zwischen ihrem Traum und diesem geheimnisvollen Höhenlaut nahezukommen, stand plötzlich ihr Mann neben ihr und erinnerte sie lächelnd an die Fahrt zu ihrem Vater.

Auf diese alltäglichen Worte hin sah der Sintlinger sein Weib zusammenzucken und erbleichen. Dann schloß sie ein wenig die Augen und ging mit ihm ins Wohnhaus zurück.

Sie fuhren nicht die Straße durch Hemsterhus, sondern der Bauer lenkte des Kindes halber um den Hof herum und kutschierte in gemächlicher Fahrt hügelauf, hügelab durch die Felder, und die kleine Blinde saß in die Arme ihrer Mutter zurückgelehnt und genoß mit verklärtem Gesichtchen das Vorüberstreichen des weichen Julilichtes. Sank der Wagen einen Abhang hinab, so kam in ihre Mienen ein glückliches Fürchten, als ginge es in die freie Luft hinein. Fuhren sie an Bäumen vorüber, so fragte das Kind, wer so groß und regungslos am Wege stehe. Und als sie in den Buchengrund einbogen, den kleinen Wald, der schon zu dem früher Klimschen Gute gehörte, erstaunte Helene, wie man eine so hohe, weite Stube zu machen imstande sei, daß man darin fahren könne.

Der Sintlinger wurde des Verwunderns über sein Kind nicht müde, auf das alles ihm Vertraute und Bekannte in einer Art wirkte, daß er hinter den Dingen einen neuen Sinn, ein anderes Leben wandeln sah, und er hielt oft an, etwa mit ihr dem leisen Laut nachzuhorchen, den ein schwacher Luftzug durch die Ährenfelder trieb, oder mit dem Kinde das hohe Vorüberhuschen eines Vogelliedes zu kosten. Und wenn er dann zu Helene sprach, klang seine Stimme noch vertiefter, als von dem Staunen und der väterlichen

Liebe her. Dieser Ton kam aus einem solchen lichten Abgrunde, daß Johanna sich zurücklehnen und ihrem Mann unbeobachtet ins Gesicht schauen mußte. Auf einmal war es ihr, als spreche nicht ihr Mann, sondern als höre sie das milde Brausen über den Wolken tönen, und der Mann saß neben ihr, der einen Schlüssel besaß, der in kein Schloß der Welt paßte. Da überfiel sie ein Schreck, was werden sollte, wenn der Sintlinger in das Haus ihres Vaters trete und mit diesem Ton zu reden anfinge.

Sie faßte darum sofort in die Leine und bat ihren Mann, umzukehren, denn ihr sei plötzlich unwohl geworden. Johannas Gesicht war wirklich sehr blaß. Aber Andreas glaubte, dies und ihr Erbleichen in der Frühe hinter dem Hause rühre von Vorgängen her, denen eben alle Frauen oft unvermutet unterliegen. Ein paar Schritte auch nur, und das Haus des Alten trat unter ihnen hinter den Obstbäumen hervor. Deswegen trieb er die Pferde etwas an. Der Greis guckte hinter dem Fenster dem schnellen Herannahen des Gefährtes zu. Er schwankte, ob er den Besuch draußen an der Tür empfange oder sich in der Stube überraschen lasse, brachte es nicht ins reine, ergriff den Stock, ließ ihn fahren, setzte das Käppchen auf, hing es wieder hin, ging zur Tür, beugte sich ans Fenster und saß, als der Sintlinger rasch von draußen hereintrat, fast verlegen am Tisch.

Peitsche und Hut in der Rechten, mit steifen Armen die Tür weit in die Stube haltend, blieb der junge Bauer auf der Schwelle stehen, rief dem Greis einen ungezwungenen, heitern Gruß zu und unterrichtete ihn mit einer kurzen Bemerkung von dem Unwohlsein seiner Frau. Dann eilte er unter einem Nicken des Kopfes wieder hinaus zu seinem Gefährt.

Er spannte es mit Hilfe eines Knechtes aus, den der neue Bauer sofort hergesandt hatte, ließ die Tiere dann in den Stall führen und stand aus Höflichkeit noch eine Weile plaudernd bei dem neuen Besitzer. Auf dem Gange in das Beihaus seines Schwiegervaters wählte er in einer Art schalkhafter Neckerei den Weg durch das kleine Torpförtchen. An der Giebelwand des Wohnhauses stand scheinbar noch derselbe Holzstoß, in den seine Johanna jenen Blumenstrauß verborgen hatte, den er ihr im ersten Liebesrausch an die Brust gesteckt hatte. Im Vorbeigehen streifte er die Stirnseite der Scheiter und lächelte dabei.

Beim Eintritt in des Schwiegervaters Stube fand er die blasse Schwäche schon ganz aus dem Gesicht Johannas gewischt. Der Greis rief ihm aus der Nebenstube spaßhaft zu, daß es mit dem Unwohlsein seiner Tochter nichts auf sich gehabt habe, denn es sei nur die Weiberkränke gewesen.

Sie strahlte vor Freude, als sich Helene dem Großvater so ganz ohne Scheu hingegeben hatte, und lief beglückt hinter den beiden drein, die ohne Aufhören durch alle Stuben wanderten. Der Alte erstaunte im stillen über den sicheren, unerschrockenen Schritt der kleinen Blinden, über das feine Gefühl, mit dem sie den Gegenständen auswich, über ihre Klugheit und Fröhlichkeit, am allermeisten aber über den Ausdruck ihres Auges, wenn sie es bei seinen Worten horchend zu ihm heraufkehrte, verschloß aber jede Bemerkung in sich, die mit dem betrüblichen Zustand seines Enkelkindes auch nur von fern in Beziehung stand.

Anfangs war Helene überhaupt der Mittelpunkt, und besonders der Alte und Johanna schoben, wenn das Gespräch eine andere Wendung nehmen wollte, immer wieder

die Kleine in den Vordergrund der Unterhaltung, als ob sie, gleich zwei Verschworenen, fürchteten, durch eine Unvorsichtigkeit ihren Plan zu verraten. Der Sintlinger aber gab sich ohne jede Beschränkung ganz dem Frohgefühl hin, das ihn beherrschte. Er tanzte sogar mit Helene singend durch die Stuben, und die Bäuerin nahm wahr, daß seine Stimme nichts mehr von dem Klang besaß, der sie auf der Herfahrt so erschüttert hatte. Seine Worte hörten sich im Gegenteil manchmal an, als seien sie noch aus der wilden Zeit in ihm zurückgeblieben: sie hatten den Ton von Erzkugeln, die mit kurzem Wurf an ein Metallbecken geschleudert werden. In diesem schnellen, schneidigen Aufzucken der Rede ihres Mannes lag etwas ungemein Tröstliches für die junge Frau. Eine bunte Woge Jugend ergoß sich daraus über sie. Fast in einer Art seligen Taumels drängte ihr Herz aus den Schatten und Bedrängnissen der Gegenwart in das Licht ihrer schönsten Zeit, aber ohne daß sie mit einem Worte jener Tage gedachte. Nur sprach sie beflügelter, ging schwebender, lachte klingender und begriff im geheimen nicht, wozu und warum sie ihren Vater um Hilfe hatte anrufen können.

Der alte Klim aber, endlich müde von dem Stubenlauf mit Helene, saß in seinem Lehnstuhle und legte sinnend die Dose von einer Hand in die andere. Er war im Anblick der Heiterkeit des Sintlingers und seiner Tochter eher geneigt, dem eignen Zweifel an der dauernden Sicherheit der ernsten Lebensführung seines Schwiegersohnes recht zu geben, als an dessen Kummer und die Ratlosigkeit zu glauben, von dem ihm seine Tochter gesprochen hatte.

„Ach, ihr Kinder, nu da, da!" rief er im Laufe des

Tages öfters aus dem fröhlichen Spott seiner alten, weisen Seele heraus und lächelte kopfschüttelnd über die beiden, die unglücklich sein sollten und in ihrer scheinbar unbeschwerten Fröhlichkeit durchaus beneidenswert aussahen, und wenn er sich nicht täuschte, fuhr seine Tochter bei jedem Räuspern, das klang, als hole er zu gewichtigen Worten aus, mit einem beschwichtigenden Blicke über ihn. Deswegen beschloß auch der Greis bei sich, es der Führung des Zufalls oder, noch besser, den beiden zu überlassen, ob an einen Schatten gerührt werde, der vielleicht nur in der Einbildung seiner Tochter bestand.

Das Mittagessen ging vorüber. Die leichte Buntheit sank von allen ab. Der neue Bauer und sein Weib, schrotbrave, umgängliche Menschen, kamen zu kurzem Geplausch und entfernten sich wieder. Helene verlangte zu schlafen und wurde im Nebenzimmer untergebracht. Der alte Klim nickte im Lehnstuhl ein. Der Sintlinger begab sich wieder zu dem neuen Bauer und trat mit ihm einen Versehgang durch die Viehställe an. Johanna aber ging unter die Haselstauden am Abhang, ein Stück vom Hause weg, an ihren Kinderträumeplatz. Dort setzte sie sich in den tiefen Schatten der runden, öligen Blätter, zog wie als Kind die Beine hoch herauf, stützte die Ellenbogen auf die Knie und versank in ein träumerisches Anschauen der Wiese, auf der sie der Sintlinger beim Bleichen getroffen hatte.

„Nein, nein!" sagte sie nach langem mit glücklichlächelndem Wehren; aber da war ihr Kopf schon auf die Arme gesunken und sie schlief.

4

Der Schlaf der Greise ist göttlicher als der der Menschen in den mittleren, stärksten Zeit des Lebens; denn während diese auch in den Stunden der Ruhe nicht ganz aus den Banden ihrer Pläne entlassen werden und nach dem Erwachen ohne Zögern den Anschluß an ihr Tagwerk finden, hängt der Traum, dieses Dämmergewölk der Ewigkeit, noch eine Weile um das erwachte Auge der Alten, daß sie vor den gewohnten Bildern ihrer Umgebung staunen, als seien es Erscheinungen einer fremden Welt, ja, daß es wohl vorkommen mag, eine solch still gewanderte Seele meint, der Durchgang des Schlafes sei ihr unversehens zum Tor des Todes geworden, und was sie Liebes auf Erden verlassen, begrüße sie nun schon verklärt im Himmel.

Als der alte Klim erwachte, lag sein Witwerheim, das weißgetünchte Stübchen mit der dunkelgrünen Girlande unter der Decke, in dem etwas verschütteten Licht des übervollen Nachmittags, und in dieser Helle bebte der Abglanz unruhiger, weißer Wolken. Ein Wogen lag um den Greis. Die Wände schienen nichts Festes zu sein. Sie schwankten wie Laken, an denen ein gemächlicher Wind herumbauscht, die Girlande baumelte wie ein richtiges Laubgewinde, und dem Bauer war es nicht anders, er schwebe wallend durch die Höhe über die Erde, in einem fliegenden Leinwandzelt, und vor den Fenstern, die irgendwie darin saßen, sah er sonnenbeschienenes Gewölk vorüberquellen.

„Ja, so wird's einmal gehen", sann der Greis in halbem Traum und Wachen und ließ zu stillem Nach-

kosten des schönen Gesichtes seine Augen abermals zusinken. Als er sie wieder öffnete, hatte sich das Erwachen vollendet, und er erkannte seine Stube, wie sie immer war. Auf der Bank, die um zwei Seiten des Zimmers lief, kauerte sein blindes Enkelkind in aufmerksam hingebender Haltung, und neben ihr saß der Sintlinger, den Ellenbogen auf das Fensterbrett und den Kopf so in die Hand gestützt, daß er das Gesicht seines Töchterchens gut betrachten konnte.

Jetzt sah der Alte, wie Helene sich zurückbog und die Händchen in das Licht hielt, gerade als sei der schimmernde Strahl der Sonne nicht ein flüchtiges Zittern durch die Luft, sondern ein Wasserböglein, das ihr die gehöhlten Händchen mit prickelnder Wärme füllte. Was wir mit den Augen begreifen, umfaßte sie mit dem weit stumpferen Sinne des Gefühls. Als säße unsichtbar unter jedem Fingerspitzchen ein lichthungriges Auge und trinke den Sonnenstrahl. So auch wie einen schlürfenden Mund hielt Helene jede Hand ins Licht, und ihr Gesicht hatte den Ausdruck erfüllter Verklärung, nicht anders, als sei sie ein sehender Mensch, der im Segen einer stillen Helle steht.

Als der Sintlinger diese geheimnisvolle Art zu schauen an Helene beobachtete, war er mit eins wieder in dem staunenden Gefühl eines tiefen Lebens und Webens, das hinter den gewohnten Formen und Vorgängen der Welt einem Ziele zueilt, das vielleicht tiefer und herrlicher ist, als es wir Sehmenschen je erfahren können. Der junge Bauer beugte sich noch weiter vor, um womöglich in den Augen seines Kindes etwas zu entdecken, an dem sein Ahnen sich weiter in den Zauber hineinzutasten vermöge. Er bekam dabei jenen Zug des Kummers und Schmerzes

ins Gesicht, der sich in die Stirn und um den Mund der Menschen gräbt, denen tiefes Nachdenken ungewöhnliche Mühe macht.

Der alte Klim aber, der alles dies beobachtet hatte, mißverstand den Ausdruck in dem Gesicht seines Schwiegersohnes und meinte, nun habe den Sintlinger der Gram über das Unglück seines Kindes gepackt, den er bisher unter buntem Lärmen so geschickt und tapfer verborgen gehalten habe. Er erinnerte sich seines Versprechens an Johanna, meinte, nun sei der rechte Augenblick zum Eingreifen gekommen, setzte sich räuspernd auf, und als Andreas deswegen von seinem Betrachten herumfuhr und den Greis fragend ansah, nickte der ihm tröstend zu und sagte herzlich: „Laß gut sein, Andreas!"

„Oh, es ist gut, unbegreiflich gut", antwortete der junge Bauer in aufgelöster Art.

„Aber es wird noch immer besser werden, man darf da nicht verzagen. Ja. Mit dem Verzagen ist's wie mit dem Aufladen: je mehr man aufladet, desto stärker muß der Wagen sein."

Helene ließ bei des Greises ruhiger Art zu reden davon ab, die Sonnenstrahlen mit den Händen zu fangen, suchte tastend nach dem Tisch, rutschte das kleine Stückchen die Bank hin und setzte sich lauschend zurecht.

„Lenlein denkt, es setzt eine Geschichte", sagte der Sintlinger lächelnd und fuhr dabei seinem Kinde kosend über die Locken.

„Da hat sie nu freilich recht", sprach der alte Klim weiter. „Denn es ist eine lange, lange Geschichte, die ich gedreht habe, wenn ich dahier in dem Stuhle gesessen bin.

Wohl, wohl, liebes Helenlein! Ja, ja. — Aber wenn man so als Mensch Gottes Ratschlüsse begreifen will, da is man nicht anders wie eine Fliege, die in der Nacht aufwacht und aus der Stube möchte. Immerfort fliegt sie gegen die Wand, bis sie sich taumelig gestoßen hat, und daneben, vielleicht nicht drei Handbreit weiter, steht das Fenster auf. Bei so was, mein Lieber, soll man in Ruhe das Fenster suchen. Na, und bei Menschen ist's außerdem auch noch ein wenig anders: man soll nicht mehr Verzagen aufpacken, als man tragen kann."

Der Sintlinger hatte sich währenddessen wieder zum Fenster gewandt und hinausgesehen.

„Sieh mich mal an, Sintlinger; du", sagte der Greis liebevoll dringend, denn er glaubte, sein Schwiegersohn verberge aus Schmerz sein Gesicht.

„Red' du ruhig, Klim-Vater. Wenn ich die Augen wegdreh', seh' ich dich eigentlich besser wie anders."

Unter diesen Worten des Sintlingers war seine Frau eingetreten. Als sie den tiefen Klang seiner Stimme hörte, verschwand sogleich der Ausdruck wohliger Verschlafenheit von ihrem Gesichte. Leise, wie sie eingetreten war, verharrte sie auf der Schwelle, sah von einem zum andern und erfaßte die Situation. Ihr Vater deutete auf ihren Mann und machte ihr Zeichen, sich geräuschlos irgendwohin zu drücken und vor allem zu schweigen.

Doch da drehte sich der Sintlinger schon um.

„Ach, da bist du ja auch", sagte er lächelnd.

„Nicht? — Es ist eine Schande. Bis jetzt habe ich unter den Haseln geschlafen", antwortete sie und setzte sich dabei an den Tisch.

„Er will mir nicht antworten", platzte der Greis heraus, „nicht einmal ansehen will er mich."

Der junge Bauer lächelte und sagte zu seinem Weibe: „Wenn ich ein Licht in der Laterne stecken habe, wozu brauche ich da ein zweites anzuzünden?" Dabei deutete er mit freundlichem Spott und steifem Daumen über die Achsel nach dem Alten.

„Ich versteh' dich nicht, Andreas, wie du's meinst", antwortete Johanna und streifte mit einem Blick ihren Vater, der ihr ermunternd zunickte.

„Nu ja, ja", sagte der Sintlinger lang ausatmend und erhob sich von seinem Fensterplatz. „Komm, Lenlein, wir werden uns das Wetter ansehen."

Die beiden sahen ihn ruhig und aufrecht durch die Tür gehen und schauten dann einander ratlos an.

„Er ist richtig einirdisch geworden," sagte der alte Klim, „Hanna, er gibt Antworten wie ein Haus. Die Stimme hat er auch verloren, hast du gehört, wie er redt?"

Seine Tochter saß am Tisch, zupfte an ihren Fingern und konnte kaum die Tränen bezwingen.

Auch der Greis kam ins Starren. Aber mit einem riß er sich auf: „Nein, nein, er ist wirklich in eine schwarze Mühle geraten. Aber da heißt's anklopfen und wenn's nicht anders ist, andonnern, und das gleich. — Heute — jetzt — denn ich kaue sozusagen an den letzten Halmen. Da ist nichts aufzuschieben. Herr, du meine Güte!"

Johanna gab ihrem Vater recht, rief nach der Wirtschafterin und schickte die alte Frau ihrem Manne nach, sie solle ihm das Kind abnehmen und ihn hereinschicken.

Noch während sie eifrig miteinander berieten, wie an

den Armen heranzukommen sei, trat der Sintlinger wieder ein. Johanna erhob sich und sah zum Fenster hinaus. Der Greis wog aus Verlegenheit mit zur Decke gerichteten Augen die Dose in der Rechten. Es herrschte eine bedrückte Stimmung. Andreas setzte sich auf die Bank, faltete die Hände zwischen den Knien und sah ruhig zur Erde. Dann sagte er versonnen: „Ihr hättet mich sollen nicht reinrufen. Es wäre besser gewesen. Denn nun ist's möglich, daß ihr rauslaufen müßt. Aber vielleicht soll es endlich so sein!"

„Lieber Andreas," sagte der alte Klim nun, „das mein' ich eben auch. Sieh, wie ich vorhin aufwachte, wußte ich eigentlich nicht gleich, bin ich gestorben oder lebe ich noch. Na, und wenn ich fort sollte und ich wüßte, du hättest dein Unglück immer noch nicht verwunden, da kannst du mir glauben, ich fände im Grabe keine Ruhe. — Andreas, man muß sich fassen! Schüttel du ruhig den Kopf. Mich alten Mann machst du nicht irre. Wie der Köhlerhof abbrannte, stand der Bauer mitten im Korne und pfiff. Das kenn' ich alles! Man kann auch aus Angst pfeifen. Siehst du, und ungefähr auf dem Flecke stehst du."

Johanna war auf ihren Stuhl zurückgekehrt. Der Sintlinger stützte den Ellenbogen auf den freien Fensterplatz und bedeckte mit der Hand seine Augen.

„Red' weiter", sagte er so, da der Alte eine Pause machte.

„Nun, ich meine, wie mir Johanna gesagt hat, der Münstersche Doktor spricht, daß das mit Helene nicht immer dauern wird. Da soll man sich doch nicht ins Finstere hineinwühlen, sondern alles Gott dem Herrn anheimstellen, sich aus der Prüfung einen Stecken schneiden, daß

man leichter fortkommt, und nicht eine Rute zum Selbstpeinigen. Unser Herrgott hat den alten Tobias blind und wieder sehend gemacht. Er wird's bei dem Kinde auch fertigbringen, verlaß dich drauf."

Während der letzten Worte war der Sintlinger aufgesprungen und mit allen Zeichen der Ungeduld durch die Stube gegangen. Jetzt, als der Greis geendet hatte, trat er an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte mit beherrschter Bewegung: „Lieber Vater, wir verstehen uns ganz und gar nicht. Ich kann keinem Bettler und Landläufer nichts Böses tun. Was sollt' ich da dir was wegnehmen. Laß gut sein. Sorge dich um mich nicht. Ich geh' und bestell's Einspannen und wir scheiden in Frieden. Die Furche, die ich 'naus geackert habe, geht woanders hin. Adje. Komm, Johanna, und hol' das Kind."

Der junge Bauer trug eine leuchtende Bläsſe im Gesicht, und seine Augen brannten in tiefem Feuer.

„Gib mir deine Hand, Andreas", sagte der alte Klim ergriffen.

Der Sintlinger tat es. „Leb wohl", sprach er.

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Nein, so mein' ich das nicht," redete er, „wir sind doch Männer und können in Ruhe miteinander uns besprechen. Du tust mir nicht weh. Geh, setz' dich und sag', was du auf der Seele hast. Da wollen wir sehen, wer im Rechte ist."

Auch sein Weib drang liebreich in ihn, sich nicht zu verschließen. So ging er zögernd auf seinen Platz und saß und schüttelte den Kopf.

Danach wartete er noch etwas, wobei er sein Gesicht abgekehrt hielt und auf die offene Tür ins Nebenzimmer

sah, als sollte irgendwer durch sie hereintreten. Das dauerte lange.

Unvermutet fing er dann an zu reden. Anfangs wußten die beiden eigentlich nicht, daß es die Stimme des Sintlingers sei. Johanna vernahm erschreckt den Laut des Sausens über allen Wolken, und dem Greise waren die Worte unkenntlich und unerklärlich wie das eigene Reden in einem nächtlichen Traum, das man wohl hört, doch weder hindern kann, noch versteht.

„Der Sperber frißt den Sperling, der Sperling den Käfer, der Käfer das Blatt. Keines tut unrecht, denn es muß leben, und was stärker ist, hat Gewalt, und was Gewalt hat, herrscht. So geht es auch in uns. Der stärkere Gedanke frißt den schwächeren auf. Auf die Art nimmt unsere Gewalt zu, und was uns sonst wie mit Stricken gebunden hat, peinigt bald nicht mehr schlimmer wie eine Mücke, die gegen das Auge fliegt.

Alles, was du sagst, Vater, mir zum Troste, ist längst in mir aufgefressen, auch Trost selber. Denn wer Trost braucht, ist unglücklich, ich aber bin es nicht.

Früher bin ich über die Straßen getanzt, durch die Schenken und in den Sälen. Jetzt tanze ich in mir. Niemand merkt was. Aber ich komm immer tiefer und weiß erst jetzt, wo die Welt anfängt."

So sprach der junge Bauer.

Allmählich waren die beiden aus dem Taumel gekommen, von dem sie durch diese unerwarteten Worte eingesponnen worden waren, und saßen und wagten einander nicht anzusehen.

Der Sintlinger aber hatte die Ellenbogen auf die Knie

gestemmt und die Hände vor die Augen gedrückt. So zusammengekrümmt saß er und atmete, da er aufgehört hatte zu sprechen, langsam und tief, als schlafe er.

„Aber das Kind", sagte der alte Klim, weil er nicht recht wußte, was der Sintlinger meinte.

„Auch des Kindes halber nicht", antwortete Andreas in derselben wie schlafwandelnden Art, ohne seine Haltung zu ändern. „Wenn jemand einen Trost brauchte, bin ich es nicht, sondern Gott."

„Aber es ist blind", warf der Alte ratlos ein.

„Wenn es blind wäre, ja, um so mehr brauchte Gott einen Trost, wie jemand, dem eine Torheit oder etwas Unrechtes passiert ist."

„Andreas", rief Johanna ringend.

Der alte Klim hatte die Hände ineinander gekrampft und sah aus todblassem Gesicht verzweifelt ins Leere.

„Na ja", antwortete der Sintlinger seinem Weibe, „sei schon gut. Wenn es wäre. Aber es ist ja gar nicht blind. Es braucht sie bloß nicht, es sieht über die Augen hinaus.

Du hast doch gemerkt, Johanna, daß unser Mädchen den Baum am Wege gesehen hat und den Wald und die Vögel in der Luft. Nicht? Antworte mir."

„Ja, freilich, aber doch nicht mit den Augen."

„Und womit denn?"

Johanna lehnte sich schmerzvoll zurück, zog die Achseln in die Höhe und sagte: „Ach Gott, das weiß der Himmel!"

„Na, womit also, Vater? Sag du's!"

Der Greis gab keine Antwort. Er hatte das Kinn auf die Faust gestützt und sah finster auf den Tisch.

„Nun, ich will's euch sagen. Mit der Seele. — So, damit sehen wir alle. Die Augen sind nur ein Umweg. Und was wir in der Seele sehn, ist ein anders, als die Welt in unsern Augen. Deswegen gibt es hinter der Augenwelt noch eine Welt. Und jedes Ding ist doppelt. Und während ich lebe, lebe ich zugleich hier und wie hinter fernen Büschen ... und aus jener Seite des Daseins sieht mein Kind auf die Welt, auf mich, auf dich, Johanna, und auf dich, Vater. Und deswegen möchte ich singen, wenn sie einen ansieht, und das Leben ist einem gelungen. Keine Unruhe peinigt mehr."

Der Sintlinger war, ohne es zu wissen, aufgestanden, und als seine strömenden Worte wie an ihrer eigenen Überfülle leiser, immer leiser geworden waren, machte er einige bewußtlose Schritte gegen die Tür des Nebenraums. —

Das war zu viel.

Der alte Klim fuhr jetzt auf, setzte seine Dose hörbar auf den Tisch und sagte höhnisch lachend:

„Haha. Ja. Gut. Und was hat der Doktor gesagt? Der Doktor hat doch auch Gedanken! Wie?"

Die ganze alte Abneigung, der unterdrückte Widerwille gegen den „Räuber" und „Peiniger" seines einzigen Kindes überschlug sich in dem Hochbejahrten, der durch seinen Schwiegersohn seine tiefsten Lebenssicherheiten bedroht sah.

„Jetzt frage ich und du wirst antworten!" setzte der Greis noch bebend hinzu und stieß einigemal den steifen Zeigefinger auf den Tisch. Der Sintlinger fuhr aus seiner Verzückung auf und stutzte über den ungewöhnlichen Ton des Alten.

„Der Doktor?" fragte er ruhig und kalt.

„Jawohl, der Doktor", wiederholte Klim streitbar.

„Der Doktor? — ist ein Narr", antwortete der junge Bauer endlich wegwerfend und lehnte sich leicht gegen den Türpfosten.

„Aber Andreas, du bist doch selbst gesprungen, als er sagte, unser Lenlein wird wieder sehend", damit mischte sich Johanna dazwischen.

„Da war ich eben auch närrisch, Liebe", antwortete der Sintlinger lächelnd.

„So, und da meinst du, weil es dir so in deinen tollen Kopf paßt, hat der Doktor unrecht und dein Kind soll lebenslang blind bleiben!" rief Klim immer erregter.

Aus des Sintlingers Auge fuhr ein Blitz. Aber er bezwang sich und sagte ruhig:

„Lieber Alter! Es ist ja gar nicht blind. Es ist mehr als sehend, niemand macht doch ein rundes Rad viereckig. So. Sela! Komm, Johanna! Mit der Kartoffelmaschine kann man nicht dreschen."

„Ja, freilich nicht, haha", erwiderte der Greis höhnisch, „und ein Wagen ohne Langgurt fällt auseinander. Und dir fehlt die Langgurt, Sintlinger, die Lebenslanggurt, der Glaube!"

Andreas achtete nicht auf die Worte des Alten; mit einem reißenden Ruck verließ er seinen Platz an der Nebenzimmertür und ging federnd durch die Stube, seine Sachen zusammenzusuchen. Er sah am Topfschrank nach, neben dem Uhrkasten, auf der Bank, unter der Bank, summte wie singend immerfort vor sich hin: „Wo? — Wo? — Wo?" pfiff manchmal leise auf, hustete lachend durch zusammengeschlagene Zähne kurze Stößlein, kriegte bebende

Hände, schluckte an seinem Atem wie an brühheißer Suppe und konnte sich endlich nicht mehr halten.

Er blieb mitten in der Stube stehen, warf jetzt an dem alten Klim einen Blick wie ein funkelndes Messer vorbei und fragte stechend: „Wie?" und fuhr dann mit lodern-dem Auge über sein Weib hin. Aber beide wagten keinen Laut mehr. Der Greis hatte mit einer Hand die Tischplatte ergriffen, mit der anderen umklammerte er die Dose und starrte ungläubig und etwas stumpf auf den Sintlinger. Johanna sah flehend auf ihn.

Der junge Bauer war jagend einen steilen Berg hinauf-gepreßt.

„Wie?" fragte er den Greis abermals ins Gesicht und brach dann in Gelächter aus, das dauerte, bis er aschfahl im Gesicht war und das Glänzen von Tränen in den Augen hatte.

„Du denkst, alter Mann, ich hab' eine Narrentrommel als Schädel. Sonst würdest du nicht wagen, mit mir wie mit einem Kinde zu sprechen", sagte er dann dumpf.

„Ich habe meine Pflicht als Christ," antwortete der Alte kalt, „dem Irrenden recht zu raten."

Wieder brach der Sintlinger in schallendes Gelächter aus. Darauf war es totenstill in der Stube.

„Ich habe meinen Christenglauben, meinen kostbaren Christenglauben ..." stotterte der Greis.

Da schlug die Uhr.

Der Sintlinger sprang hinzu, hielt den Perpendikel an und faßte die Gewichte, als sei er im Begriff, die Uhr herunterzureißen und im großen Bogen fortzuschleudern.

„Um Gottes willen, was ist denn plötzlich in dich ge-fahren, Andreas?" schrie sein Weib auf.

„Laß gut sein", sagte er, sie beruhigend, und sah unverwandt, die Lippen aufeinander geschraubt, mit fressenden Augen den Greis an.

Endlich sprach er unnatürlich leise nach dem alten Klim hin: „Du, mit deinem Christenglauben, du, du: wenn ich einen Stein hebe und aus der Hand lasse, fällt er runter ... nicht ...?"

Der Greis neigte den Kopf und schwieg.

„Ja, und wenn der Regen aus der Wolke tritt, muß er zur Erde fallen. — Was? — Oder könnte etwa die Wolke am Himmel stehen bleiben, wenn der Wind geht? — Oder der Stein von selber wieder in die Luft fliegen und das Wasser bergauf laufen?"

Er ließ die Uhrgewichtsketten los und näherte sich dem alten Klim einen Schritt.

„He, du, wenn das sein könnte, wenn das ein einziges Mal bloß sein könnte, da dürften wir auf einmal nicht mehr sicher auf Tag und Nacht rechnen und auf Sommer und Winter, und die Sterne am Himmel wären unsicher wie die Ziegel auf dem Dache."

Der Atem ging wie ein Sturm durch den Sintlinger, und da er jetzt schwieg und den Kopf tief auf die Brust senkte, wurde der wie von reißendem Wogengange auf und nieder gehoben.

Johanna stürzte der Gedanke, ihren Mann habe der Wahn gepackt, betäubend wie ein Schlag in den Kopf. Sie erhob sich taumelnd, um zu ihm zu eilen.

„Bleib du, liebes Weib, sitzen", begann er aufs neue in eiserner Ruhe. „Es geht weder um meinen noch um

deinen Kragen. — Aber dem Irrenden muß recht geraten werden. Nicht, Klim-Vater? War es nicht so?" —

„Nun, und meinst du etwa, es hätte jemand in oder außer der Welt die Gewalt, den losgelassenen Stein nicht fallen und die Wolken nicht fliegen zu lassen, wenn der Wind geht? — Ein einziger?"

Da schnellte der Greis empor, wie ein dürrer Baum, den ein Erdstoß heraufgeschleudert.

„Sintlinger", schrie er beschwörend, „... du ...! Denke was du sprichst! Es ist ein Gott im Himmel!" Doch nun kam ein strahlendes Lächeln in das Gesicht Andreas'.

„Jawohl", setzte er scharf ein, „auch Gott nicht. Nicht ein Stäubchen kann er daran ändern! — Nichts! — Haha. — Oder wenn er's täte, wäre er wie ein Mensch, der sich selber das Leben nimmt. Das seht ihr alle nicht ein, du nicht, der Pfarrer nicht und der Münstersche Doktor erst recht nicht. — Johanna, wenn uns das Schicksal in unserer Helene einen Engel geschickt hat, wird es nicht wieder einen Menschen daraus machen mit Augen, wie wir haben. Ist gar nicht möglich. Oder erst müssen die Steine von selber in die Luft fliegen und der Herrgott muß sich aus dem Staube machen."

Johanna sank betäubt zu Boden.

Der Greis griff auf dem Tisch umher, seine Lippen flogen, aber sie erhaschten kein Wort.

Der Sintlinger setzte die Uhr wieder in Gang und sagte: „So, und nun kann die Uhr wieder gehen. Denn jetzt ist richtige Zeit."

Dann beugte er sich zu seinem Weibe, nahm ihren Kopf in beide flachen Hände, hob ihn zu sich herauf und fragte

gütig: „Du, Hannlein, magst du mich so noch? Liebes Weib, du?"

„Stoß ihn von dir!" schrie plötzlich der Greis angstvoll.

„Sag'?" flüsterte der Sintlinger.

„Es ist ein Teufel, Johanna! Bleib bei mir!" rief der Alte beschwörend.

„Willst du bei ihm oder bei mir sein? Tu, was du mußt. Ich rechne es dir nicht als Schande", redete der junge Bauer in stiller Güte weiter.

Da schloß das arme Weib ihre verzweifelten Augen und umschlang seinen Hals.

So hob sie der Sintlinger auf, führte sie die Stube hin und half ihr in die Sachen.

Dann trat er an den Alten, der kalkweiß und regungslos immer noch auf derselben Stelle stand.

„Warum hast du mich nicht gehen lassen, Vater?" sprach er ruhig. „Ich habe dich gebeten. Also, adje!"

Damit streckte er ihm die Hand hin.

Klim führte einen kraftlosen Stoß nach ihm und sank fallend, mit abgewandtem Gesicht, in den Lehnstuhl.

„So gib wenigstens deiner Tochter die Hand", sagte Andreas.

Doch der Greis blieb abgekehrt sitzen und sagte mit vor Haß erstickter Stimme: „'raus! Alle 'raus!"

Und als sich hinter den beiden die Tür geschlossen hatte, drehte er zäh den Kopf, sah lange mit weitaufgerissenen Augen verständnislos ins Leere und murmelte wie im Traume: „Du Aas ... Du Aas ... Gott, verzeih mir meine Sünde."

Dann sank er auf den Tisch und begann zu schluchzen.

In der Nacht nach dem Weggange der Sintlingerschen Familie hörte die alte Beschließerin den greisen Bauern weinen, nicht rasselnd, wie sich der Schmerz mühsam aus bejahrten Seelen losringt, sondern hoch, hilflos, fast singend, wie einsame Kinder weinen. Die Frau, ein erprobtes altes Hausmöbel noch aus Klims kurzer Ehezeit her, hatte der schnelleren Hilfe halber ihr Bett in der dem Schlafzimmer des Witwers benachbarten Kammer aufgestellt, deren Tür nur angelehnt war. Wie die Alte das machtlose Weinen erlauschte, meinte sie anfangs, der Nachtwind streiche seufzend durch den Schornstein. Da es sich aber wiederholte, ging sie mit einem Licht und erhellte das Gesicht ihres Herrn. Aber er schlief fest. Er lag milde und blaß in den Kissen und sah aus wie im Wachen. Der quälerische Traum mußte ihn beim Herannahen der Kerzenhelle verlassen haben. Nur ein Zug tiefen, fast verzweiflungsvollen Kummers war zurückgeblieben, und ohne Erschütterung liefen aus den äußeren Augenwinkeln Tränen über seine gefurchten Wangen, nicht in Tropfen, in ununterbrochenen lautlosen Bächen.

Sie tupfte ihm vorsichtig das Gesicht rein und duckte sich wieder ins Bett. Aber noch stundenlang lag die treue Seele zwischen halbem Schlaf und halbem Lauschen und litt an jener seltsam beklemmenden Stille, die das Horchen eines Menschen in der Finsternis der Nacht selber erzeugt. Nur konnte sie sich des traumhaften Zweifels nicht erwehren, ob nicht doch der alte Klim unter der Maske des Schlafes sich in diesem bedrückenden Wachen sehnend er-

schöpfte, und ihr war, als sehe sie ihn aufgereckt im Bett sitzen, die welken Hände verschlungen und die Augen wie saugend auf die Tür geheftet. Aber endlich sank ihr die graue Haube des Schlafes über den Kopf. Sie hörte noch undeutlich, wie durch eine dicke Mauer hindurch, den alten Bauer rufen: „Hanna, komm 'rein. Komm du ruhig 'rein. Dich hab' ich nicht gemeint, Hanna, du!" Dann ging alles in dem geisterhaft leisen Sausen unter, mit dem die Träume in unsere Seele einziehen.

Als sie die Augen aufschlug, platzten die Hahnenschreie schon laut in die helle Frühe. Überall spielte das Sensenwetzen in der Luft. Ihr war gewesen, als habe sie jemand gerufen. Doch jetzt, da sie in Schlaftrunkenheit die Kleider untereinander warf, erkannte sie, daß sie sich selbst, vom Innern her, mit diesem Rufen wachgerüttelt hatte. Vom Schlafzimmer des Bauern war kein Laut zu vernehmen. Notdürftig angezogen, auf den Zehen trat sie hinein. Das Bett war leer. Die Tür in die Wohnstube stand ritzweit auf. Ebenso leise ging sie weiter. Hier traf sie den alten Klim schon in seinem Sonntagsstaat, fix und fertig angezogen, von den gewichsten Langschäftern bis zur sorgfältig gebundenen, schwarzen Seidenhalsbinde. Er saß aufrecht am Tisch, wie Reisende, die im Wartesaal eines Bahnhofes schon stundenlang auf den Abfahrtsruf lauern. Die Mütze neben sich, den einen Arm auf die Tischplatte gestützt, den Stock in der Rechten, saß er. Sein zerfurchtes Gesicht war fahl und unverrückt, wie suchend, gegen die Diele gerichtet. Er hatte das Hereintreten seiner Wirtschafterin offenbar nicht gehört, denn er rührte sich nicht in seiner Haltung und schien aufzupassen, ob nicht etwas aus dem Boden

springen wollte. Die alte Frau war von dem ungewohnten Anblick so betroffen, daß sie nicht wagte, ihren Herrn anzurufen. Plötzlich schüttelte der Greis ungläubig den Kopf und sagte leise vor sich hin: „Trine ... Trine ... Wagner Trine ... steh auf ...!"

Es waren dieselben Worte, die die Wirtschafterin im Schlaf vernommen und dann für einen Weckruf ihres eigenen Willens gehalten hatte.

„Hier bin ich ja schon, Klim-Vater!" antwortete die alte Frau zaghaft, denn sie fürchtete aus einem Grunde, den sie nicht ermaß, der Greis werde bei ihren Worten zusammenbrechen oder so zu weinen anfangen, wie er es in der Nacht getan hatte.

Aber Klim veränderte seine Haltung nicht, sondern hob nur den Kopf und sah an Trine vorbei. Seine Augen standen still und hatten einen Blick, als habe jemand aus großer Ferne zu ihm gesprochen.

„Warum läßt du mich solange rufen?" sagte er dann abgeschlagen und monoton. „Geh und ruf den Bauer. Ich muß in die Stadt fahren, und das gleich."

Darauf ließ er wieder den Kopf sinken. Trine bestürmte ihn mit Fragen, was es gäbe, ob er sich krank fühle und ob es nicht besser wäre, sich auszuziehen, ins Bett zu kriechen und ein Schweißmittel zu nehmen. Der greise Bauer achtete auf keines ihrer Worte und sah fortwährend zu Boden. Als sie zu reden aufgehört hatte, schaute er sie lächelnd an und sagte sanft und bittend: „Es hat nichts, Liebe. Geh und tu, was ich dir gesagt habe."

Er lehnte das Frühstück ab, saß aufrecht wie im Aufspringen da und trieb mit leisen Worten zur Eile an.

In einer halben Stunde brauste der Bauer mit dem Wagen vor die Tür, und Klim schritt entschlossen durch die Tür.

In den Polstern des Wagens faßte er krampfhaft den Griff seines Stockes mit beiden Händen und schloß die Augen.

Die Pferde zogen an und stoben davon.

Das Rollen der Räder polterte und rasselte um ihn. Der alte Bauer lag in der Ecke des Wagens immerfort mit eingesunkenen Augen.

„Es ist alles vorbei", murmelte er, „der alte Sintlingersche Teufel ist über den Mann gekommen. Mein Kind! Meine Johanna! Mein einziges Mädchen!! Aber sie kommt nicht. Sie ist ihm verfallen und geht mit ihm zugrunde. Es wird den Hof fressen, das Verfluchte in ihm. Die Acker schluckt es. Zuletzt bleibt den beiden nichts als der Bettelsack an leerer Wand. Aber das Kind, das arme blinde Kind soll nicht in Armut verkommen. Nein, dafür will ich sorgen."

Als der alte Klim die Augen aufschlug, war die Stadt vor ihnen. Sie lag im Lichte des Morgens bunt und strahlend im Grün. Aber des Greises verdüsterte Augen sahen sie wie ein graues Phantom, das in einem unhörbaren Winde schwankte.

Die Hufe der Pferde klangen nun hell auf dem Pflaster. Der Wagen hielt vor dem Einkehrhause. Der alte Bauer war wieder in sein dumpfes Selbstgespräch verfallen. Immerfort die Lippen bewegend, als würden sie vom Fieber durchbrodelt, bemühte er sich, vom Wagen zu kommen. Er merkte es nicht, daß der junge Bauer ihm half

und auf ihn einredete, wohin er wolle, wie lange sein Geschäft dauern würde, und ob er nicht mit ihm gehen solle. Klim schüttelte den Kopf, bemühte sich zu lächeln und redete in sich hinein: „Das blinde Kind ... das blinde Kind ..." So ging er mit fallenden Schritten die Straße hinunter und taumelte manchmal wie ein halb Trunkener.

Als der junge Bauer das sah, warf er dem Hausknecht die Leine zu und folgte dem Greise in einiger Entfernung, um bei der Hand zu sein, wenn ihm etwas zustieße. Aber je tiefer Klim in die Stadt kam, desto sicherer wurde sein Gang. Auf dem mit Linden besetzten kleinen Marktplatz ruckte er sich plötzlich in die Höhe und trat, steif auseinander geschraubt, mit starren Schritten in das Haus eines bekannten Notars.

Jetzt wußte der junge Bauer, der Klang welcher Glocken den alten Klim so ins Unkenntliche verwandelt hatte. Der Sicherheit halber las er nochmals das Schild neben der Haustür: Doktor Mende, Rechtsanwalt und Notar.

„Na ja", sann er vor sich hin, „den einen kehrt der Schmerz dem Totengräber vor die Füße, den andern das Glück. Ja, und gestern waren sie noch alle froh wie Kirmesgäste. Aber den reifen Apfel darf nur ein Kind anrühren, so fällt er."

Bedrückt kehrte er dann ins Gasthaus zurück.

Der Greis saß indessen in dem Zimmer des Notars, das, nur von einem Fenster erhellt, zur Hälfte im Dunkeln lag. Wie gestern nach dem Aufwachen im Lehnstuhl, hatte er die Empfindung, hoch über der Erde durch Gewölk zu schweben. Der hochbejahrte Rechtsanwalt, der ihm sein Leben lang die wenigen Rechtshändel, in die er ohne Zutun

verwickelt worden war, geschlichtet hatte, saß auf dem halb herumgewendeten Schreibstuhl vor ihm und gespäßelte, wie es seine Art war, ohne Aufhören mit zermergelter Stimme auf ihn ein. Klim sah ihn tief unter sich sitzen, und es klang, als rede er von der Straße herauf. Mit Kopfnicken und -schütteln und manchem vieldeutigen Flickwort half sich der Bauer in seiner unbehaglichen Situation, damit der andere nicht merke, wie es um ihn stehe. Vor dem einen war ihm nur bange: daß Mende jetzt zu reden aufhören und nach seinem Begehr fragen könne. Der Schweiß trat dem Greise auf die Stirn. Da auf einmal senkte sich alles. Die Stubenwände rückten aus den grauen Wogen auf ihn zu. Alles wurde zum Schneiden deutlich um ihn. Das Brausen in seinem Kopfe hörte auch auf, und es war kalt, klar und still in ihm wie an einem Hartwintermorgen. Die Nase des Rechtsanwalts stand zwei Armlängen vor ihm, und er sah genau die vielen geknickten Äderchen darauf. Jetzt war es soweit recht mit ihm. Mit fester Stimme schnitt er den Redestrom des Unermüdlichen mitten durch und verlangte die Aushändigung des niedergelegten Testamentes.

„Ein Kodizill, hmhm, Alterchen, ein Kodizill", spottete lächelnd der Notar, „kann mir's denken, freilich. Die Henne läßt das Scharren nicht. Und nun soll das Häufchen auch noch untergebracht werden. Mir ist das ganz gleich. Aber Sie sollten die letzten Jahre wenigstens auch einmal an sich denken, nicht immer an andere."

Unter diesen Worten war Mende aufgestanden, hatte den Schreibtisch aufgeschlossen und kramte darin herum.

Der Bauer saß steif und dachte: Jetzt verscharr' ich das

Glück meiner Tochter. Nun muß alles bergunter gehen, es ist kein Halten mehr.

Mit übermenschlicher Anstrengung hielt er sich aufrecht, doch kaum fühlte er das Dokument in den Händen, als ein Zittern an seinem Körper zu rütteln begann. Alles in der Stube hüpfte. Nur eine Stelle an der Wand, ihm schräg gegenüber, von der Größe eines Schrankes, war still, er konnte genau die kleinen schwarzgrauen Rauten auf dem grünen Untergrund der Tapete unterscheiden.

„Ich will nur einen Augenblick an jene Stelle der Wand treten", sann er bei sich, „dann werd' ich das Testament zerreißen."

Er erhob sich mühsam vom Stuhle und lächelte Herrn Mende verschmitzt an. Das heißt, er glaubte es zu tun. In Wahrheit war sein Gesicht schmerzvoll verzerrt.

„Was machen Sie denn?" fragte der Notar erschreckt.

„Die Beine sind mir eingeschlafen", antwortete Klim unter großer Anstrengung.

Er hatte nur noch zwei Schritte bis zur Wand. — Allein plötzlich sah er die Mauer mit einem Knirschen von oben bis unten auseinander reißen, das ihm wie ein Messerschnitt schmerzend durch seinen Körper ging. — Er taumelte und sank mit einem Aufschrei zu Boden.

Seine Augen standen weit auf. Die Lippen bewegten sich fortwährend lautlos, als bete er, und sein welkes Gesicht lächelte verzweifelt.

So kam er in sein Haus zurück und wurde ins Bett gebracht.

Seine Wirtschafterin wollte sogleich nach Hemsterhus

auf den Sintlingerhof schicken, aber er verbat es sich, weil es nur ein Übergang sei.

Zwei Tage und zwei Nächte lag dann der Bauer und schaute unausgesetzt nach der Tür, als ob er jemand erwarte. Kein Mensch erfuhr, wen seine Augen herbeiwünschten. Am dritten Morgen war etwas in ihm überwunden. Er wurde aufgeräumt, setzte sich im Bett auf und verlangte zu essen.

Im halben Nachmittage ließ er sich ankleiden und ging am Arm der Wirtin hinaus auf das Bänklein vor dem Hause.

Dort saß er, die Hände im Schoß gefaltet, in der Sonne und sah hinüber auf die Wiese, von wo der Sintlinger einst sein einziges Kind fortgelockt hatte. In allen Feldern rauschten die Sensen. Die Höfe lagen im Flor des goldenen Lichtes. Die Straße war wie ausgestorben. Die Mittsommerstille bebte über den gelben Ährenweiten, und die Grillen geigten wie angstvoll ihr eintöniges Lied.

Der Greis ließ die Augen einsinken und gab sich dem lautlosen, strahlenden Auseinanderfluten hin, das die ganze Welt erfüllte. Als er sie wieder hob, sah er nicht allzuweit durch eine Ährengasse rüstigen Schrittes eine Bäuerin den Hügel herunter auf ihn zukommen. Sie hatte den Rock geschürzt, das rote Tuch tief in die Stirn gezogen und trug eine blanke Sichel in der Rechten. Im Gehen streifte ihre Linke durch die Ähren. Nun war sie in der Wiese. Plötzlich blieb sie stehen, sah lange zu ihm herüber, nickte ihm freundlich zu, beugte sich und brach eine weiße Blume. Mit der kam sie über die Straße, geradenwegs auf ihn zu. Er sah sie doch immer genauer, das rote Tuch, den geschürzten Rock, die Sichel, und konnte sich nicht mehr täuschen, daß es die junge Frau des Bauern war, dem er

sein Gut verkauft hatte. Aber er brachte es vor einem seligen Grauen nicht über sich, gerade in ihr beschattetes Gesicht zu sehen, denn es war ihm, wenn er das täte, dann sehe er das Antlitz seines längst verstorbenen Weibes. Sein Herz begann zu flattern, und er senkte in verschämter Freude sein Gesicht.

Jetzt hörte er ihren Rock neben sich rauschen. Nun stand sie bei ihm, und er fühlte, wie sie ihm den kühlen Stengel einer Blume zwischen die Finger schob. Da brauste es um ihn, und dem Greis vergingen die Sinne.

Als die Wirtin nach ihrem Herrn sehen wollte, saß er entseelt auf dem Bänklein. Ein seliges Lächeln lag auf dem Gesicht des Toten, und die Finger seiner Rechten waren noch immer gestellt, als hielten sie eine Blume.

Achtes Kapitel

Johanna war in den vier Tagen, die zwischen der Brederoder Unterredung und dem Ableben des alten Klim lagen, zwar nicht zu einer Klärung ihrer schwer umdrängten Seele gekommen, hatte sich aber an der unzerbrechlichen Ruhe ihres Mannes bis an die Höhe ihres alten Vertrauens herangeschoben und hielt ihren sehnlichsten Wunsch für erfüllbar, daß die Zeit nicht nur die wilden Gespenster aus dem Kopf ihres Mannes vertreiben, sondern auch die Kluft überbrücken werde, die sich zwischen ihrem Vater und allen aufgetan hatte, welche auf dem Sintlingerhofe lebten. Vor allem beruhigte sie der geheime Vorsatz, bei dem ersten freundlichen Anzeichen, das aus dem Brederoder Auszugshause gegen ihren Hügel herüberschimmern würde, sich aufzumachen und mit Liebe jene Aussöhnung herbeizuführen, die der Hartnäckigkeit der Männer nicht gelungen war.

Am Abend des Tages, der dem alten Klim den Atem für immer lächelnd aus der Brust gelockt hatte, lehnten die beiden am Zaun des kleinen Blumengartens hinter der Scheuer und sahen durch das glasige Verfinstern die endlose Reihe der Getreidepuppen wie eine Prozession Vermummter über die Hügel schwanken. Da stand unvermutet Trine, die alte Wirtschafterin, wie lautlos von dem

Dunkel hergetragen, neben den beiden. Das Kopftuch war ihr in den Nacken gefallen, die schweißverklebten Haare hingen über die Stirn. Sie rang nach Worten, brachte es aber zu nichts als zu einem Strom von Tränen und hob endlich ihre gerungenen Hände zur Höhe. „Komm herein, Trine", sagte der Sintlinger, nahm sie am Ärmel und führte die Alte, die leise zu schluchzen fortfuhr, über den verdunkelten Hof in die große Gesindestube. Sie war leer, denn die ermüdeten Dienstleute hatten schon die Kammern aufgesucht oder saßen auf der Bank unter den Torlinden. Der Bauer setzte die Greisin hinter den Tisch, und während er die kleine Schirmlampe anzündete, kam auch Johanna herein.

Weiß wie Papier, steif, lautlos ging sie über die Diele, nahm neben Trine Platz und sah unverwandt auf ihre Hände, die gefaltet auf dem Schoß lagen. Andreas schloß die Tür zum Schlafzimmer, wo Helene in ihrem Bettchen ruhte, und sagte dann: „Na, Trine, jetzt erzähl', wie's gekommen ist."

Er stellte sich den beiden Frauen gegenüber an die andere Seite des Tisches, stützte die Hand mit eingeknickten Fingern auf die Platte und sah aufmerksam die greise Wirtschafterin an. Die taumelte erst mit halben Worten durch eine Reihe unzusammenhängender Ausrufe und Beteuerungen, und als sie auf diese Weise die Last ihres Schmerzes etwas erleichtert hatte, gelang es ihr nach und nach, sich in der Erinnerung zurechtzufinden, und sie erzählte umständlich, sogar bis auf jeden Blick und halben Seufzer, genau die Not, von der der Greis durch seine letzten Tage gehetzt worden war. Johanna bewegte keine Fiber und tat

scheinbar keinen Atemzug. Nur bei der Erzählung von der stummen Sehnsucht, mit der ihr Vater immerfort wartend auf die Tür geschaut hatte, entfuhr ihr ein fast tierischer Laut von Weh. Dann saß sie wieder regungslos, ohne jede Träne. Sie sank nur mehr und mehr in sich zusammen und rutschte endlich lautlos unter den Tisch, als sie die Beschreibung des Glanzes hörte, mit dem ihr Vater aus dem Leben geblendet worden war.

Den Bemühungen der beiden gelang es, sie der Ohnmacht zu entreißen, und als sie die Augen aufschlug, traten ihr die ersten Tränen hervor. Sie flossen still, ohne Schluchzen über ihre blassen Wangen und an dem geschlossenen, verfärbten Mund vorbei. So sah Johanna ihren Mann mit Blicken an, die fast wie verzehrend sich in sein Tiefstes hineingruben, bis der verzweifelte Schmerz ihres Gesichtes in ein solches Grauen verwandelt wurde, daß sie den Anblick ihres Mannes nicht mehr aushielt. Sie schloß die Augen und kehrte sich auf der Bank, wohin man sie gelegt hatte, gegen die Wand. So verharrte sie lange mit Atemzügen, die klangen, als würde ihr Leib aus allen Fugen gerissen.

Endlich wandte sie sich wieder herum.

„Du kannst heute nicht hier bleiben", sagte der Sintlinger. Sie schüttelte den Kopf.

Dann wartete der Bauer ernst auf Antwort. Aber sie sah an ihm vorbei zur Decke und schwieg.

„Hm, hm", sprach er nach einigem Sinnen. „Du mußt zur Totenwache hinüber, ich weiß ... ich weiß alles."

Und ohne auf eine Erwiderung zu warten, ging er und schirrte die Pferde an, und der alte Knecht kutschierte die

Frauen den Hügel hinunter durch die schummerig schwere Sommernacht nach Brederode hinüber.

Drei Tage und zwei Nächte blieb Johanna bei ihrem toten Vater und rang mit sich. Manchmal überfiel es sie, Andreas hat meinen Vater ins Grab gestoßen. Dann fühlte sie das Grauen wie ein Frosthäutchen über ihre Augen laufen, und ihr Blick wurde aus dem Kopf herausgedreht. Ihre Füße ergriffen die Flucht, und sie fand sich, aus einem Kreisen aufwachend, tief in den Haseln des Abhangs oder an einem Baum im Felde. Manchmal auch hatte sie die Empfindung, nicht selbst zu reden, zu sehen, zu denken, zu gehen und zu ruhen. Es war ihr, als bediene sich eine Gewalt, deren Wesen und Absicht nicht zu erforschen war, ihres Willens und Lebens. Denn die Unterredung zwischen ihrem Vater und Andreas, die sie und ihn hatte von den Schatten befreien sollen, war zu einem Weg geworden, der sie nur tiefer in Finsternisse geführt hatte.

Aus diesen Verfinsterungen eilte sie an die Bahre des Toten, sank unter stillem Weinen in die Knie und fragte den Gestorbenen, ob sie oder Andreas ihn aus der Welt gestoßen habe, ob er ihr zürne. Sie könne doch nicht dafür, und er möge ihr doch wenigstens aus der Ewigkeit helfen, daß sie nicht verzagen müsse. Sie redete wirr, wie Menschen, die auf einer Planke von geschwollenen Wassern in reißender Strömung entführt werden und nach dem Lande ringen, das unerreichbar fern vorübertanzt. Aber wenn sie sich von solch leidenschaftlichen Klagen erhob und dem Toten ins Gesicht sah, überkam sie Scham, daß sie seine Ruhe gestört hatte. Denn die Schönheit, in die sich der

Greis hinübergeträumt hatte, blühte noch auf seinem Antlitz, und er lag nicht da wie ein Gestorbener, sondern wie einer, der sich auf das Ruhebett gestreckt hat, um bei geschlossenen Augen den tiefen Sinn einer wundersamen Geschichte nachzugenießen, die eben vor seinen Ohren verklungen ist.

So beruhigte sich das peinvolle Flackern ihres Gemütes immer von neuem. Aber wenn sie im Begriff war, ihre Füße auf den Weg nach dem Heiligenhof zu stellen, wurde sie von innen her in Verzagen und heimliches Grauen zurückgewendet.

Als am Abend des dritten Tages der Sintlinger in Brederode erschien, weil am nächsten Morgen die Beerdigung stattfinden sollte, traf er sein Weib entgegen einer geheimen Befürchtung zwar nicht mehr von so schweren Schatten umschanzt, wie sie ihn verlassen hatte, allein ihr Blick trieb sich noch immer verstört in den Augen umher, sie sah ihn furchtsam von der Seite an, und während die beiden das tagelange Fortbleiben Johannas wie etwas ganz Selbstverständliches behandelten und über den Stand der Hauswirtschaft, das Ergehen Helenes und den Fortgang der Ernte redeten, fühlte er, wie sie den Klang seiner Stimme schmerzvoll lange in ihrem Ohre wog, auf sein Ausschreiten achtete und fast vorwurfsvoll die Ruhe prüfte, mit der er unter den Bäumen neben ihr der Schwelle des Trauerhauses zuschritt.

So traten sie miteinander in die nur von einem Nachtlicht erhellte Stube, wo der alte Klim aufgebahrt lag. Johanna begann sogleich leise zu weinen, bewegte die Lippen und besprengte den Toten mit Weihwasser.

Plötzlich fragte sie mit verschleierter Stimme:

„Wo wird mein Vater jetzt sein?“ und wendete ihr blasses, bebendes Gesicht zu ihm auf.

Sie sah, wie ihr Mann die Lippen rührte, aber er antwortete nicht, sondern schaute sie nur in tiefen Gedanken an und legte zum Abschied die Hand auf die kalte Stirn des Gestorbenen.

Dabei sagte er die unbegreiflichen Worte: „Das Meer hat sich zurückgezogen.“

Dann stiegen sie schweigend ihrem Hofe zu.

Vielleicht dachte der Sintlinger bei sich: Sie ist wie ein Mensch, der, in einem weiten Walde plötzlich von der Furcht überfallen, nach allen Richtungen rennt. Wenn ich nun zu rufen anfange, um sie auf meinen rechten Weg zu leiten, wer weiß, verkehrt ihre Angst den Klang meiner Stimme so, daß sie darin nur eine neue Gefahr wittert, und anstatt sich zu mir zu finden, nur noch tiefer in die Irre läuft. So oder ähnlich muß sich doch der Sintlinger gefaßt haben. Denn weder an diesem Abend rührte er mit einem erhellenden Wort an ihre Seele, noch kam er ihr am folgenden Morgen anders zu Hilfe als nur durch die Tatsache seiner unzerbrechlichen Sicherheit.

Fest und frei, ernst, aber ganz unbewölkt stand er neben ihr vor dem offenen Grabe, dem Hemsterhuser Pfarrer gegenüber, der mit orgelnder Stimme die Responsorien betete. Die weinerliche Glocke der kleinen Brederoder Filialkirche ließ unausgesetzt ihr Geläut in die graue Luft irren, und die Hügel zogen rundum erschöpft in trostlosen Weiten.

Johanna hatte die Hände unter der Brust gefaltet und hob den Blick nicht von dem Erdwall, der um das Grab

herum aufgehäuft war. Es sah aus, als bemühe sie sich, mit den Augen den Sinn ihres Schicksals aus dem Boden zu wühlen. In dieser Stellung verharrte sie auch während der Leichenrede des Pfarrers, der damit begann, von der Fülle des hohen Sommers, von der Trauer des Himmels und dem jähen Aufschrecken der Sonne aus dem Gewölk zu sprechen. Dann redete er von der reifen Frucht eines Menschenlebens, das der Tod hier ruhig eingeerntet habe. Deswegen zieme es allen, die noch von dem festen Glauben an den Lohn durch die jenseitigen Ewigkeitsfreuden erfüllt seien, voll von, wenn auch schmerzlicher, Freude zu sein. Denn wenn es für unser schwaches Begreifen hier auf Erden eine Sicherheit gäbe, so sei es die, daß dem Verstorbenen, der ihm selbst ein Freund, ja fast ein väterlicher Bruder gewesen, die Pforte der Seligkeit sich willig und weit erschlossen habe.

Die rotbehaarten, großen Hände des Geistlichen zitterten, so oft er sie segnend erhob oder ausstreckte, und mehreremal stockte und klirrte seine Stimme sogar vor Rührung.

Da und dort wimmerte es leise aus dem Grabgeleit. Die Männer machten finstere Gesichter, weil sie nicht weinen wollten. Johanna stand tief gebückt, und ihre Tränen flossen lautlos. Unauffällig streifte sie den Sintlinger mit einem Blick, um sich zu überzeugen, ob auch ihn die Trauer ergriffen habe. Allein er hatte noch mit keiner Gebärde seine aufrechte Haltung versehrt. Wenn auch blassen Gesichtes, sah er geraden Auges wie in große Fernen. Mit heimlichem Erschauern kehrte sie wieder in ihren Schmerz zurück. Ja, aus ihrer Haltung sprach sogar etwas wie Hoffnungslosigkeit.

Der Pfarrer hatte eine Pause eintreten lassen und schickte, die Fortsetzung überdenkend, seine Blicke rundum.

Es ist wahrscheinlich, daß ihn der Sintlinger, der steif und ungerührt dastand, kränkte, vielleicht wurde er auch nur von der Eitelkeit so vieler Grabredner erfaßt, die den Wert ihrer oratorischen Leistungen nur in der Wildheit der Trauer suchen, die sie entfesseln. Unvermittelt begann er über das Los jener Beklagenswerten zu sprechen, die in der Verblendung des Stolzes die Schicksale des Lebens nicht auf sich nehmen, sondern, um der Reue über ihre Sünden zu entgehen, an dem Wesen Gottes sich vergreifen, mit aberwitzigen Gedanken und allerhand frechen Deutungen der ewigen Fügung. Aber damit begnügte er sich nicht. Einmal in Schwung geraten, trieb es ihn immer tiefer in das düstere Kreisen, und er schilderte mit allen Farben fanatischer, ausschweifender Phantasie das Ende der Gottlosen.

Viele Weiber schrien gellend auf, schwache Männer stöhnten mit zusammengebissenen Zähnen; manche knieten in Angst nieder; die härtesten Bauern griffen in die Tasche und quetschten das Sacktuch zusammen. Johanna wurde von Schmerz und Verzweiflung so überwältigt, daß sie sich trotz tapferster Gegenwehr oft förmlich zusammenkrümmte.

Der Sintlinger aber schnitt plötzlich mit einem Hustenstoß, der wie Hohngelächter klang, diesen heidnischen Tumult mitten durch, so daß der Pfarrer verstummte, als sei ihm ein Stein in den Mund geflogen.

Der Heiligenbauer achtete aber nicht auf die Wirkung seiner Entrüstung: er neigte sich zu seinem Weibe, flüsterte

ihr gütig etwas ins Ohr und berührte beschwichtigend ihre Achsel mit der Hand. Johanna wandte ihm das zuckende, überströmte Gesicht zu und sah ihn betrübt an. Und in der Meinung, sein Weib sei deswegen von der Verzweiflung so überwältigt, weil sie glaubte, er setze sich aus Feindseligkeit über den Tod ihres Vaters hinweg, beugte er sich nieder, brach einige rote Blumen neben seinen Füßen und warf sie dem Toten statt der Erde auf den Sarg.

Doch Johanna war so im Taumel des Schmerzes, daß sie diese Handlung ihres Mannes gar nicht zu bemerken schien; sie griff mit stumpfen Fingern in der frischen Erde herum und warf sie auf den Sarg. Dabei sagte sie fast laut und wie drohend: „Gott gebe dir die ewige Ruhe."

Als das Grabgeleit zu den beiden herzutrat, um mit den üblichen kurzen Worten ihnen das Beileid auszudrücken, war ihr Gemüt noch immer so verstört, daß sie offenbar nicht ganz begriff, was alle diese Leute damit bezweckten, ihre Hand zu ergreifen und auf sie einzureden. Sie sah auf die Menschen, die vor ihr standen, nicht anders als ein Läufer, der unvermutet vor einer Mauer steht, eine dumpfe Ratlosigkeit war in ihrem Blick. Der Sintlinger wußte überall die Prozedur abzukürzen, und so gelang es ihm immerhin ziemlich schnell, sich mit Johanna durch die Menge dem Ausgang zuzuwinden. Freilich mußte er seine Frau mehr tragen, denn kaum daß ihr ein neuer Zuspruch wie gewaltsam den Kopf gehoben hatte, sank ihr Gesicht wieder zur Erde, und es war, als hänge ihr Leben davon ab, etwas zwischen den Füßen der anderen zu finden.

Schon standen sie nur etwa sechs Schritt von dem zerbröckelnden Torbogen entfernt, der sich über dem Kirchhofs-

ausgang wölbte, und außer einigen Kleinbauern aus Hemsterhus war nur noch der Brindeisener und seine Familie zu überwinden. Sie lehnten ziemlich zusammengedrückt in dem Mauerwinkel hinter dem Tore, Anton Brindeisener, obwohl leicht gekrümmt, mit dem Kopf fast die Ziegel des Tordächleins berührend, mehr einer riesigen Pyramide ungefügiger Menschenknochen ähnlich, mit unerbittlich kalten Augen unter einer vorgebauten Kastenstirn, das Herannahen des Sintlingerschen Ehepaares belauernd, und, von der hohen Mauer seines Rückens fast verdeckt, sein Weib, mit ihrem großen, ebenen Gesicht und einer schmerzvollen Scheelsucht im Auge, daneben Amalie, ihre Tochter, jene, die am Hochzeitstage der Sintlingerschen im Todesringen gelegen hatte, noch immer blaß, mager, krank.

Etwas wie glückliche Furcht strahlte immer leidenschaftlicher aus den großen, hektisch blanken Augen des Mädchens, da sie den Sintlinger seine vor Trauer wie schlafwandelnde Frau gegen den Ausgang auf sie zuführen sah. Ja, sie geriet förmlich in Verwirrung, lächelte und weinte in einem und begann schon nickend ihre Zustimmung zu bezeugen, als ihr Vater kaum begonnen hatte, mit dem unwirschen Baß den Bedauerungs- und Trostspruch herzusagen.

Allein plötzlich geschah etwas Ungewöhnliches. Johanna fuhr aus der versunkenen Gebücktheit auf, sah entsetzt dem Brindeisener ins Gesicht, riß sich von ihrem Manne los und eilte die Stufen hinunter dem Wege zu. Andreas vermochte sie nicht zurückzurufen, entschuldigte ihr Betragen mit ihrer Aufregung und folgte ihr schnell.

Neuntes Kapitel

Johanna war tatsächlich unter die Räder von Geisterwagen geraten, vor denen sie der Sintlinger so früh gewarnt hatte. Sie besaß keine Gewalt mehr über ihre Gemütskräfte, die in heillose Unordnung geraten waren. Der Tod ihres Vaters hatte eine Kluft neben ihr aufgerissen, von der sie durch ihre Furcht überzeugt war, daß ihr und der Ihrigen Leben darin untergehen mußte. Gerüchte über ihre Enterbung zugunsten Helenens, die wahrscheinlich durch den Notar, wenn auch nur aus Schwatzhaftigkeit, in die Gegend gestreut worden waren und, mißverstanden und aufgebauscht, wochenlang von Haus zu Haus liefen, beluden ihr Herz aufs neue mit der marternden Gewißheit, daß ihr Vater, wenn nicht mit abgeneigter Seele, so doch ohne jedes Vertrauen auf einen guten Ausgang ihres Lebens in den Tod abgeschieden war. Und als nach Ablauf von drei Wochen die Testamentseröffnung alle Gerüchte Lügen strafte, kam sie von ihrer Angst doch nicht los.

Sie ließ wohl den größten Teil vom Hausrate ihres Vaters auf den Heiligenhof führen und verteilte ihn auf die vielen Räume, wie um in alle Stuben, in jeden Winkel einen Hauch und Klang des Segens ihrer Jugend, von Vater und Mutter zu pflanzen und damit das Verderben

zu vertreiben, das auf dem Hügel umging. Aus dem gleichen Grunde nahm sie die alte Wirtschafterin ihres Vaters auf den Hof und betraute sie mit der Wartung Helenens. Sie selbst aber lief fast jeden Morgen hinter dem Rücken ihres Mannes in der Frühe in die Hemsterhuser Kirche, drückte sich in den dunkelsten Winkel und sah während der ganzen Messe kaum einmal von dem Buche auf, aus dem sie wie als Kind wahllos alles, am liebsten aber jene Gebete bebend in sich hineinsog, in denen von der Niedrigkeit, Schlechtigkeit und Verderbnis der Menschennatur die Rede war. Und immer, wenn sie sich so ganz zerstört und niedergetreten hatte, fühlte sie das Drohen nicht mehr so finster über sich und dem Scheitel der ihrigen.

Einmal, beim Lesen eines „Gebets für unsere Feinde", trat aus dem großen Taumel, mit dem ihr Inneres angefüllt war, die Erinnerung an die Art, wie sie am Begräbnis ihres Vaters sich von dem Brindeisener und seiner Familie losgerissen hatte und über die Friedhofsstufen hinabgeeilt war. Sie sah das kalte Gesicht des riesigen, alten Bauern, seine verschlossene Stirn, seine weißblauen, kühlen Augen plötzlich so grell vor sich, daß sie die Überzeugung gewann, durch ihr Betragen die Feindseligkeit der Bewohner des andern Fremdhofes aufs neue erregt zu haben, und wenn sie nichts zu ihrer Versöhnung tue, werde der oberflächlich verscharrte Haß auf dem Nachbarhügel wieder ausbrechen und die Gefahr vermehren, von der sie ihre Familie umlauert sah.

Noch an demselben Tage, ehe der Sintlinger vom Felde heimgekehrt war, machte sie sich unter dem Schutze des

Abends auf den Weg nach dem Brindeisenerhofe. Ein paar verlaufene Gänse gaben den Vorwand zu ihrem Besuch ab. Aber als sie der alten Bäuerin am Fenster gegenübersaß, ihre trockene wie brüchige Stimme hörte, ihre gütigen Scheelsuchtsaugen sah, brachte sie es nicht über sich, von ihrer Verfehlung auf dem Kirchhofe zu sprechen. Mit Gewalt zwang sie sich zur Freundlichkeit und behandelte die Nähe der Höfe wie eine Nähe der beiden Familien, gedachte jedes gleichzeitigen Heraustretens vor das Hoftor wie einer Begrüßung und redete von den gemeinsamen Arbeiten in der Wirtschaft wie von der Erledigung einträchtig beratener Pläne. Brindeisener trat auf Augenblicke zu den plaudernden Frauen, hörte ihnen mit halbzugekniffenen Augen wie in spöttischer Belustigung zu, der älteste Sohn ging schwer und lang ein paarmal durchs Zimmer, stand und horchte und machte sich beim Herumwenden Johannas eilig und betreten davon. Auf allen Stiegen polterten ungefügige Schritte, das ganze Gehöft war wie von dem dumpfen Getöse einer plumpen Maschine erfüllt; alles war freudlos und ernst.

Nur der kleine Peter, jetzt schon ein siebenjähriger straffer und weißköpfiger Junge, jener, der am Tage der Geburt Helenens den hohen Notschrei Johannas mitangehört hatte, war der einzige Klang, das einzige Licht in diesem schweigsamen, düsteren Hofe.

Die Sintlingerin hatte sich jetzt erhoben und ging langsam neben der alten Bäuerin der Tür zu. Da sprang er lachend über die Schwelle und zog hinter sich einen jungen Hund nach, der sich spielend in eine Schnur festgebissen hatte, die er knurrend hin und her schüttelte. Als er Jo-

hannas ansichtig wurde, verstummte er sofort und versteckte sich hinter den Rock seiner Mutter. Er war nicht zu einem Gruß zu bewegen, sondern bohrte beide Hände wie zum Schutz mit steifen Armen tief in seine Hosentaschen; aber während die Brindeisenerin sofort von seinem Lobe beglückt überzufließen begann, sah er ganz verwundert Johanna ins Gesicht, so wie Kinder Gestalten anstaunen, von denen sie im Märchen gehört haben. Unter der Haustür zupfte er die Brindeisenerin am Rock, zog sie zu sich herab und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Die Bäuerin hielt ihm den Mund zu, schob ihn ins Haus zurück und lächelte Johanna bedeutsam an. Beim Überschreiten des Hofes erzählte sie der Sintlingerin das Anliegen des Kleinen. Er hatte wissen wollen, ob Johanna jetzt nach Hause fliegen werde. Denn seit er an jenem Abende ihren gellen Ruf in der Luft gehört hatte, dessen Bedeutung er nicht begreifen konnte, hielt er die Sintlingerin für ein Wunderwesen, das, wie es ihr gerade in den Sinn komme, bald als Mensch auf der Erde gehen und bald als Vogel in der Luft fliegen könne.

Kopfschüttelnd stieg Johanna über den Brindeisenerhügel hinab und dachte bei sich: O ja, das Kind hat schon recht, es nimmt einen wohl manchmal und führt einen durch die Luft, wohin man nicht will.

Am Grenzwege unten fühlte sie plötzlich ein warmes Kinderhändchen in ihrer herabhängenden Rechten. Als sie, aus ihren Gedanken aufschreckend, neben sich hinsah, stand Peter bei ihr und schaute sie in sehnsuchtsvollem Glück an. Ehe sie aber etwas zu ihm sprechen konnte, stürmte er lachend zurück, bis er sich in Sicherheit gebracht hatte.

Dann drehte er sich um und rief jubelnd so lange ihren Namen, bis sie unter dem Tore des Heiligenhofes verschwand.

„Sintlingerin! Sint—liiing—er—riiin!" sang der kleine Brindeiſener über das kleine Tälchen zwiſchen den beiden Fremdhöfen. Der Grenzweg floß wie ein lautloſer, gelblicher Bach durch das Eindunkeln. Die Weiden ſtanden wie gebückte Bürdenträger, die ein wenig ruhen, am Grabenrande. Die rieſigen Torlinden des Sintlingerhofes glichen ſchon finſterem Gewölk.

Dorthinein ſah der kleine Peter Johanna verſchwinden und dachte mit glücklichem Gruſeln, jetzt ſei ſie wieder ein Vogel geworden und in die Himmelsluft geflogen.

Da wurde ſein Singen immer leiſer, und zuletzt trug er es wie einen klingenden Schimmer nur noch in ſich.

Vor dem Einſchlafen tappte er noch einmal wie trunken auf und griff ſich zum Dachfenſter, denn er ſchlief mit ſeiner Schweſter in der Kammer.

„Was machſt du denn wieder für Dummheiten?" fragte ſie und ſchlief ſofort weiter.

Peter aber öffnete das Fenſterchen und guckte in den Himmel hinauf. Die Sterne irrten wie Glühwürmer in dichten Schwärmen durch die Höhe, und der weiße Ballon des Mondes ſchwankte leicht im Winde.

„Sintlingerin", ſagte der Kleine in leiſer Sehnſucht hinaus und ſah den Namen als ein weißes Band aus ſeinem Munde in die Höhe rauchen, denn es war ſchon Herbſt. Da hielt es Peter für gewiß, er habe der Bäuerin einen ſilbernen Faden in den Himmel geblaſen, davon ſie ſich zu ihm finden konnte, wenn ſie wollte, und beglückt fühlte er

sich durch die Dunkelheit der Kammer am Lager seiner Schwester vorbei in sein Bett zurück.

Allein der Sintlingerin gereichte dieser Besuch auf dem Brindeisenerhofe nur zu neuem Schaden. Da sie nicht den Mut zum Bekenntnis ihrer Verfehlung auf dem Kirchhofe gefunden, aber doch auch die Bitte um Verzeihung nicht unterlassen hatte — ihre ganze freundliche, liebenswürdige Art mußte doch von den Brindeisenern als Werbung einer Schuldbewußten aufgefaßt werden —, so litt sie gleicherweise unter beidem, unter der mißglückten Unterlassung und der halben Ausführung. Sie konnte nur mit Beklemmung an den Brindeisenerhof mit seinen vielen dämmrigen Winkeln, unholden Ecken, drohenden Schattenstiegen und der grauen Wohnstube denken, als habe sie sich mit dem Besuch allein schon etwas angetan, was nicht wieder gutzumachen war, und ob sie auch den Vorsatz, nie wieder einen Fuß in den anderen Fremdhof zu setzen, in sich aufrichtete, es nutzte nichts. Sie hörte sich mit der Stimme des kleinen Peter immerfort hinübergelockt. Die klang so jubelnd, als sei es ausgeschlossen, daß sie dauernd zu widerstehen imstande sei. Der Gedanke an die schicksalsmächtige Verflechtung und die Sage von dem schreckhaften Ausgang der beiden Familien tat das seine, dieses ungewisse Blaken der Furcht so zu vertiefen, daß sie einmal bis hart an die Wirbelschwelle des Wahnes geführt wurde.

An jenem Tage schritt sie durch den langen, halbdunkeln Korridor des zweiten Stockwerks des Sintlingerschen Wohnhauses. Nur die beiden Stiegenmündungen, die eine vom Hausflur, die andere vom Boden aus, hauchten ein

schwaches Licht in den breiten Gang. Die Türen zu den Stuben steckten rechts und links wie finstere Schränke in der Wand. Und da Johanna den Korridor hinuntersah, wie immer umnebelt von dem unausgesetzten Sieden ihrer Lebenssorge, bemerkte sie drei Türen von ihr entfernt nach der Treppe zum unteren Flur hin einen Schatten aus der Mauer treten. Er kam aus der Wand heraus, leicht und mühelos, wie ein Mensch durch die Tür sein Zimmer verläßt, und trug sich aufrecht, ohne Schritte auf sie zu, gegen die Bodentreppe hin, doch so als ob er an ihr vorüber wolle.

Johanna dachte, es sei ihr eigener Schatten, obwohl sie nicht begreifen konnte, wie der in dem dunklen Flur überhaupt möglich sei, trat aber doch, da er unhörbar immer näher an sie heranglitt, hart an die Wand, ja, drückte sich nicht nur mit dem Rücken flach daran, sondern legte sogar die Hände an den kalten Putz und zog die Füße so zurück, daß sie zur Not auf den Zehen stand. Kaum hatte sie sich so gesichert, als das schwarze, hohe, lautlose Wandeln auch schon nahe bei ihr war.

Entsetzt starrte Johanna auf die Halluzinationen ihres überreizten Gemütes und merkte nicht, daß der Sintlinger vor sich hinsinnend die Stiege vom Hausflur her heraufstieg. Als er auf dem Treppenabsatz, wo sich die Wendung der Stiege vollzog, angekommen war, erblickte er sein Weib wie an die Wand genagelt, blaß, regungslos. Sie starrte verzweifelt etwas an, was vor ihr stehen mußte. Mit zwei leisen Sätzen war er auf dem Gange. Keine Seele außer ihr befand sich oben, kein Verhuschen flüchtender Schritte, kein Knacken der Türe war zu hören.

Da rief er ihren Namen, und plötzlich, wie ein Bild von der Wand fällt, löste sie sich von der Mauer, und wenn er nicht hinzugesprungen wäre, es hätte sie lang hin auf die Diele geschmettert. So konnte er sie noch in den Armen auffangen. Doch kaum begann er ihr über dies hartnäckige Schmerzversenken liebenswürdige Vorwürfe zu machen und sie gütig auszuschelten, da fing sie an zu röcheln und versuchte mit Gewalt, sich aus seinen Armen zu winden und ihm zu Füßen zu stürzen. Andreas raffte das arme Weib zusammen, drückte mit dem Ellenbogen die nächste Tür auf und rettete sie so vor der Neugier des Gesindes. Vom unteren Flur flog schon eilig ein Weiberrock rauschend über die Treppe herauf. Der Sintlinger stieß die Tür schnell mit dem Fuß ins Schloß und legte Johanna auf das Sofa. Kaum aber hatte er sie losgelassen, sank sie vor ihm in die Knie und bat inständig unter Schluchzen: „Andreas, lieber Andreas, sei nicht böse, ich bitte dich, nimm mir's nicht übel ... Ich war auf dem Brindeisener Hofe."

Er hatte Mühe, sie zu beruhigen. Anfangs gebrauchte er Redewendungen, die zur Besänftigung Erregter gang und gäbe sind: vom Unrecht, eintönig im Schmerz zu wühlen, vom guten Willen als einzigem Retter und was sich in der Eile leicht darbot, und spürte doch, daß er mit diesen Worten nichts erreiche, obwohl ihre Brust leiser ging und ihre Tränen zu versiegen begannen.

Die Hand vor das Gesicht gepreßt, gegen die Sofalehne gekehrt, hörte Johanna den Zuspruch des Sintlingers an, der halb auf dem Sitze Platz genommen hatte und ihre Linke streichelnd in den Händen hielt. Sie wühlte sich immer tiefer in den Sofawinkel, als suche sie Schutz vor

seinen Worten. Endlich wandte sie sich um, sah ihn flehend an und sagte, das Haupt schüttelnd, nichts als dies: „Lieber Mann!“ vorwurfsvoll, fast bitter, als wollte sie sagen: Ich bin dein Weib, und du redest wie zu einer Freundin.

Der Sintlinger schwieg betroffen und sah sie forschend an. Johanna nahm seinen Blick in großen Augen auf und nickte ihm bestätigend zu.

„Ich bin einsam“, sprach sie sehr leise, „ganz einsam, Andreas, und weiß mir keinen Rat mehr. Ich bringe meinen Vater nicht unter die Erde ... und Helene, unser Kind, nicht ins Leben hinein, ... ich weiß nicht! Ich weiß nicht!! ... Und deine und meine Tür hält jemand von draußen zu, daß wir wie gefangen sind ...“

Kopfschüttelnd brach sie ab, kehrte sich wieder gegen die Sofalehne und sprach unverständlich weiter.

Der Sintlinger sah, daß er falsch gehandelt hatte, seine Frau der Kraft ihrer Natur zu überlassen. Ihr Geist war zerstreut wie eine Volksmenge, die aus Angst auseinander gelaufen ist und auf zwanzig Wegen zugleich ruft. Er bat sie, alles, was sie bedrückte, doch laut zu sagen, damit er ihr wenigstens antworten könne.

„Johanna, sieh, wenn du so liegst und leise redest, kann ich dir ja nicht helfen“, sprach er dringend.

Da warf sie sich plötzlich wieder herum und fragte ihn fast schreiend: „Jawohl, und was sollte das heißen: das Meer hat sich zurückgezogen, was du zu dem Vater sprachst, als wir am Tage vor dem Begräbnis an seiner Bahre standen drüben in Brederode?“

„Liebe, liebe Johanna“, sagte der Sintlinger nach eini-

gem Sinnen. „Weißt du, das war nichts weiter. So, als wenn jemand etwa sagte: das ist ein guter Weg oder eine schöne Blume."

„Und wer hat dir die Ruhe gegeben! Du! Überall. Am Sarge, am Grabe, nachher, auf dem Wege, im Hause, bei der Arbeit ... wer?"

Der Sintlinger sah sein Weib überlegend an.

„Und deine Ruhe lag in einer tieferen Grube als meine?" fuhr Johanna stoßend zu reden fort, als ihr Mann nicht gleich antwortete.

„Warum meinst du das?" fragte Andreas leise.

„Lieber Mann, ich mach' dir keine Vorwürfe!" sprach Johanna, umschlang seinen Hals, zog ihn zu sich nieder und küßte ihn inbrünstig.

Als sie ihn freigelassen hatte, strich er ihr das Haar aus dem Gesicht und sagte: „Weiblein, du bist ein Kind. Der Tod ist etwas, worüber die Menschen keine Gewalt haben. Der ist ganz im Dunkeln, ganz in der Welttiefe angebunden. Wenn es Zeit ist mit einem Menschen, löst er sich los, tritt ins Haus und kommt über ihn. Weißt du, Weib, das ist nicht so, man kann solches bloß nicht anders sprechen, man muß ein Maler sein, der ein Bild malt. — Ach, Johanna, Leben und Tod! Nein, nein. Sei ruhig, ich habe deinen Vater nicht getötet."

„Aber warum hast du gesagt: Das Meer hat sich zurückgezogen?" fragte die Bäuerin ratlos.

Der Sintlinger überlegte eine Weile, und dann, sie ernst ansehend, fragte er entgegen: „Willst du stark sein und nicht erschrecken?"

Johanna erblaßte noch mehr und nickte zustimmend.

Die beiden befanden sich in derselben Stube, in der der Sintlinger die Nacht nach der Geburt Helenens zugebracht hatte. In dem einfensterigen Raume stand außer einem Bett, einem Schrank und einigen Rohrstühlen noch ein einfaches Stehpult, an dem der Bauer die wenigen Schreibarbeiten erledigte, die notwendig waren.

Während er sich diesem primitiven Möbel näherte, es aufschloß und darin suchte, sagte er zu seinem Weibe erklärend: „Denk' ja nicht, daß in den Wochen mein Kopf eine Tenne gewesen ist, auf der es nicht gedroschen hat. Aber wie das mit dem Sinnen immer so kommt. Wenn man worfeln will, scheint es dann, als hätte man stundenlang nur in die Spreu geschlagen. Nicht? — Siehst du, und doch wußte ich, daß ich mit meinen Gedanken nicht bloß Schalen gerührt hatte. Aber wenn ich mein Sinnen wissen wollte, war's weg. Deswegen habe ich mich drübergemacht und aufgeschrieben, was ich ... nicht eigentlich ich, sondern Helene mir gebracht hat. Allein davon erzähl' ich ein andermal."

Mit einem Blatt Papier in der Hand kehrte er zurück, setzte sich zu Füßen Johannas und sah sie ein klein wenig betreten an, sogar mit einem Hauch von Selbstverspottung im Gesicht.

Sein Weib aber achtete nicht auf seine Verlegenheit; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und betrachtete das Blumenmuster des Sofabezuges.

„Ich weiß schon", begann der Sintlinger zu sprechen, „alle Leute haben eine große Angst vor dem Tode. Ich hab's auch gehabt, und das nicht wenig. Vielleicht war es bloß dies, das mich jahrelang so herumgetrieben hat. Auch

meinen Vater und Großvater. Alle Sintlinger. Siehst du, und doch ist eine solche Angst eine reine Torheit. Dann lebt das Leben bloß vom Tode. Außerdem, wer vor dem Tode Furcht hat, muß sich auch vor dem Leben fürchten. Auf die Weise stirbt man immerfort. Der ein Jahr lang, ein anderer vierzig oder achtzig Jahre. Ist's nicht so, Johanna? Wenn man sich's recht überlegt?"

Die Sintlingerin bog langsam ihren Kopf und sah ihren Mann schwer versonnen an. Der aber fuhr zu reden fort:

„So kann's nicht sein. Denn da wäre die Freude der Eltern über die Geburt eines Kindes der reine Torsinn."

Johanna nickte ihm zu. Ihre Augen tauchten sich in dunklen Schimmer und starrten dann wieder aufs Sofamuster. Andreas, der bisher frei gesprochen hatte, überlas nun, was auf dem Papier geschrieben stand, die Lektüre mit Kopfnicken begleitend. Darauf fuhr er zu reden fort:

„Das hab' ich mir alles überlegt. Und es ist falsch. Die Menschen sagen: Ich lebe und sterbe, ganz so wie sie sagen: Ich grabe oder ich fahre. Das Graben und Fahren hat so viel und so wenig mit ihnen zu tun wie das Leben und Sterben. Der Mensch ist nicht mehr, wenn er fährt und gräbt, und nicht weniger, wenn er damit aufhört. Auf dieselbe Art verhält es sich mit dem Leben und Sterben. Das ist wie das Feuer, das nicht aufhört, ob auch das Holz in Asche zerfällt, durch das es sich gezeigt hat."

Johanna fuhr leise aber heftig auf, packte beschwörend seinen Arm und hatte einen Ausdruck im Gesicht und in den Augen wie ein Kind, das man über einen Abgrund in die freie Luft hält.

„Und brennt das Feuer nie wieder, das aufgehört hat zu

brennen?" fragte sie atemlos. „Sind Menschen für immer tot, wenn sie gestorben sind?"

„Ach, liebste Johanna", antwortete der Sintlinger. „Ich habe deinem Vater Blumen ins Grab nachgeworfen. Ich hätt's nicht getan, wenn's so wäre. Glaub's mir. Ich kann meine Hand nicht von meinem Körper schleudern. Und der Tod reißt uns nicht aus der Welt. Weiblein, mit dir, allen Menschen und mit mir ist das so: Ich weiß, daß ich schlafe, wache, jung und alt bin, arbeite und ruhe, lebe und sterbe. Deswegen muß etwas in mir sein, das weder schläft noch wacht, das Jugend und Alter nicht kennt, keine Arbeit und Ruhe, nicht Leben und nicht Tod."

„Aber was dann?" fragte Johanna angstvoll.

„Werde nur ganz still. Dann bist du wie einer, der durch ein hohes Fenster die ganze Welt übersieht", antwortete der Sintlinger leise und berührte leicht ihren Scheitel. Weil er aber bemerkte, daß sie seinen Worten nachsann, ging er auf leisen Sohlen, schloß geräuschlos das Blatt mit den Aufzeichnungen ins Schreibpult und verließ unhörbar das Zimmer.

Nach langer Zeit schreckte die Bäuerin auf und fragte: „Aber die Brindeisener-Leute, wenn sie uns doch schaden?"

Da sah sie, daß sie allein war. Und sie begriff den Vorgang mit dem Schatten nicht, und nicht, wie sie in dies Zimmer gekommen sei. Die Worte ihres Mannes und alles war wie ein Traum, den sie nicht fassen konnte. Sie erhob sich und trat ans Schreibpult und berührte es mit den Händen.

Doch die Unwirklichkeit wich nicht von ihr.

Und da sie zum Fenster hinaussah, erblickte sie die ganze

Erde von dem unergründlichen Traum erfüllt, der von den Reden ihres Mannes herrührte. Die Hügel waren allenthalben von dem weißen Gespinst des Altweibersommers überzogen. Die schrägen Sonnenstrahlen verfingen sich darin und liefen zitternd darüber hin, daß über das ganze hügelwellige Land ein Beben kam, so als sei es ein Meer, das sich fast unmerklich im Lichte rührt. Bis in die Tiefe des fernen Horizonts reichte dies Silberspielen.

Sie riß das Fenster auf und schrie seinen Namen über die Hügel in das grenzenlose Verlieren: „Sintlinger? — Sintlinger!! —"

Doch während sie, mit brünstigem Insichhineinsinken, im Zurückneigen leiser und leiser rief, nahm ihre Stimme den Klang jener des kleinen Peter Brindeisener an, da er im Abenddämmern sehnsüchtig ihren Namen durch das Tal über den Grenzweg hatte flattern lassen, und es war Johanna, als komme das Locken in den Fremdhof aus ihrem eigenen Leibe.

Sie war in ihrem Leben wie mitten in einem Spuk, verstummte erschrocken und schloß das Fenster schnell, daß die Scheiben klirrten.

Zehntes Kapitel

Den ganzen Winter wurde Johanna so durch Dunkelheiten gewirbelt und fand keine dauernde Rettung. Kaum dämmerte über ihrer Seele, aber nur einem heranschweifenden Vogelzuge gleich, ein freundlich gutes Bild aus geborgenen Tagen, so wurde sie hinterrücks wieder in alle grauen Verschlingungen gezerrt. Dann war ihr Vater wieder an ihr und ihrem Manne gestorben, es gab eigentlich weder Leben noch Tod, sondern nur das uferlose Dasein ihres Mannes. Helene war kaum ihr Kind, sondern ein geheimnisvolles, gespensterhaftes Wesen, der ganze Sintlingerhof mit all seinen Insassen hing auf dem Hügel, wie über einem Abgrunde.

Die Tage sausten wie unhörbare Hammerschläge auf sie herab und zerpochten ihre Sicherheiten. Sie stand oft um ein Uhr nachts auf, erleuchtete alle Stuben und begann so leidenschaftlich zu arbeiten, daß ihr Fleiß wie die verzweifelte Gegenwehr eines Unterliegenden aussah; kehrte und räumte in allen dunklen Bodenkammern tagelang von früh bis abends; saß mit entgleisten Augen hinterm Tisch und sputete sich mit zitternden Händen bei der Näharbeit, ohne einen Stich fertigzubringen; lief wohl gar mit

Helene durch den Schnee weit ins Feld hinaus, aber nicht auf dem Wege, sondern einer unsichtbaren Hasenspur nach kreuz und quer, so als wolle sie mit dem Kinde für immer davongehen, und hielt sich dann wieder tagelang ängstlich von ihm fern, als fürchte sie es wie eine Gefahr.

Der Sintlinger aber wagte nie mehr, ihr zum Troste die unendliche Weite zu zeigen, in die er durch die Augen seines blinden Kindes gestiegen war. Ob sie ihn auch oft mit fremden Blicken maß und zusammenschrak, wenn er sie anredete, nie wurde er an dem Leben irre, zu dem ihn das Schicksal innerlich überwunden hatte, und erlahmte nicht, gütig um sein Weib zu sein und zu hoffen, daß nach vielen Nöten die Schatten von ihr fallen mußten und sie in das Licht eingehen würde, das hinter dem Spiegel der Augen ihres Kindes leuchtete.

Sicher aus jener Zeit stammt ein großer Teil der Blätter, die zusammen ein schmächtiges Bündel ausmachen und als spärliche Meilensteine des seltensten Weges durch eine hohe Welt übrig geblieben sind, den je ein Mann gegangen ist.

Wohl im Hinblick auf die vielen verborgenen Kirchengänge seiner Frau schrieb der Heiligenbauer ein Tagebuchblatt, das in unserer Art sich auszudrücken unter Wahrung der kräftigen Bildlichkeit lautet:

„Wer glaubt, Menschen hätten Bußwerke, Reue und Selbstpeinigung notwendig, um gerecht zu werden, der gleicht einem Bleicher, der das Wasser peitscht, um es zu reinigen. Der schmutzigste Tümpel wird von selbst klar, wenn er in sich zur Ruhe kommt. Nur Pfaffen, die auf der Menschheit wie Knechte auf fremden Pferden reiten

wollen, erfanden das Lied von der Erlösung durch einen andern."

Doch niemals störte er mehr diesen Prozeß der „Selbstheiligung", wie er ihn auf einem Blatte nennt, durch jähes Zugreifen oder gar mit einer Art Schulmeisterei. Allein gegen das Frühjahr hin nahm der Zustand Johannas Formen an, als sei sie halb aus der Welt und ihrem Leben hinausgesprungen, und der Sintlinger beugte sich oft zum Fenster hinaus und hielt Umschau über das Hügelgewoge, das grün um seinen Hof quoll, ob nicht irgendwo der Schimmer einer Rettung zu erspähen sei. Manchmal war es so schlimm mit Johanna, daß er fürchten mußte, der Geist seines armen Weibes schweife schon in ziellosem Gaukeln hinter Irrwänden.

Ein Maitag brachte endlich die Erlösung, und zwar aus einer Gegend, in die zu schauen dem Sintlinger nicht eingefallen war.

Am Morgen jenes Tages, der ihr die Errettung von allen zerwühlten und zersonnenen Verwirrungen bringen sollte, fuhr der alte Zenker mit dem Ochsenjungen Wendelin in den Wald, um eine Fuhre Durchhiebsholz zu holen. Der Junge leitete das Gespann den Wirtschaftsweg bergan, und der Alte folgte an der Seite des Sintlingers dem Wagen in gemächlichem Gange. Die beiden Männer sprachen über Wirtschaftsangelegenheiten und kamen so von selbst auf den beklagenswerten Zustand der Bäuerin. Eigentlich spielte sich Zenker in den Disput darüber, um nur einmal all den Kummer loszuwerden, von dem er im geheimen gepeinigt wurde. Nach der Weise einfacher Seelen redete er in kargen Worten von den vielen Ab-

sonderlichkeiten, die seit Monaten seine sonst so sanftsichere Herrin beherrschten, erregte den Sintlinger aber nicht mehr, als daß ein Schatten seine Augen trübte, ein starrer Blick sich auf ein Nu in die Höhe verlor oder eine Schwere seine Schritte verlangsamte. Auch als Zenker erzählte, er habe sie eines Abends auf dem prügelfinsteren Boden unter dem vernagelten Glockentürmchen stehen und mit Augen hinaufstarren sehen, die, bei seiner Seele, wie ein Schwefelholz nach dem Entzünden förmlich grün geraucht hätten, schloß der Heiligenbauer nur die Augen und strich mit der Hand seine Stirn nach hinten, als rücke er wegen der Hitze den Hut auf den Nacken zu.

Unter diesem Gespräch waren sie bis zur Hälfte der Entfernung nach der „Hohen Kippe" gekommen, an jene Stelle, wo der Weg, einer schwachen Einmuldung folgend, sich eine Strecke leicht senkte, und übersahen einen Teil des Abhanges, der von der Hügelwölbung ihnen bisher verdeckt worden war. Da erblickten sie unter dem Feldbirnbaum Johanna mit Helene unbeweglich und so versunken am Raine sitzen, daß sie nicht einmal von dem Gepolter des herannahenden Bretterwagens getroffen worden war.

Der alte Dienstmann warf dem Sintlinger einen trauervoll verständigen Blick zu. Der Bauer blieb plötzlich wie an der Brust gepackt stehen und rief, sich vergessend, gepreßt aus: „Wahrhaftig, wenn man wüßte, daß es einen Nutzen hätte, ich ließ alles hier, wie es steht und wächst, liegen, nähme mir das Weib auf den einen und das Kind auf den andern Arm und lief in alle Welt hinaus." Dann kam er wieder zu sich, lächelte eigentümlich und wiederholte kopfnickend: „Wenn es einen Sinn hätte." Und nach

einigem Nachdenken setzte er noch hinzu: „Aber mit uns Menschen ist es wohl nicht anders als mit jedem Baume: Er wächst von innen her und verdorrt auch so." Dann gab er dem Alten Anweisungen über den Lageplatz des zu ladenden Holzes, schickte ihn allein dem Gefährt nach und näherte sich seinem Weibe, das unbewegt und teilnahmslos dem Wagen nachstarrte.

Der Alte hatte bald den Wagen eingeholt und fuhr in einer schnelleren Gangart der Höhe zu. Denn dieses schmerzvolle Heraustreten des Bauers aus seiner gewohnten hartnäckigen Überlegenheit hatte den Graukopf erst recht schreckvoll verwirrt, und er suchte in der Furcht vor einer Katastrophe den schwatzhaften Jungen sobald als möglich aus der Nähe der beiden zu bringen. Auf der „Hohen Kippe" angelangt, knallte er einige Male in die lichtsatte Mailuft, winkte mit der Peitsche aufmunternd dem Bauer zu und trieb dann das Gespann im Trabe dem Hemsterhuser Wege zu, mit dem vereint der Wirtschaftsweg durch eine breite Einsattlung dem Walde zuzog.

Dieser dehnte sich in einem weiten Bogen von den Fürstlich Ahrenbergschen Forsten von Querhoven über die Hügel herüber, bald seine Grenze nach den Kuppen zu zurückschiebend, bald in Gründen weiter in die Felder laufend, und bildete in der Flurbreite Hemsterhusens den besonderen Stolz der beiden Fremdhöfe. Denn mit diesem ausgedehnten Waldbesitz waren die Brindeisener und Sintlinger von jeher aus der übrigen Bauernschaft etwas herausgehoben. Der Hemsterhuser Weg bildete nicht die Grenze der Fremdhofwälder, sondern lief ganz auf dem Sintlingerschen Gebiet, doch so, daß dessen größter Teil

sich rechts neben der Straße bis an die Brederoder Bauernbüsche heranzog.

Eichen, nun in der Maienröte der jungen Belaubung, bildeten den Hauptbestand, da und dort zitterte die schwingblätterige Krone einer Espe, stumpfgrüne Kiefernkegel drängten sich an verschiedenen Stellen durch, und hin und wieder lag eine Birke mit schwebendem Geäst über dem anderen Geblätter in der Höhe. Unnötig breit schob sich der Weg unter weit ausragendem Eichengeäst über den Hügel hinauf, mit halbverfallenen Anschlägen und alten Löchern, bald eine einzige Sandwuhle, bald nur eine Felsrippe. Der Wagen schlug und stieß, aber der alte Zenker lag mit den Ellenbogen auf seinen gespreizten Knien, hielt zum Herabfallen lässig die Zügel in der Linken, die Peitsche in der Rechten, stierte sich mit großen Augen durch seine tiefe Kümmernis verloren in die Welt, ließ dann und wann ein achtloses „Hott" und „Hü" aus dem Munde fallen und richtete nur manchmal seine grau überbuschten Augen sichernd nach der rechten Seite, wo in weiten Abständen schnurgerade Rasenwege in den Wald hineinfuhren.

„Zwei", sagte er zu sich, als sie wieder an ein solches verwildertes Buschsträßlein kamen.

„Drei", erwiderte der Ochsenjunge und hustete.

„Zwei", behauptete Zenker zerstreut und maß den Jungen mit einem solch drohenden Verdutzen, daß der Halbwüchsling abstieg, an das Hinterrad ging und den alten Schmutz aus den Felgen trat. Von diesem sicheren Platze aus behauptete und verteidigte nun der Ochsenjunge seine Behauptung weiter, was ihm einige kräftige Lümmelehrungen, aber doch die Genugtuung einbrachte, daß der alte Zenker

knurrend das Gefährt wendete, die Straße zurückfuhr und in den zweiten Abweg hineinlenkte. Je weiter das Gespann nun im Wald vordrang, desto enger wurde der Weg. Die tiefhängenden Zweige peitschten den Alten fortwährend in das Gesicht, daß er endlich abstieg, dem Jungen die Zügel reichte und, die Hand auf die Runge gelegt, gedankenvoll hinter dem Wagen herging.

Plötzlich wurden die Pferde unruhig, schnoben, wirbelten mit den Ohren, peitschten die Schwänze rechts und links an die Weichen und wollten nicht weiter.

Eine Fliegenwolke, grün und blau schillernd, mit dem metallischen Summen unzähliger, winziger Rädchen, schwankte über dem verschatteten Wege geil auf und nieder. Manchmal verschwand das Geziefer durch das Gezweig in den Wald, drang aber bald wieder brausend über den Weg und summte sich zur geschlossenen Wolke zusammen. Der Schwarm rückte bald tiefer hin, bald stob er um die Köpfe der Pferde.

Der alte Wirtschafter hatte wohl des Jungen Manöver gesehen, doch nur achtlos, wie schräghin aus seinem Taumelsinnen heraus; aber kein Schreien, kein liebenswürdiges Zupfen, kein wilder Hieb durch die Fliegenwolke brachte das Gespann vorwärts. Nun griff er in die Angelegenheit und gebot dem Jungen, den Sitz zu verlassen und die Pferde an den Köpfen schonend vorwärts zu bringen.

Der Öchsner hatte bei der Geburt einen geheimen Einguß des Reinteufels bekommen, leugnete alles, was Zenker sagte, und meinte, daß die Fliegen nur von dem nahen Buchteiche rührten, und wenn man ihn gelassen hätte, wäre er ganz schön vorwärts gekommen. Trotzdem folgte

er doch pünktlich wie immer, stieg vom Wagen, streichelte den Pferden die Mähnen zurecht, klopfte sie den Hals herauf und hatte die Aufregung der Tiere bald so weit überwunden, daß er sie mit schmeichelndem „Holla, holla!" an der Halfter weiterziehen konnte. Aber nur ein paar Schritte folgten sie widerstrebend. Da spritzte das Fliegengeschmeiß schon wieder durch das Gezweig über den Weg, die Pferde verdrehten die Augen, daß das Weiße hervorkam, schnoben, daß der Schaum flog, und machten Miene, auf den Hinterbeinen stehend, den Wagen zurückzuschieben und ins Geschirr zu fallen. Der Junge hing emporgerissen an ihrem Kopfe und schrie, vor Wut fast weinend, fortwährend: „Ihr Satane! Ihr Satane!" Der alte Zenker griff endlich ein und brachte alles wieder ins reine, führte die Tiere ein paar Schritte zurück, und obwohl für ihn kein Grund vorhanden war, den Überlegenen zu spielen, tat er so als ob er es gleich gesagt hätte, daß die Nähe des Wassers nicht schuld an dem Getolle der Fliegen sein könne, weil der Buchteich ja über dem Hügel drüben, gut eine halbe Stunde entfernt sei, sondern es müsse hier herum irgendein Aas im Walde liegen, ein Reh, das der Fuchs geschlagen habe, oder etwas Ähnliches. Und während er die noch immer bebenden Pferde hielt, machte sich der Junge auf die Suche. Eben begannen die Fliegen wieder durch den Wald zu sickern, und der Öchsner folgte, dann und wann um sich schlagend, der flimmernd sausenden Spur, die sie in die Luft über ihm zogen, tiefer hinein. Nicht lange, und er stand vor einer dicht umbuschten, kleinen Blöße, auf der die Sonne lag, bog das Gesträuch auseinander und hob den Körper hinein. Aber schon nach einem Blicke

würgte er sich springend heraus und rannte mit dem entsetzten Ruf: „Ein Toter! Ein Toter!" zurück. Sein Gesicht war schreckensblaß, seine Lippen zitterten. Er riß an dem Alten herum, schluckte und stotterte nur immer dasselbe, beschwor ihn, sofort umzukehren und brachte es erst einige Schritt hinter dem Wege fertig, zu melden, es liege eine nackte Leiche im Walde. Und irgendwer sei noch dabei. Er habe zwei unheimliche Augen nach sich hinstarren sehen.

Der Alte klatschte noch einigemal die Pferde, schüttelte den Kopf und musterte den entsetzten Boten. Als er sich überzeugt hatte, daß es nicht Sch... angst bei dem Jungen sei, hieß er ihn von hinten anpacken. Sie schoben den Wagen eine Strecke zurück und banden die Pferde an einen Baum. Darauf ergriff Zenker einen Knüttel, befahl dem Jungen, auch etwas zur Verteidigung aufzuraffen und machte sich auf den Weg zur Blöße.

Als der Graukopf einen Blick durch das Geäst geworfen hatte, wäre er am liebsten auch davongelaufen, wenn es nur wegen des Jungen gegangen wäre. Denn nicht nur, daß er des Burschen Nachricht bestätigt fand: um den Toten schwelte ein aberwitziges Grauen. Er sah die Leiche eines etwa fünfunddreißigjährigen Mannes, die mit eingesunkenem Rücken, halb in die Knie gehockt, so auf der Brust lag, daß der idiotisch kleine Kopf tief in den moderweichen Boden eingesunken war. Die Hände faßten krallend in den Rasen, die Beine waren auseinander geworfen. Es sah aus, als sei der Unbekannte mitten in wahnsinnigem Wirbeltanz von dem Schwindel des Todes erfaßt und zu Boden geschmettert worden. Man konnte auch meinen, der rätselhafte Mensch sei von einem der Bäume herab-

gesprungen und habe sich dabei das Genick gebrochen. Sein Körper war brandmager, wie der Leib eines abgetriebenen, verhungerten Hundes.

Offenbar handelte es sich um einen Landstreicher. Aber warum hätte der Mensch vor seinem Tode tanzen, wozu auf einen Baum klettern sollen, und das vollkommen nackt? Allein, konnte er nicht doch einem Mörder zum Opfer gefallen sein?

Der alte Zenker war nicht imstande, den Anblick der grotesken Leiche solange auszuhalten. Er hatte das Gesträuch wieder zusammenfließen lassen und stand in erschrecktem Sinnen da.

„Jetzte haut's wieder, Schaffer", flüsterte der Ochsenjunge ihm zu.

„Was?" fragte Zenker wie betäubt und hörte im selben Augenblick die Fliegen über sich mit wütendem Summen durchs Geblätter prasseln.

„Es haut wieder. Sehn Sie bloß, Schaffer!" sagte der Junge und drängte sich durchs Gezweig.

Wahrhaftig! ein breiter Buchenzweig fuhr wuchtend immer auf die Leiche, ruhte eine Weile und wurde dann langsam von jemand zurückgezogen, der gegenüber im Gesträuch verborgen war.

„Wer ist da drüben?"

Der alte Zenker hatte gefaßt fragen wollen, aber es wurde ein rauher Schrei, der fast seinen Hals zerriß. Am Laut seiner Stimme kehrte ihm die ruhige Besinnung zurück, er sah, hörte und nahm alles überklar wahr. Der Buchenast fiel auf den Toten, als sei er von dem Schrei der unsichtbaren Hand entrissen worden. Etwas Graues

wuchs in dem Gebüsch gegenüber in die Höhe. Jeden Moment konnte es sich hervorstürzen, gerade auf sie zu. Da erkannte Zenker an der Art, wie der Tote einseitig an den Boden gedrückt und überhaupt schlenkernd auf die Erde zerstreut lag, in dem Unbekannten plötzlich den Menschen, der ihm voriges Jahr den Braunen davongeritten hatte.

„Das ist ja der Niemand-Alb!" sagte der Alte und wußte nicht, warum er eine Freude darüber empfand. Er vergaß ganz den Unsichtbaren gegenüber, drückte die Äste vollends zur Seite und war im Begriff, sich der Leiche zu nähern. Kaum aber hatte er einen Schritt aus dem Gebüsch heraus getan, so mußte er stehen bleiben, denn aus dem Grün drüben tauchte langsam ein wirklich furchtbares Frauengesicht: fahlweiß, vor Verzweiflung wie irr, totenkopfmager, mit großen blauen Augen, die wie Stahlbuckeln unter einer hohen Stirn durch zerzaustes, lohblondes Haar funkelten, schön, aber tierisch wild und verzweifelt zum Entsetzen.

Das war ja das wahnsinnige Mensch, mit dem der Niemand-Alb im vergangenen Frühjahr verschwunden war.

Der alte Wirtschafter spürte, wenn er noch einen Schritt vorwärts tat, sprang das tolle Weibsbild heraus wie eine wilde Katze und biß ihm die Gurgel durch.

Er trat durch das Gebüsch zurück, winkte dem Jungen, nahm ihn bei der Hand und ging zum Wagen zurück. Der Bursche hatte sich indessen so in die Hand bekommen, daß der alte Zenker ihm die Aufsicht über das Gespann ruhig überlassen konnte. Er durfte die Pferde vom Baume losbinden, auf dem Sitzbrett Platz nehmen und hatte die Er-

laubnis, wenn es ihm ungeheuer würde, auf den Hemsterhuser Weg zu fahren. Der alte Wirtschafter machte sich auf, um den Sintlinger herbeizuholen.

Die Mütze in der Rechten, ging er eilig den verrasten, überhangenen Weg hin und hörte schon bald den Ochsenjungen hinter sich singen und laut mit der Peitsche knallen.

Elftes Kapitel

Unter allerlei Gedanken, die regellos wie windzerblasener Maiblumensamen in dem Kopfe des alten Zenker herumstoben, kam er aus dem Walde und durch die Einsattlung auf den Wirtschaftsweg. Im Emporsteigen gegen die „Hohe Kippe" war er mit sich unzufrieden, daß er ungeachtet des Fauchens dieses irren Weibes nicht die Leiche des Niemand-Narren die paar Schritte durch den Wald auf Brederoder Gebiet geschleift und damit alle Schererei und alles müßige Gerede der Leute von dem Sintlingerhofe ferngehalten hatte.

Als er auf der „Hohen Kippe" angelangt war, duckte er sich und blickte vorsichtig nach dem Feldbirnbaum hinunter. Da sah er noch immer den Bauern, Johanna und die blinde Helene. Die Frau saß nicht mehr, sondern stand neben dem Sintlinger, der mit erhobenem Arm in die Richtung nach Querhoven wies, das mit nichts zu sehen war als mit dem kümmerlichen Rauche seiner Hütten über dem Föhrenwalde, in den sein oberer Teil eingewühlt lag. Indes er das beobachtete, überlegte er, wie es anzustellen sei, dem Bauern allein die Nachricht von dem unerwünschten Waldfunde zu überbringen, denn ob er auch durch ein Ahnen in die Nähe der frohen Hoffnung kam, das Ende des Niemand-Albes könne für die verzagte Bäuerin zu

einer Heimkehr in ihr altes Wesen werden, er getraute sich doch nicht, geradeswegs hinunterzustürzen, weil er als alter Junggeselle zu sehr die unvermuteten Quersprünge fürchtete, der nun schon jede Frau unterworfen ist. Wie gut auch, sann er, daß ich den Jungen nicht geschickt habe. Er hätte den beiden die Nachricht wie mit dem Prügel an den Kopf geschlagen.

Als Zenker wieder hinsah, wendete sich die Bäuerin eben mit Helene zur Heimkehr, der Sintlinger blieb stehen und fuhr fort, in die waldige Ferne zu starren. Der alte Wirtschafter erhob sich, und sobald Johanna hinter der Hügelwölbung langsam wandelnd zu versinken begann, lief er, so schnell ihn die alten Beine zu tragen vermochten, hinab auf den Bauer zu.

Sein Atem wollte nicht mit. Abgehetzt kam er bei dem Sintlinger an, der sich bei dem Gepolter der schweren Stiefel umgedreht hatte, und überbrachte, durch die ungewohnte Eile überwältigt, die Erzählung von dem toten Narren stoßend und wirr wie in großer Angst vor.

„Wenn es auch nur wahr wäre", sagte der Bauer mit einem Erhellen im Gesicht und wendete sich um.

Die Bäuerin mußte wohl auch den lauten Ruf des alten Dienstmannes in der stillen Luft gehört haben. Sie war zurückgekehrt und stand halb über den Hügel gehoben mitten im Wege und richtete ihr blasses Gesicht fragend auf die zwei.

Der Sintlinger schrie ihr zu, daß weiter nichts vorgefallen sei, daß es sich nur mit dem Wagen gescheert habe, und sie solle in Ruhe nach Hause gehen, er komme gleich nach.

Zögernd tauchte ihr Kopf wieder unter, und die beiden stiegen empor, dem Walde zu.

Als sie die „Hohe Kippe" hinter sich gebracht hatten, fing der Sintlinger plötzlich an, wie wahnsinnig zu laufen. Der Junge, der noch immer von Zeit zu Zeit sang und mit der Peitsche knallte, war aus dem Walde heraus bis an den Hemsterhuser Weg gefahren. Er rief dem Bauer zu, das Weib sei toll geworden und gehe wie wütend um; aber der Sintlinger hörte nicht auf ihn, sondern rannte vorbei. „Auf der Blöße an der Brederoder Grenze ist er!" schrie ihm der Junge nach, hörte jedoch schon nichts mehr als das Schnellen und Klatschen der Zweige, die hinter dem Davoneilenden zusammenschlugen.

Zenker folgte mit reißendem Atem in langem Abstande seinem Herrn.

„Ist er schon hier durch?" fragte er mehr mit den Augen als den abgetriebenen Worten zu dem Jungen hinauf und schob sich fast taumelnd an dem Gefährt vorüber und traf den Sintlinger auf einem Baumstumpf vor der Strauchumwallung sitzen, hinter der der Tote lag. Als der abgepreschte Alte näherkam, kehrte ihm der Bauer ein erblaßtes, verfinstertes Gesicht zu.

„Nu, habe ich nicht recht gehabt?" fragte flüsternd der Dienstmann in der Meinung, der Sintlinger habe sich schon von der Richtigkeit seiner Annahme überzeugt und ruhe von dem ersten Schrecken aus. Aber der Bauer antwortete nicht, sondern stand schweigend auf, bog die Büsche auseinander und trat an die Leiche. Zenker folgte ihm und überprüfte noch einmal den Entseelten.

„Bist du ganz sicher", fragte nach langem Betrachten

der Sintlinger, „daß das der Mensch ist, der den Braunen davongeritten hat? Sieh dir ihn genau an!"

Zenker lächelte über die unnötige Frage und antwortete: „Ach, das sehn Sie ja selber, und das müßte jedes Hemsterhuser Kind erkennen."

„Was denn?" fragte der Bauer.

„Nu, daß das der Niemand-Alb und weiter kein anderer ist", erwiderte Zenker.

„Der Niemand-Narr?" fragte der Sintlinger ironisch gedehnt, den Kopf schüttelnd, und trat an den Kopf der Leiche.

In diesem Augenblick tauchte aus des Sintlingers Erinnerung das Bild des Albes, das er vom Hoftor aus vor einem Jahr gesehen hatte, als der Halbsinnige am Grenzwege kauerte und die roten Läppchen einscharrte und ausgrub. Es stimmte: genau so grotesk und wirr wie diese Leiche hatte der Narr dort unten gehockt. Es war der gleiche lange, dünne Hals, der eigentlich nur aus zwei Sehnensträngen bestand, zwischen denen eine Rinne sich nach dem Rücken zu verlief. Aber wo war der rotbraune Haarschopf und das magere Schwänzchen, das er hatte die Halsfurche hinunterfließen sehen, daß dem Bauern damals der Gedanke angekommen war, dies sei kein Mensch, sondern ein Tier? Dieser Unbekannte trug einen schwarzbraunen Haarschopf, der sich scharf wie eine Perücke von der bläulich-weißen Haut des Halses abhob.

Nein, das war nicht die Leiche des Hemsterhuser Albes.

Der Sintlinger ließ sich aber seine Gedanken nicht anmerken, sondern suchte mit den Augen den Rasenplatz der Blöße ab und fragte: „Kleider habt ihr nicht gefunden?"

Zenker schüttelte nur mit dem Kopfe.

„Vielleicht liegen sie bei dem Weibsbild. Wo ist sie denn?" fragte der Bauer.

„Da drüben hinter dem Hirscholderstrauche. Aber ich rate Ihnen, Bauer, sie hat den Teufel. Nehmen Sie sich in acht", sagte Zenker und ging hinter dem Sintlinger her, der durch das Gebüsch zurücktrat, um von außen herum an den Platz zu kommen, denn die Blöße war eng, und er hätte müssen über die Leiche schreiten. Als sie den kleinen Bogen durch den Wald machten, ertönte von fern Menschengespräch, schnell vorübergerissen, eine höhere und eine tiefere Stimme. Dem Sintlinger stieß es den Kopf herauf, er horchte und zuckte ein wenig zusammen.

„Geh mal hin und sieh, wer es ist", sagte er zu dem Wirtschafter. „Und wenn es die Frau hergetrieben hat, halt sie zurück."

Zenker eilte, so schnell er konnte, davon.

Fern um die Seele des Sintlingers war ein spukhaft zehrendes Verdämmern.

Er wußte, daß eigentlich er hätte seinem Weibe entgegengehen und sie zurückhalten sollen. Trotzdem wurde er, wie ein Nachtwandler vom hinsinkenden Mondlicht, weitergezogen.

„Jetzt muß es sich erfüllen", sagte er mit eindorrenden Lippen und stand im nächsten Augenblick vor der Irren, die diese wahnwitzige Totenwacht hielt. Aber nun war alle Wildheit aus ihr geschwunden. Der schlanke, ausgezehrte Leib lag wie schmerzvoll unter den Baum geflossen. Sein Ebenmaß war noch durch die grauen, schmutzstarrenden Lumpen wahrzunehmen, die ihn bedeckten. Der Kopf, von dem fahlgelben Züngeln verwirrter Haare umzuckt, lehnte

zurückgesunken, erschöpft am Stamme. Die Augen starrten verzweifelt, wie unter die Stirn genagelt, durchs Geblätter zum Maihimmel, voll von einer ausgebrannten Anklage. Der schöne Mund in totem, übertobtem Schrei offen.

Die Fliegenwolke stob immer von dem Toten sausend auf und wurde, summend, wieder von ihm angezogen. Und jedesmal, wenn so die Leiche aus ihrer Erstarrung zu erwachen und sich mit leisem Stöhnen zu rühren schien, verdunkelte ein tierdumpfer Schmerz das Gesicht der Irren, und aus den weiten Augen liefen Tränen in den Mund, der sie gierig wie einen Labetrunk verschluckte.

Auf dem Schoße hielt sie eine alte Schildmütze, krampfhaft mit beiden Händen gefaßt, wie ihre letzte Kostbarkeit.

Der Sintlinger vergaß vor diesem erschütternden Anblick seine eigene Lebensnot; er dachte nicht daran, was diese Irre für ihn bedeutete. Nur ein grenzenloses Mitleid erfüllte ihn. „Du", sagte er mit gütiger Stimme, „du Weib, wer hat dir denn deinen Mann genommen?"

Die Irre rührte sich nicht.

„Nicht wahr, du hast den Niemand gern gehabt?" fragte er mit noch größerer Liebe.

Obwohl sie offenbar die Worte nicht verstand, wurde sie von den Lauten der Güte wie von körperlichem Kosen berührt. Es strahlte ein Leuchten über ihre Züge. Unter leisem, innigem Wimmern hob sie die Mütze an die Brust und küßte inbrünstig die leere Luft.

Da hörte der Sintlinger die Stimme des alten Knechtes rufen: „Frau! — Frau!! Sind Sie um Gottes willen schön gebeten! — Bleiben Sie hier! — Nicht hingehen!"

Die dringenden Rufe taumelten hinter einem rauschenden Laufen drein, das sich rasch näherte.

Auch die Irrsinnige mußte von dem Rufe des Knechtes getroffen worden sein, denn sie hob den Kopf, streckte ihn wie ein sicherndes Tier vor sich und bemerkte jetzt erst den vor ihr stehenden Bauer. Da ging plötzlich eine rasende Wildheit in der Verrückten auf. Sie ließ sich auf die Arme nieder, ihre Augen funkelten wieder wie blaue Stahlbuckeln. Unter leisem Knurren, mit entblößten Zähnen ging sie kriechend auf ihn los.

Unwillkürlich wich der Sintlinger einen Schritt zurück.

Da wurde er von seiner Frau gesehen, die im Heranlaufen in die Nähe des Gebüsches gekommen war.

Sie rief schrill seinen Namen: „Andreas!", und er sah sie bleichen Gesichts heranstürmen.

Mit eins wich der seltsame Taumel von ihm, und er sprang auf Johanna zu, um sie im letzten Augenblick zurückzuhalten. Aber sie glitt an ihm vorüber und wand sich durch das Gebüsch vor die Leiche.

Nach einem Starren sank sie dort in die Knie, und als er neben sie trat, sah er sie mit gefalteten Händen halblaut in unendlichem Glück gegen die Erde sprechen wie in erlöstem Gebet.

„... nun hast du mir doch geholfen ... mein lieber Vater", sagte sie hauchend. „Jetzt weiß ich, daß es gut war, daß du gestorben bist. Ich danke dir. Du hast den Alb aus der Welt gerissen. Nun wird alles gut werden, wie es früher gewesen ist."

Dann ließ sich die Bäuerin von ihrem Manne aufheben und davonführen.

Als sie zu dem Strauche kamen, wo die Irre gekauert hatte, war die Stelle leer.

Sie sahen sie wie ein graues Gespenst durch den Wald eilen und hinter den Bäumen verschwinden.

Die alte Schildmütze lag im Grase. Johanna wendete sie mit einem Zweige um und um.

„Dieselbe Mütze", murmelte sie, „die er trug, als er sich zu unserem Kinde geschlichen hatte."

„Was sagst du, Johanna?" fragte sie der Bauer.

Da flog sie ihm mit dem jubelnden Schrei an den Hals: „Andreas, der Niemand-Alb ist tot!"

Der Sintlinger sah ein, daß er ihren Glauben nicht zerstören dürfe; denn wenn er ihr seine Überzeugung gestanden hätte, daß die Leiche in dem Strauchhause hinter ihnen nicht die des Halbsinnigen aus Hemsterhus sei, so wäre das Schlimmste für ihren Geist, wenn nicht gar für ihr Leben zu befürchten gewesen. Darum streichelte er ihr den Scheitel, beglückte sie mit allerhand tröstlich-aufmunternden Worten und hielt sie in den Armen, bis sie ihren Schmerz und ihr Glück ausgeweint hatte.

Zwölftes Kapitel

In Hemsterhus einigte man sich schnell, daß die Leiche aus dem Sintlingerschen Walde das trübselige Übrigbleibsel des Niemand-Narren sei. Bei genauerer Untersuchung hatte man zwar am Halse des Toten in der Kehlgegend einige blaue, länglich verlaufende Streifen entdeckt, die Würgemalen nicht unähnlich waren. Aber da über die Persönlichkeit des Entseelten nur eine Stimme herrschte, spielte die Todesursache keine Rolle. Man atmete im Gegenteil erleichtert auf, daß die Gemeinde der Sorge für den Narren ledig sei. Früher oder später hätte sich seine Unterbringung in einer Irren- oder Idiotenanstalt als notwendig herausgestellt, und durch Jahrzehnte wäre dann dieser Unnütze dem Dorfsäckel schwergefallen. Die Leiche befand sich auch schon in einem Zustand weit fortgeschrittener Verwesung.

Das Ortsgericht entschloß sich aus diesen Gründen schnell, und schon in der Abenddämmerung desselben Tages, an dem der Tote gefunden worden war, wurde er an der Mauer des Hemsterhuser Kirchhofs gleich neben der Selbstmörderecke verscharrt.

Nach kurzer Zeit schichtete der Totengräber über der Stelle einen richtigen Grabhügel und stellte am Kopfende

sogar eine Art Denkmal auf, einen vierkantigen Sandstein, der etwa eine Handlänge aus dem Boden ragte und auf der oberen Seite ein gemeißeltes Kreuz, wie ein Grenzstein, an der Stirnseite aber die Anfangsbuchstaben des Narren, ein J und N, trug.

Auf Fragen nach der guten Seele, die hinter dem jämmerlich abgeschiedenen Narren auf diese wahrhaft christliche Weise die Tür zur Ewigkeit zugemacht hatte, schob der Totengräber Wachsmann eine ganze Weile ein geheimnistuerisches Lächeln im Gesicht herum, nannte aber dann ruhig die Heiligenhofbäuerin und fügte regelmäßig hinzu, daß es nun auch für die bösen Zungen an der Zeit sei, dem armen Albe sein bißchen Seligkeit zu gönnen.

Es ist nicht sicher ausgemacht, ob er von Johanna zu dieser Mahnung beauftragt war, aber man geht nicht fehl in der Annahme, daß es der Sintlingerin sehnlichsten Wunsch bildete, mit diesem Totenstein dem vagen Gerede über den Tod des Glöckchenhorchers ein Ende zu bereiten und auch vielleicht sich selbst sichtbar die Warnung vor Augen zu stellen, nie mehr den dunklen, unterirdischen Wogen ihr Leben anzuvertrauen, die in der Tiefe jeder Seele wer weiß welchem Ziele zuwandern.

Freilich gelang der Bäuerin das eine wie das andere nicht so ohne weiteres.

Eine lange Zeit gingen die Flausenschützen von Hemsterhus und den umliegenden Ortschaften noch leidenschaftlich auf die Jagd nach neuen Geschichten über den geheimnisvollen Tod des Niemand-Narren, zogen in Zweifel, daß der Beerdigte überhaupt der Alb sei, begegneten dem echten Niemand bald in der Querhovener Sägemühle, bald im

Forste von Dingden, sahen die Irre, die so treue Totenwacht bei der Leiche gehalten hatte, nächtlicherweile am Grabe kauern, ließen sie von dem Gericht eingefangen und wegen des Mordes angeklagt sein. Ja, sie überhitzten ihre Einbildungskraft so, daß es eine Weile gleich heißer Flugasche von Haus zu Haus getragen wurde, der Sintlinger, der Heiligenhofbauer, habe den Narren erwürgt und ihm dann zur Sühne für die Blutschuld durch sein Weib den seltsamen Denkstein setzen lassen.

Und immer, wenn so eine neue Wolke an den Heiligenhof heranschwelte, wurde Johanna wieder ein Stück ins Dunkel zurückgescheucht, dem sie entrissen worden war, und dem Sintlinger fiel es nicht leicht, sie bei ihrer neuen Hoffnung zu halten. Er bemühte sich um die Beruhigung seines Weibes nicht so, daß er die Schwätzer in den Dörfern durch Zorn und Verächtlichmachung ins Unrecht setzte (er nannte sie wohl einmal ein faules, feiges Geschmeiß, weil er sah, daß die noch innerlich wunde Johanna litt), sondern indem er ihr riet, die Ohren zu schließen und ungestört an jene Sicherheiten zu glauben, die von selbst aus ihrer Brust wüchsen.

Es kam denn auch so, wie er es sich gewünscht hatte.

In einer Nacht wurde er aus tiefem Schlaf gerüttelt. Beim Auffahren stand zu seinem Verwundern Johanna vollständig angekleidet neben ihm, geheimnisvoll aufgeregt, mit Augen, so leuchtend, als wollten sie aus dem Kopfe rollen. Er solle sogleich aufstehen und mit ihr hinter den Hof hinausgehen, da werde er etwas hören und sehen, was er nicht für möglich halte.

Nur halb angekleidet stand er bald darauf neben Jo-

hanna hinter den Scheuern, wo man insbesondere über das Hügelgewoge von Brederode und Hemsterhus einen freien Ausblick hatte.

Der späte Mond hing wie im Herabgleiten unsicher am Himmel, ein Blechschild, mit weichendem Nagel achtlos an eine schräge Wand geheftet. Die Ränder seiner verdunsenen, gelben Scheibe waren verwischt und gingen in ein fahles, dunstiges Rauchen über, das den ganzen Himmel füllte und auch noch die Rücken der Hügel und das Gewölk erreichte, das um den ganzen Horizont so tief gelagert war, daß es das Gleiten der Hügel bis in die Unendlichkeit des Himmels fortsetzte. Jedes leise Wogen in diesen dunstigen Hügelhaufen lief als schwaches Pulsen auch durch die Hügelwellen der Erde und schien sie mit jedem traumhaften Schlag weiter hinauszutragen.

Der Sintlinger kämpfte gewaltsam gegen die Schlaftrunkenheit, und obwohl er all dieses wahrnahm, hielt er es nur für eine Wirkung seines traumumnebelten Geistes, mochte aber seine Frau weder fragen, was daran Ungewöhnliches sei, noch mit einer spöttlichen Bemerkung ihr wehetun.

Sie hatte sich auch mit Absicht etwas entfernt von ihm aufgestellt, und er sah durch das Schummern der Nacht so weit die Umrisse ihrer Gestalt, daß er erkennen konnte, wie sie, förmlich in die Luft hinausgeschmiegt, mit allen Sinnen in die Weite horchte.

Aus den finsteren Tälern sauste es leise, wie von fortschleichenden Wassern. Von der Scheune, die in schwarzer Plumpheit unmittelbar vor ihm lag, ging jener dumpfe, eintönige Laut aus, der nur mit den Augen hörbar ist.

Plötzlich sah er seine Frau aufschnellen, abwehrende Be-

wegungen machen und ihn zugleich zu sich heranwinken; zwischenhinein sprach sie aufgeregt und dringend durcheinander: „Sei still! — Komm her! — Hör' doch! — Hörst du nichts?" —

Nun war er dicht an ihrer Seite. Ganz wach geworden. Aber er sah doch nichts als das traumhafte Fortgleiten der Hügel in dem blachgelben Monddunst.

„Was gibt's denn bloß, Johanna?" fragte er sie endlich. Aber sie wandte ihm nur schnell das Gesicht zu, daß er ihre Augen feucht schimmern sah, und erfaßte statt aller Antwort seine Hand.

Als sich die Finger der beiden ineinander flochten, geschah etwas Sonderbares. Der Sintlinger sah alles rundumher in intensiveres Glasten getaucht. Von lebhafterem Schwunge erfaßt, glitten die Hügel schneller hinaus, und über und mit ihnen schwamm ein ganz schwaches Klingen in der hohen Luft davon, immer leiser, immer verhauchter, bis es zuletzt nur noch im Lichtzittern des fernsten Horizontes ein Weilchen stand und lautlos erlosch. Dann war es still, in die tiefste Seele hinein, ganz still.

„Jetzt wird sie nie mehr läuten, unsere Glocke. Jetzt hat ihr der gute Himmel für immer den Klang ausgesogen", sagte die Sintlingerin erschüttert. „Andreas, jetzt sind wir wirklich gerettet. Gott sei Dank! Gott sei Dank!"

Der Sintlinger schaute unwillkürlich auf und sah die Glocke wahrhaftig schwarz und entseelt im Türmchen über dem Dachfirst hängen.

Seine Frau huschte hüpfend ins Haus, und ihr „Gott sei Dank" klang wie ganz junges Auflachen.

Er mußte selber staunend lächeln und folgte ihr.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Nun stand der Heiligenhof so licht wie in den ersten Tagen der jungen Sintlingerschen Ehe auf seinem Hügel, sah mit blinkenden Fenstern den Wald um Querhoven verdämmern, schaute weit über Hemsterhus hinaus bis ins graue Rauchen der fernen Heide, merkte an Abenden wieder achtsamer auf das leise Wehen der Weiden am Grenzwege und brauste dann oft aus den Kronen der Torlinden ganz unbändig über das Gewoge des unruhig pilgernden Landes umher, weil er die Freude hinausschreien mußte, daß die Finsternisse keine Macht mehr über ihn hatten, die mondenlang bis in seine heimlichsten Winkel geflossen waren. Die Bäuerin schrak nicht mehr wie bisher von einem Stoß gegen die Brust in den Morgen; sie wurde wie in guten Tagen von früh ab schon in eine sicher-gelinde Hand genommen. Denn ein Abglanz der glücklichen Nacht schimmerte immerfort in ihrer Seele, jener mondhellen Nachmitternachtsstunde, da das Land rundher und mit ihm das Läuten des Unglücksglöckchens aus der Welt hinausgewandert war.

Nichts drohte ihr mehr. Aber ehe das Licht ganz unbestritten über ihr blühen konnte, war ihr und dem Sintlinger noch eine Prüfung vorbehalten.

Denn manchmal streifte doch noch ein leises Erschauern an ihr hin. Wenn sie in dem Sintlingerschen Wohnhause auf den oberen Flur an die Stelle kam, wo der Schatten an ihr vorübergewandert war, geschah es manchmal, daß sie in dem Bewurf der Mauer die traumhaften Umrisse einer Männergestalt auftauchen und ungewiß vergehen sah. Sie war nicht imstande anzugeben, ob der Mann, dessen verhauchtes Schattenbild sie erblickte, groß oder klein gewesen sei, noch was er sonst für Eigentümlichkeiten an sich gehabt habe. Sie wußte auch unmittelbar darnach nicht genau zu sagen, ob diese Männergestalt in die Wand zurückgesunken oder in das Dunkel des Flures geglitten oder ob es nicht vielmehr nur eine Selbstberückung ihrer eigenen Gedanken gewesen sei. Und indes sie instinktiv ihre Stirn mit der Hand glättete, wie um solche Spinnweben aus den Kehrecken ihres Hirns zu wischen, horchte sie trotzdem mit großen Augen in das Dämmern des langen Flures und der gewundenen Stiegen, als sei es gleichwohl möglich, von einem geheimnisvollen Laut in Schrecken versetzt zu werden. Dann lächelte sie zwar über ihre „Einbildigkeit", entfernte sich aber doch mit gemäßigtem Flüchten aus dem letzten verdunkelnden Kreisen, das an diesem Orte ihr Gemüt befiel.

Solcherlei Schattenschaum streifte öfter an der Heiligenhofbäuerin hin, und obgleich sie die Unerschrockenheit besaß, ihn nicht schwerer in sich wiegen zu lassen, wie etwa die einzige verdunkelte Wolke in der Sommerhöhe bedeutet, die von einem verbrausten Gewitter am Himmel zurückgeblieben ist, sie kam doch von einer leisen, aber immerwährenden Beklemmung nicht los.

Unter allen merkte scheinbar nur der alte Zenker etwas

von dieser Unruhe, welche um die Bäuerin her war, und das deswegen, weil der Alte genötigt war, sich einer Bresthaftigkeit hinzugeben, die ihm eigentlich seit dem Laufen um den toten Alb im Walde anhing. Er ging mit reißendem Atem umher, zwang nur die halbe Arbeit und mußte noch dazu manche Zeit versitzen, weil ihm das „Geprudel", wie er sein Schaffen ingrimmig schimpfte, das Herz kollerig trieb, sich in die Beine schlug und seine Lippen blau anlaufen ließ. Dieses Mißvergnügen mit sich schärfte seine Augen auch für alle Fehler und Nöte seiner Umgebung, und so hatte er es denn von den Winkeln und Ecken her, in die er zum Verschnaufen kroch, gar bald heraus, daß seiner Herrin irgend was nachlaufe. Und da ihm der tote Alb gleichsam aus dem Grabe heraus ein solch tüchtigen Pack auf den Rücken gehängt hatte, wähnte er, der verkrochene Narr habe vor seinem endgültigen Abschiede auch der Bäuerin irgendeinen Span eingehauen. Darum aber, eigentlich nur um auf den Strauch zu schlagen, sann er nach, wie hinter das Geheimnis zu kommen sei, das der Sintlingerin manchmal den Mund so zusammenschraubte. Nicht lange, und es lief ihm eine Gelegenheit dazu zwischen die Finger. Als er nämlich einst vom Felde heimkehrend in dem Augenblicke von unbezwinglicher Schwäche befallen wurde, da er durch das Tor in den Hof getreten war, setzte er sich auf eine umgekippte Radwer und hustete und riß sich seinen Atem wieder in Ordnung. Während er so mehr gekrümmt kauerte als ruhte, trat die Bäuerin aus der Wohnhaustür und wollte quer über den Hof in den Kuhstall. Er rief sie an, wartete mit erschrockenen Handbewegungen und ging dann, so gut er es eben fertigbrachte,

geradeaus den gepflasterten Hof bis zum großen Düngerhaufen, wobei er wie betend die Lippen bewegte und mit den Fingern der rechten Hand Kreuzzeichen gegen die Erde hin machte, als streue er Salz neben sich. Das tat er, um sie zum Reden zu bringen. Die Bäuerin betrachtete lächelnd die seltsame Manipulation des Alten, und als sie erfuhr, daß er angeblich einen fliegenden Schatten bespreche, um den es nicht geheuer sei, gab sie ihm einen verweisenden Schlag auf die Schulter und sagte, er solle lieber einige Tage ins Bett kriechen und sich nicht rühren, so würden ihm die Raupen von selber aus dem Kopfe laufen. Dann setzte sie ihren Weg fort, ohne sich um den verderblichen Strich zu kehren, den Zenker als die Spur bezeichnet hatte, auf der das Verdunkeln über den Hof gewieselt sei. Aber trotzdem hatte der Alte das leichte Erbleichen gemerkt, das über das Gesicht seiner Herrin gehuscht war, und wußte nun, daß ihn sein Verdacht richtig geleitet hatte. Es vergingen auch keine zwei Tage, so erzählte ihm die Sintlingerin von den seltsamen Umrissen, die auf dem oberen Flur aus der Wand tauchten und wieder versänken. Zenker hörte so ernst und mitgenommen zu und verharrte dann noch lange in kopfschüttelndem, vielsagendem Schweigen, daß Johanna auch die erste furchtbare Berückung nicht verschwieg, von der die jetzigen Schattenbilder wohl nichts als ein Rückstand in ihrer Erinnerung seien, die sich von selbst verlieren würden.

Ja ja, antwortete der Alte, das sei schon möglich, vielmehr wahrscheinlich. Aber wenn es sich noch einmal zeigen sollte, täte sie gut, darauf zu merken, ob der Mann, der aus der Wand herausſinke, groß oder klein sei. Denn

ihm sei in den dreißig Jahren, während denen er auf dem Sintlingerhof zu Hause sei, auch schon mancherlei vorgekommen, worüber man zu Fremden ja schweigen müsse. Aber der Bäuerin gegenüber „sich auf das Maul zu treten" halte er durchaus für unnötig, vor allem auch deswegen, weil, wie er sehe, sie auch ein Mensch sei, an den solcherlei Fug habe. Sie brauche dem Herrn ja nichts davon zu vermelden, denn man wisse, daß er es bloß mit dem Lachen kriege, allein er habe es erfahren, der wilde Jakob Sintlinger, der einst der Brindeisenerin übers Hemd geraten sei, treibe noch immer von Zeit zu Zeit sein Gewese. Er tue zwar keinem Menschen mehr etwas zuleide, wenn man ihm seine Wege lasse, und sähe sie ihn den Flur herkommen und die Treppe hinunter nach der Haustür zu verschwinden, so habe es überhaupt weiter nichts zu bedeuten. Dann triebe es ihn bloß in den Brindeisenerhof hinüber, wo er zur Strafe immer noch den Versuch machen müsse, ob es ihm gelinge, irgend jemand in dem anderen Fremdhofe zu seiner alten Lebenshitze zu verführen.

Der alte Wirtschafter hätte noch einen Spreukorb Geistergeschichten ausgeschüttet, wenn nicht der Sintlinger in der Nähe aufgetaucht wäre.

So trödelte sich der Graukopf unauffällig davon, und die Bäuerin redete ihrem Andreas von der hartnäckigen „Gauze" des guten Alten. Der Sintlinger merkte auch offenbar nicht das mindeste davon, daß die beiden wieder einmal in dem Geistertopf kramten, und so hatte Johanna Muße, alles in sich zu schlichten und achtsam die Erzählung des alten Zenker hin und her zu wenden. Da aber all solche Sachen aus Luft in Luft gebacken sind, wie man allgemein

glaubt, rührte die Bäuerin mit gelassenem Finger das neue Spukgericht des alten Dienstmannes wohl um und um, machte es damit aber nicht genießbarer und auch nicht unwahrscheinlicher, sondern gewöhnte sich, ohne es zu wollen, nur einen schärferen Blick an, den sie überall, wohin sie ging, kühl vorauflaufen ließ, insbesondere wenn sie den oberen Flur betreten mußte.

Der Geist des tollen Jakob Sintlinger aber schien die üble Nachrede des alten Wirtschafters übelgenommen zu haben. Er war weg, wie man ein Stäubchen aus der Hand bläst, und die Bäuerin begann sich und Zenker heimlich zu verlachen.

Aber vielleicht ist die Besorgnis verderblicher, wenn sie aus dem Bewußtsein tiefer in die Seele, in jene Gebiete unseres Innern gesunken ist, wo die entlassenen Gewalten des Geistes noch lange ein geheimnisvolles Leben führen, möglicherweise auch nie verschwinden. Jedenfalls war Johanna ihre leise Beklemmung nicht losgeworden, nachdem sie sie lächelnd beiseite geschoben hatte.

Das sollte sie bald erfahren.

Sie vernahm einmal hinter einer der Türen des oberen Flures gedämpftes Gemurmel von Männerstimmen, die geheimen Rat zu halten schienen. Ihr erster Gedanke war, allerdings nicht ganz ehrlich, wen Andreas wohl bei sich in der Schreibstube haben könne. Sie rief laut den Namen ihres Mannes und trat zugleich auf die Tür zu, hinter der das gedämpfte Raunen erklungen war.

Doch nicht nur, daß ihr der Laut der eigenen Stimme schallos vor die Füße fiel. Als sie den Türdrücker in die Hand nahm, um sich durch den Augenschein zu über-

zeugen, klang das Murmeln im nächsten Raume auf und zog so die Frau, die immer noch darauf bestand, sich dem Aberglauben nicht hinzugeben, von Tür zu Tür, stets tiefer in den dämmrigen Flur hin bis an die Bodenstiege heran und, unausgesetzt von dem unterdrückten Geraun eines drohenden Männerrates gelockt, ja benebelt, wurde sie über die steile Treppe hinaufgeleitet und stand endlich vor einer Kammertür, an der sie verzweifelt rüttelte. In diesem Augenblicke zerbrach der gespenstische Wirbel, und Johanna trat, um sich zu fassen, an das Dachfenster und sah hinaus. Sie stand an jener Giebelseite des Wohnhauses, die nach dem Brindeisenerhof zu lag, und sie konnte in das andere Gehöft wie in eine offene Kiste schauen. Der alte Anton Brindeisener fuhr eben auf einem zweispännigen Brettwagen durchs Tor und bog dann auf den Weg, der quer durch den Garten hin ins Feld hinausführte. Er hielt den Peitschenstecken still zwischen den Knien, und seine Tochter saß blaß, krank und verdrückt neben ihm. Jetzt gingen die Räder unhörbar in dem verrasten Gartenwege, und Johanna vernahm genau die grobe, unwirsche Brummelstimme des Bauern, der, wie er es eben nicht anders konnte, nörgelnd an dem bleichen Mädchen herumzankte. Auf einmal war die Stimme Brindeiseners dieselbe, die die Bäuerin soeben verheimlicht hinter den Türen ihres eigenen Hauses gehört hatte, und sie mußte die ganze Stärke ihres besonnenen Willens zusammennehmen, um nicht Hals über Kopf die Stiegen hinunterzuflüchten.

Dieser Vorgang, über den Johanna nicht Herr zu werden imstande war, bereitete der Erzählung des alten Zenker in ihr ein wenig den Boden, der tolle Jakob Sintlinger müsse

zur Strafe für seine wilden Laster immer noch den Versuch machen, jemand aus dem Brindeisenerhofe zu der Hitze seines Lebens zu verführen. Aber es mußte erst noch eine an sich unbedeutende Episode hinzukommen, daß sie dieser Glaube wie eine Tatsache packte.

Sie saß an einem Nachmittage in der Wohnstube allein am offenen Fenster und nähte. Alle waren auf dem Felde über den letzten Fudern Heu her. Die alte Trine aus Brederode spielte mit Helene in dem Obstgarten, dessen Baumkronen sich bis ins halbe Fenster heraufhoben. Ein ganz linder Wind rührte sich fast unmerklich in den Bäumen, und das Lichte auf der Diele vor der Bäuerin wankte davon so schwach, als würde die Sonne am Himmel von sanften Händen hin und her geschaukelt. Von Zeit zu Zeit klang Helenens Lachen auf, und es hörte sich immer an, als würde eine Handvoll kleiner Silberschellchen in die Sommerluft hinaufgeworfen. Johanna erhob sich glücklich lächelnd, um zu erkunden, mit welchem Spiel die Kinderfrau des Mädchens Freude immer aufs neue entfesselte. Da sah sie die alte Trine die grünen, noch winzigen Falläpfelchen aus dem Grase auflesen. Das waren Kühlein, und Helene hielt ihre gewölbten Händchen hin, das sollte der Stall sein. Unter allerhand neckischem Gespräch und drolligen Schwierigkeiten sprangen die Kühlein in das Fingerställchen, und sooft ein Kälbchen kam und auch mit hineinwollte, war es so dumm und ungeschickt, daneben zu hopsen auf den Arm oder an die Brust des Kindes, wofür es auf das unbändigste ausgelacht wurde.

So spielten sich die beiden durch den ganzen Garten, immer weiter fort von dem Fenster, und das Lachen des

Mädchens klang leiser und leiser. Nun waren sie wohl an der niedrigen Mauer angelangt, die den Garten vom Felde schied. Denn Johanna hörte, wie Trine das alte Weidelied der Hirten sang, und schloß daraus, daß die Apfelkühe jetzt auf der Mauer ins Feld getrieben würden. Als die Greisin ausgesungen hatte, versuchte Helene das Gesetzlein nachzuahmen, und weil sie zaghaft war, gelang es ihr zuerst nicht zum besten. Aber als sie endlich das einfache Liedchen der Alten beherrschte, schien es plötzlich ein ganz anderer Gesang geworden zu sein. Fast nicht mehr ein Menschensingen. — Johanna ließ die Näharbeit sinken und lauschte in ihrer Freude recht eigen, um herauszubekommen, wie das Lied denn eigentlich klinge. „So wie Frühvögel manchmal ganz hoch in der Luft singen, daß man sie nicht sehen und meinen kann, das Licht mache von selber solche Musik", sagte die Bäuerin zu sich, und immer, wenn sie in der Nacht fortfahren wollte, setzte das Kind von neuem zu seinem Liedchen ein, daß sie wieder horchen mußte.

Indes die Heiligenhofbäuerin so wie verzaubert saß und auf alles vergaß, was um sie her vorging, kam jemand vorsichtig mit kurzen jagenden Schritten den Hausflur her. Sobald das Lied Helenens verstummte, zogen sich die Schritte zurück; begann das Kind von neuem zu singen, rafften sie sich wieder auf und drangen weiter im Flur gegen die Tür vor. Schon hörte man den Sand auf der Schwelle knirschen und aufgeregter Atem schnob durch das Schlüsselloch. Mit eins aber flog die Tür auf, daß sie gegen den Uhrkasten krachte, und der kleine Peter Brindeisener stand auf der Schwelle, verdutzt und frech, aufs leidenschaftlichste

ergriffen, rot vor Scham und doch mit ein paar Augen, heiß wie Stichflammen.

Er sah im ersten Augenblick die Bäuerin nicht, suchte offenbar auch die Sängerin des Liedes, von dem er angelockt worden war, hielt sich mit beiden Händen am Türpfosten fest und überflackerte so, furchtsam in die Stube geneigt, in einem Nu den ganzen Raum.

Da gewahrte er die Sintlingerin, die, erschrocken über den unvermuteten Einbruch, es zu nichts als zu einem verwunderten Blick brachte. Sie sehen, umschwenken, zurückfahren, daß sein blonder Haarschopf wie ein weißes Fähnchen aufzuckte, und durchs Haus davonrennen, war eins. Als Johanna laufend das Hoftor erreichte, sauste er schon über den Grenzweg. Er lief wie wahnsinnig, wie geschleudert und brach, als er beim Zurückblicken die Sintlingerin unterm Tor sah, in ein gewürgtes Lachen aus, das der Bäuerin häßlich, wie böser Hohn klang. Dieser freche Triumphlaut und der ganze Vorgang griffen Johanna in einer verderblichen Weise ins Gemüt. Sie rief Helene sofort aus dem Garten herein und gab es schonend der alten Trine auf, das Kind wohl in acht zu nehmen. Denn wenn die Gegend auch nicht von Rangen wimmele, so tue man doch gut, das Lenlein so zu behüten, als spiele Bosheit und Arglist immerfort in ihrer Nähe herum.

Jetzt fraß sich die Tatsache in ihr fester und fester, der Schatten des oberen Flures sei wirklich nach des alten Zenkers Meinung der Rest des wilden Geistes, mit dem sich der tolle Sintlinger hinter seinem verfallenen Grabe herumtreibe und bestrebt sei, den Fluch zu vollenden, den sein Leben nicht ganz erfüllen konnte. Ihr war, als sei der

Schatten durch die Dachluke in den Brindeisenerhof hinübergeflogen und habe dort den Peter aufgerührt und hergetrieben. Ja, wenn Johanna sich die Augen des Kleinen vorstellte und seine Stimme in sich nachklingen ließ, so war es ihr, als stecke in dem Burschen etwas wie eine ausgewachsene Tücke. Natürlich gehört das Leben auf einem einsamen Hofe und die Anfälligkeit eines genesenden Gemütes dazu, das eben erst bis in seine Grundfesten erschüttert worden war, um das Ineinandergreifen solch spukhafter Möglichkeiten als eine einfache Tatsache zu empfinden. Das, was sie in ihrer Jugend so oft erzählen gehört hatte, daß die Bauern der beiden Fremdhöfe auch nach ihrem Tode noch fortfahren müßten, als Geister in der Luft miteinander zu ringen, glaubte sie nun erfahren zu haben. In stillen Augenblicken hörte die Heiligenhofbäuerin sogar ein gedankenleises Mahlen in den Lüften, und sie sann, wie diesem neuen Drohen des Geschickes zu entgehen sei, oder ob nicht wenigstens der Partei der Sintlingerschen Familiengeister nachträglich zu Hilfe geeilt werden könne, um sie im Luftkampf überlegen zu machen. In ihrer guten Seele war nicht der Ansatz zu einer Faser des Bösen, und deswegen geriet sie auf den Gedanken, dadurch den Sintlingerhof von allen Schatten der Vergangenheit zu befreien, daß die verstorbenen Bauern nachträglich gesegnet und ihre Geister damit in ein heilbringendes Licht hinaufgehoben werden müßten.

Zweites Kapitel

Das ließ sich auf keine andere Weise tun, als daß die Bäuerin so verfuhr, wie sie dem toten Glöckchenhorcher das albische Handwerk gelegt hatte, daß man dem tollen Jakob und seiner Geisterspuke einen tüchtigen, heiligen Denkstein setzte und damit ihre gefährliche Unruhe für immer unter die Erde drücke.

Als Johanna dem alten Zenker von dieser Absicht sprach, glänzten dem Graukopf sogleich die Augen wie geputzte Laternenscheiben, hinter denen das Licht angesteckt wird, und er war der Meinung, daß damit etwas geschaffen würde, was das Wohl des Hofes schon seit langem gefordert hätte.

„Und neben die Linden, nicht weit vom Tore, muß der Stein hinkommen", meinte der Alte. „Wenn was Böses den Hübel 'rauf will, stößt es gleich am Tore gegen das Kreuze und fällt über den Abschuß hinunter auf den Grenzweg. Und will was Meschantes aus der Luft her an den Linden runter, kann es nicht weiter. Es bleibt in den Kronen stecken und muß sich da ausrasen." So schweifte der Knecht das Lob des Denksteines bis auf den letzten Tropfen aus. Am Ende aber geriet er sich mit verlegenem Finger in die Haare, kratzte den ganzen grauen Schopf durch und

meinte, daß das, was besprochen, ja ganz schön sei, allein, machen werde es sich doch nicht lassen, denn in aller Welt sei der Bauer zu so was nicht zu bringen. Wenn es ausnehmend gut ginge, würde ihm das Lachen aufhocken, und damit hätten sie von vornherein einen Rechen mit abgebrochenem Stiel in der Hand, und das ganze teufelsmäßige Erbe der Sintlinger müßte eben in der Luft liegen bleiben.

Die Befürchtungen des Alten trafen nicht zu.

Der Sintlinger hatte sich in diesen Wochen still auf ganz abseitigen Wegen gehalten. Ohne sich vor Johanna mit Absicht zu verheimlichen, blieb er doch gern in der Abgeschiedenheit, zu der ihn die gesteigerte Tätigkeit nötigte, seit sich der alte Wirtschafter wegen der Kränklichkeit von jeder energischen Arbeit fernhalten mußte.

Der Bauer schraubte sich zum Platzen scharf in die Zange des Fleißes: überwachte selbst unermüdlich das Einzeln der Rübenpflanzen, trieb das Gespann übers Kartoffelfeld, walzte die zu geile Kornsaat ein und riß sich mit ungeduldigen Schritten jeden gemächlichen Atemzug aus dem Munde. Bei alledem sah man einen immer tieferen Frieden in seinem Gesicht glänzen, und oft kam es seinem Weibe vor, er sei nicht zu erreichen, obwohl sie Seite an Seite mit ihm hinter dem Tisch saß, durchs Feld ging oder im Hofe schaffte.

Auch als Johanna zu ihm von der Errichtung des Denksteines sprach, fiel er nicht aus der hohen Weite herab, in der er lebte.

„Für wen soll denn der Stein?" fragte er ruhig und sah sie so klar an, daß sie verwirrt wurde.

„Nun für die Sintlinger alle", antwortete sie errötend.

Er nickte sinnend und setzte gedankenvoll fort: „. . . damit sie unten bleiben, meinst du, nicht? Ja, ich verstehe. So etwa, wie du es mit dem Albe gemacht hast. Hm, hm."

Mit diesen Worten gab er zu verstehen, daß ihm trotz seiner Abseitigkeit der Spukhandel zwischen ihr und dem Graukopf nicht verborgen geblieben sei. Und als Johanna zu ihrer Rechtfertigung von den Verückungen zu erzählen begann, ließ sie Andreas zwar einen Teil auspacken, bekam aber ein immer lustigeres Gesicht und faßte sein Weib endlich am Arme.

„Liebe Johanna", sagte er, „die meisten Menschen jagen sich die Mücken mit der Hand. Du schmeißt mit Steinen danach. Wenn's hilft, meinetwegen. Ich bin zwar auch ein Sintlinger. Aber ich denke, so weit hab' ich's noch nicht getrieben, daß du dich vor mir fürchten mußt, und schaden kann mir ja so ein Stein auch nicht."

Nach diesen Worten sprang dem Bauer doch das Lachen aus dem Munde, das Zenker prophezeit hatte, und klang dazu noch so spöttisch, daß die Bäuerin wirklich glaubte, ihr sei auf diese lustige Weise endgültig alles aus der Hand geschlagen, und sie wandte sich ab und sah bedrückt ins Weite. Dem Sintlinger aber war es wirklich nur um den Spaß zu tun gewesen. Er strich ihr darum liebevoll an der Wange hin, hob ihr mit dem Kinn das Gesicht und sagte: „Nein, nein, Johanna, mußt einen Scherz verstehen. Deinen Denkstein sollst du schon haben . . . Was willst du noch sagen?"

Doch die Bäuerin hatte keinen Drang, noch etwas zu erwidern. Sie drückte ihm die Hand, und sie trennten sich, ein jedes zu seiner Arbeit.

Der Steinmetz in der Stadt, dem die Herstellung des Sintlingersteines übertragen wurde, nannte sich Bildhauer, weil er in seiner Jugend einen rasch mißlungenen Versuch zu künstlerischer Ausbildung unternommen hatte. Seitdem war er ein verpfuschter Handwerker, der zur Ausführung aller Aufträge die doppelte Zeit brauchte, weil er sich vor Inangriffnahme einer Arbeit erst mit einem wilden Wespenschwarme ausschweifender Einbildungen herumschlagen mußte. Vielleicht stürzte er sich auch nur aus Eitelkeit in dieses innere Brodeln, um die Not „des echten Künstlers" zu kosten und die Kunden von der Anschlägigkeit seines Kopfes zu überzeugen. Für den Heiligenhof gebar er zunächst Rotunden mit Weltkugeln, sitzende und fliegende Genien auf einer Kuppel, Säulenhallen mit Freitreppen, symbolische Figuren, die bald mit ausgelöschten Fackeln, bald mit Sanduhren hantierten und in allen Stellungen des Nachdenkens und schwermütiger Prophetie gedacht waren. Mit diesem bunten Plänegeräusch drehte er sich hartnäckig vor dem Sintlinger und seinem Weibe, obwohl ihm gleich gesagt worden war, daß es sich nur um ein einfaches Postament mit einem Kreuz handle. Als er endlich sich aus seiner eitlen Beneblung faßte und den Auftrag verstehen konnte, war er tief enttäuscht, kriegte ein graues Gesicht und ging feindselig davon, als halte er diese Arbeit unter seiner Würde. Damit pflegte indes immer seine förderſame Arbeit zu beginnen, und es stand zu erwarten, daß nun in kurzem die Hoffnung der Sintlingerin erfüllt werden würde. Der Bauer zog sich immer mehr von dieser Angelegenheit zurück und überließ es seinem Weibe und dem alten Zenker, den „Bildhauer"

immer wieder anzufeuern. Es gab auch nichts mehr als diesen mechanischen Antrieb, womit dem Werk genützt werden konnte, nachdem durch den Sintlinger der einfache Wortlaut der Widmung festgestellt und mit nicht großer Mühe der Entschluß bei Johanna durchgesetzt worden war, wegen der üblen Nachrede der Leute von der kirchlichen Weihe des Denkmals abzusehen. Nach der Versicherung des Bildhauers rückte die Arbeit im Galopp vorwärts, und schon gab er die Anweisung, mit der Aushebung der vermessenen Grundgrube zu beginnen.

Allein so nahe vor der Vollendung wälzte sich eine Störung in die Werkstätte des Steinmetzen, für die er nicht verantwortlich war. Sie verzögerte nicht nur die Aufstellung des Denksteines, sie rührte von Ereignissen her, die auch in das Leben des Sintlingers auf die merkwürdigste Weise eingriffen.

In jene Zeit fiel die schreckensvolle Unruhe, von der ganz Deutschland durch ein furchtbares Grubenunglück im Ruhrrevier versetzt wurde.

Die lässige Handhabung der Berieselung des Kohlenstaubes hatte auf der Zeche „Gotthilf" in Gelsenkirchen einen Grubenbrand hervorgerufen, der sich mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitet und mit seinen Rauchschwaden einen großen Teil der Stollen der letzten Sohle erfüllt hatte, daß mehr als hundert Bergarbeiter, von der Außenwelt abgeschnitten, dem sicheren Tode überliefert schienen. Ganz Deutschland fuhr in lähmendem Schrecken zusammen, dann aber hetzten sich die Zeitungen gegenseitig in immer verzwicktere Nöte schamloser Verdächtigungen, und man hat es in einigen Tagen fertiggebracht, daß hinter

dem blechernen Lärm des politischen Parteigezänkes das Unglück als ein zwar grausiger, aber doch als ein Zufall fast verschwand, den man eben hinnehmen müsse, wolle man den Mut zum eigenen Weiterleben nicht verlieren.

Anders drang dieses Ereignis auf die bäuerliche Bevölkerung, vor allem auf jene ein, die, wie die Bewohner von Hemsterhus und Umgegend, der Herdstelle des Unglücks so nahe waren. Die Erde, der vertraute, sichere Boden alles Lebens, erschien gar manchem nun als eine trügerisch-tückische Decke, unter der sich unvorstellbare Drohungen zusammenballten, Gewitter der Tiefe hinliefen, wo sich geräuschlos Gräber bereiteten, die jeden Augenblick aufgähnen und an Menschen sich vollschlucken konnten. Und weil diese Erschütterung noch dazu in Wochen vor der Ernte fiel, in der den Bauer im Anblick des reifenden Getreides immer eine lebhaftere Empfindsamkeit um das Wohl und Wehe seines Lebens packt, belud sich jede dunkle Wolke, die aufstieg, mit größerer Gefahr, schrie jeder Wind unheimlicher, lastete jede stille Hitze unheilvoller als je vorher. Diese Angst, die jeder vor dem anderen verheimlichte und doch nicht verbergen konnte, wurde noch vermehrt, als die Nachricht wie ein Sensenreiter durch die Dörfer stob, daß es bei der Bergung der Opfer der Grubenkatastrophe zu wilden Auftritten nicht nur der Angehörigen, sondern der Belegschaft von anderen Gruben gekommen war, die die Verwaltung der geizvollen Vernachlässigung der Sicherheitsmaßregeln zieh. Die verzweifelten Weiber hatten wie ein schreiender Orkan getobt, Türen und Fenster der Zechenhäuser mit Steinen bombardiert und so auch endlich die Bergleute zu Gewalttaten mit fortgerissen, die anfangs

drohend und düster, aber gehalten und besonnen in der Rettung ihrer armen Genossen Aufmerksamkeit und Kraft erschöpft hatten. Jetzt aber, als man den Schmerzausbruch der Witwen und Waisen durch ein starkes Polizeiaufgebot unnötig zusammengedrückt hatte und beim ersten Überschreiten der Ordnung sogar die Flinten hatte losgehen lassen, war die dumpfe Betäubung der Männer dem hellen Aufruhr gewichen. Auf den Hilferuf der Grubenbesitzer war das Militär der nächsten Garnison herangezogen worden und hatte die aufsässigen Bergleute mit einer Salve auseinandergesprengt, wobei drei Tote und eine größere Anzahl Verwundeter auf dem Platze geblieben waren. Diese Maßregel der Dämpfung schlug in das Gegenteil um. Wie ein Flugfeuer beim Sturm verbreitete sich die Auflehnung über alle Zechen des Ruhrgebietes, als hätten all die schwarzen Tausende nur einen Mund, um Rache zu schwören, einen Arm zum Losschlagen und einen Kopf, auf Vernichtung oder Demütigung ihrer Feinde zu sinnen. Das regellose Marodieren, in das alle Widersetzlichkeit aufsässiger Arbeiter sich bald am Anfange sonst immer verliert, die unbändigen Ausbrüche eigenwilliger Roheit und Zerstörungswut wurden von einem überlegenen Willen unbeirrbarer Umsicht und ruhiger Entschlossenheit unterdrückt und schufen sich wie von selbst in den einheitlichen Geist eines wohldisziplinierten Heeres um.

Der Mann, der das Wunder der Zusammenfassung dieser wilden Masse zustande gebracht hatte, gehörte keiner Partei an und war auf kein Programm eingeschworen. Nach der Meinung der einen war er ein Bergmann, der aus dem belgischen Kohlenrevier den bedrängten deutschen Arbeits-

genossen zu Hilfe geeilt war, andere wiesen nach, er sei ein davongelaufener Volksschullehrer aus Schlesien, der wegen Unglauben und Widersetzlichkeit gegen seine Behörde des Amtes verlustig gegangen sei. Überall, wo die Wut der Bergleute zum offenen Kampf drängte, erschien er und verhalf den vom Zorn Berauschten zur Besinnung ihres Rechtes und zum ruhigen Vertrauen auf ihre Forderungen. Die Bedrückten verwandelten sich unter dem Einfluß seines Wortes in mutige Soldaten der Armut, die Zaghaften lebten von seinem Feuer und die Böswilligen hielt die Reinheit seiner Begeisterung im Zaume.

„Herr de Favre, der ungekrönte König der Bergleute", „Der Volksschullehrer Faber, Gegenpapst und Gegenkaiser", das waren so Überschriften aus den Zeitungen, die über das Wirken und die Persönlichkeit des seltenen Mannes berichteten. Und wie alle Menschen, die von der gewohnten Form des Lebens beträchtlich abweichen, wurde er sofort ein Gegenstand der Legende, so daß es den Fernstehenden unmöglich war, sich von ihm eine richtige Vorstellung zu bilden. Es hieß, er sei klein, kalt und dämonisch wie Bonaparte, blaß und unschön wie er, und keiner vermöge der Unergründlichkeit seines Auges und dem stürmischen Feuer seines Willens zu widerstehen. Andere beschrieben ihn als einen Mann von ungewöhnlicher Größe, mager wie ein Trappist, mit einem wallenden Bart und der gütigen Sanftmut eines Franziskaners. Aber es blieb keine Zeit, sich die Gestalt des Mannes einzuprägen, der unaufhaltsam gleich einem geborenen Heerführer und träumerisch entrückt wie ein Gottesstreiter der Rechtlosen aus dem Dunkel aufgetaucht war. Denn die Ereignisse überstürzten

sich. Faber oder de Favre hatte in der Nähe von Herne eine Bergarbeiterversammlung unter freiem Himmel zusammengerufen, zu der sich ebensowohl die Führer der sozialdemokratischen Partei als auch ein großes Aufgebot von Gendarmen eingefunden hatten. Viele behaupteten nachträglich, die ungewöhnliche Ansammlung der Sicherheitspolizei sei auf eine anonyme Denunziation der sozialdemokratischen Leitung erfolgt, die mit Mißtrauen den schnell steigenden Einfluß dieses Mannes habe zerstören wollen, der es aus Prinzip ablehnte, ihrer Organisation beizutreten. Die Sozialdemokratie beschuldigte hinwiederum die Polizei als Erfinderin dieses Lügenmärchens, weil sie allen Grund habe, die Schande von sich abzuwälzen, gegen einen „wirren Schwärmer" in brutaler Rechtsverletzung vorgegangen zu sein. Es ist unmöglich, dieses verborgene Geflecht geheimer Anschläge zu klären. Sicher war der Held dieser Arbeiterbewegung der Sozialdemokratie ebenso unbequem wie der Polizei, der einen wegen der Gleichgültigkeit gegen ihr Parteievangelium, der anderen wegen der Lauterkeit seines Lebens und der Unangreifbarkeit von Grundsätzen, die sie zwar nicht verstand, aber gerade deswegen für besonders umstürzlerisch hielt.

Auf jener Versammlung zu Herne brach nun die Katastrophe über ihn herein. Wie bei allen Explosionen einer Volksmenge wußte nachträglich niemand recht zu sagen, welches die Veranlassung dazu gewesen, und auch über den Verlauf des Tumults herrschten die widersprechendsten Ansichten. Nach der Meinung der Polizei soll sich de Favre oder Faber leidenschaftliche Aufreizungen zum Widerstand gegen die Staatsgesetze haben zuschulden kommen lassen,

nach Aussage der sozialdemokratischen Führer habe er sich nur wie immer in seine bekannten erdentrückten Phrasen verstiegen. „Männer, Menschen", so soll er gerufen haben, „ihr alle seid so ewig und göttlich wie der Himmel mit allen Wundern über euch. Ihr besitzt die Macht der Unwiderstehlichkeit wie er, wenn ihr innerlich die wahre Gerechtigkeit einer schuldfreien Seele aufrichtet und sie zu einem geschlossenen Strome vereinigt. Dann werdet ihr die widersacherischen Reichen überwinden, so wahr sich meine Hand an meinem Arm schwenkt. Nichts kann euch widerstehen. Könige sind dann wie der Atem eures Mundes, den ihr von euch blast, und selbst Gott vermögt ihr zu zwingen."

Bei diesen Worten entstand ein rasendes Durcheinanderschreien von „Bravo", „Majestätsbeleidigung", „Gotteslästerung", „Ruhe", „Im Namen des Gesetzes", „Hunde" und ähnlichem. Der Menschenhaufe wurde ein Knäuel, der sich selber schoß, stach und prügelte. Und als sich die Wildheit nach einer Weile auf diese Art selber aufgefressen hatte, war Faber wie von der Erde verschluckt. Ein großer Teil seiner Zuhörer machte mit der Polizei gemeinsame Sache und brach unter Verwünschungen zu seiner Verfolgung auf. Im Handumdrehen verkehrte sich die Begeisterung für den rätselhaften Mann in Haß gegen ihn. Gerüchte über allerhand Ehrlosigkeiten, ja verbrecherische Handlungen verdunkelten die Luft um die unbekannte Spur seiner Flucht.

Telephon und Telegraph läuteten durch die ganze Provinz, und die verfolgenden Gendarmen kamen Tag und Nacht nicht von ihren Gäulen. Man hetzte ihn wie einen Mörder und Räuber.

Hemsterhus und alle Ortschaften seiner nahen und wei-

teren Umgebung gerieten in heftige Unruhe, denn es verbreitete sich das Gerücht, der „Held von Herne" habe auf der Flucht nach der heimatlichen belgischen Grenze den Weg durch die westfälische Ebene genommen und, von den vielen Forsten um Hemsterhus begünstigt, könne es nicht fehlen, daß der „Königs- und Gottesfeind" mit seinem geringen Anhange nirgends als hier durchkommen müsse. Man stellte sich unter Faber einen bestialischen Menschen vor, dem aus allen Taschen Schieß- und Stichwaffen sahen, der von Lasterhaftigkeit funkelte, in dessen Nähe die Höfe von selbst Feuer fingen. Deshalb war man in allen Dörfern während dieser zwei, drei Tage nach dem Herner Tumult in einer fortwährenden Aufregung der Furcht. Jeder schlecht gekleidete Fremde, den man sonst ruhig die Häuser und Höfe abklopfen ließ, war sofort verdächtig. Die Jugend schrie, die Weiber rannten vors Tor, die Männer tauchten mit einem errafften Prügel im Hintergrunde auf, und wenn der gutmütige Landfahrer oder erschrockene Händler sich ausgewiesen hatte und schleunigst davongegangen war, behauptete man hinterher, es sei doch der Teufelsbergmann, der „zwanzigfache Mörder" gewesen, schnoberte jedes Kornfeld durch, ließ keinen Hohlweg aus und schoß sogar auf Sträucher, die in der Ferne wie ein Mann mit krummem Rücken am Graben kauerten oder geduckt durch die Felder zu laufen schienen.

Die Luft bebte in allen Richtungen von Erschütterungen durch Schüsse, die man eigentlich nur zur eigenen Beruhigung abfeuerte; alle Wälder sahen aus, als wimmelten sie von Gesindel; jeder Weg trug Male verdächtiger Fußtritte; ja, den Ängstlichen war gar der Schatten unheimlich, der

draußen neben einem einsamen Baume lag, und die verborgenen Winkel ihrer eigenen Häuser hockten drohend im Dunkel.

Der Sintlingerhof sah freier in diese allgemeine Aufregung hinein, wenn es auch den Frauenzimmern des Hübels oft genug gruselig durch den Kopf flatterte und den Knechten die Hälse langzog. Dem Bauern und seinem Weibe schien es kaum an den Stiefelsohlen zu schaben. Sie traten zwar manchmal, besonders in den letzten Tagen, als die ganze Gegend von der Verfolgung des flüchtigen Bergmannes Faber aufgeregt wurde und das Rumoren alle Dörfer rundum aufpleuderte, vor den Hof hinaus, hörten da einen Flintenschuß aufplatzen, dort einen Pfiff vergellen und wo anders einen Zuruf in der Luft wie Gähnen verhauchen. Aber dem Sintlinger lief über den Tumult der allgemeinen Furcht nur ein halb spöttisches, halb betrachtsames Lächeln durchs Gesicht:

„Als ob man die toten Bergleute lebendig schießen könnte, tun die Leute alle, oder als könnte man mit Preschen den Totengräber zwingen, die Leichen wieder warm aus dem Grabe zu scharren, so laufen die Menschen umher. Ach Gott, und den armen Schelm, der die Bergleute aufgeredet hat, den sollen sie doch in Ruhe lassen. Der fürchtet sich jetzt selber vor sich am meisten, denn sonst wäre er doch nicht davongelaufen", so redete der Sintlinger, nachdem er eine Weile sich umgeschaut hatte, und schritt dann wieder dem Hofe zu, und auch in Johanna verfing sich das Erschrecken nicht tiefer, als in der Sorge über die Verzögerung der Aufstellung des Sintlingersteines.

Die Boten, die sich nach dem Fortschritt der Arbeit erkundigen, und die Fuhrwerke, die dies und das fertige

Stück auf den Heiligenhof führen sollten, kehrten unverrichteter Sache und leer von dem Steinmetzen zurück, weil der aufgeregte Meister nicht zu Hause angetroffen wurde. Die Neuigkeiten und die allgemeine Erregung wirbelten ihn fortwährend in der Umgegend umher, und traf man ihn ja einmal im Hause an, so antwortete er nach der Meinung der Knechte nicht anders wie „ein Markt voll Narren".

Trotzdem — wie es möglich geworden war, begriff keiner — knarrte eines Tages der ausgesandte Wagen mit dem fertigen Denkmal auf dem Grenzwege von Hemsterhus her gegen den Sintlingerhügel.

Es war gerade der dritte Tag nach dem Herner großen Tumult und dem spurlosen Entweichen Fabers. Der Sintlinger saß an dem offenen Fenster und las die Zeitung, als eine Magd mit der Meldung hereinkam, der Wagen mit den Steinen stehe drunten am Zufahrtswege, und der Bildhauer lasse fragen, wie es der Bauer halte mit dem Heraufschaffen der schweren Werkstücke, denn auf einmal würden es die Pferde nicht den Hügel heraufbringen.

Andreas las eben die Schilderung des Herner Krawalles und horchte kaum auf die Worte der Magd. „Was?" fragte er zerstreut, als sie ausgeredet hatte, und ließ dann den Auftrag noch einmal ausrichten, hörte aber ebensowenig darauf, sondern fuhr fort, sogar noch die Rede Fabers zu lesen, die am Ende im Auszuge wiedergegeben war. Als er bis zu den Worten kam, in denen Faber behauptet hatte, daß der Mensch die Macht habe, selbst Gott zu zwingen, brach er in ein lautes Gelächter aus, zerknitterte zornig die Zeitung in seinen Fäusten und rief überlustig: „Der Narr! Der ausgemachte Narr!"

Dann schritt er an der Seite der Magd zur Tür hinaus den Flur hin über den Hof, als habe er die Absicht, die Anfahrt der Denkmalssteine zu leiten. Am Hoftor stutzte er aber und sagte, der alte Zenker solle die Angelegenheit regeln, kehrte um und verließ durch das Gartenpförtchen den Hof, ohne sich weiter um die Zurufe zu kümmern, mit denen ihn bald darauf sein herbeigeeiltes Weib verfolgte. Als Johanna hinter den Hof lief, sah sie ihn nach dem Buchengrund zu mit ungewöhnlich schnellen Schritten schon weit im Felde untertauchen.

Drittes Kapitel

So blieb es. Auch als der Sintlinger nach Hause zurückgekehrt war, beherrschte ihn eine Versunkenheit und Gefangenheit, die ihn selbst nicht verließ, da ihn Johanna vor das Hoftor hinausführte und ihm den Sintlingerstein neben den Torlinden zeigte, mit seinem sauberen Unterbau, dem gefälligen Kreuze und dem geschmackvollen Eisengitter. Er nickte zustimmend, aber zerstreut, freute sich, daß Johannas Wunsch endlich in Erfüllung gegangen sei, und las dann die Widmung auf der vorderen Fläche des Unterbaues: „Dem Andenken der früheren Besitzer des Hofes gewidmet", halblaut leer und gedankenlos, nickte bedeutsam dazu, sah Helene groß in die Augen und verlor sich von ihrer Seite, von einem Winde entführt, der in seinem Innern aufgesprungen war und sich nicht regieren ließ. Vielleicht hatte ihn der Schreck eines Menschen ergriffen, der, auf einer todeinsamen Insel lebend, plötzlich menschlich-brüderliche Laute neben sich aufklingen hört und im ersten Zusammenfahren zweifelhaft ist: hat der Laut einer fremden oder der eigenen Stimme sein Ohr getroffen. In dieser Gegend der Welt, in der er mit Helene allein zu leben glaubte, vor der den alten Klim das Grausen in den Tod und sein Weib hart an den Rand des Irrwerdens getrieben

hatte, dort atmete also dieser verrückte Herner Bergmann und redete Worte, die allem widersprachen, was ihn seine Schicksalsschläge bis jetzt gelehrt hatten. Der Mensch redete diesen Wahnsinn vor Hunderten wie seine sicherste Wahrheit. Wenn der von dorther so sprechen konnte, war es unmöglich, daß seine eigene Überzeugung vom Wesen Gottes und des Menschen die einzige Berechtigung hatte. Jene Ansicht nämlich, daß das ganze Weltall von unzerbrechlicher Gesetzmäßigkeit, die zugleich Gerechtigkeit sein muß, regiert wird, eine unbedingte Gewalt auch Gott gegenüber besitzt und nicht die geringste göttliche Willkür zuläßt. Dieser Unbekannte wohnte wie der Sintlinger in derselben Weite, fern von allen Lehrmeinungen der andern Menschen, und war imstande, solch offenbaren Wahnsinn auszusprechen, wie der, daß die Seele eines Menschen Macht über Gott besitze. Wie? Dann hatte er sein Lenlein so gemacht wie es jetzt war! Dann war er, der Sintlinger, entweder ein Scheusal, das nicht zu leben verdiente, oder ein solch heiliger Mensch, daß er sich vor sich selber fürchten mußte. Das erstere, wenn, wie alle glaubten, Helene wirklich blind war, das andere, wenn sie nach seiner Ansicht schon im diesseitigen Leben tiefer in die außerirdische Macht hineingerückt sei.

Mit diesen Gedanken schlug sich der Sintlinger auf das leidenschaftlichste und wurde es nicht gewahr, daß man das Tor und den Denkstein am andern Tage mit Girlanden aus Tannenreisig schmückte, daß aus dem Mittagessen eine festliche Mahlzeit geworden war und das Gesinde in feiertäglichen Gewändern umhersaß.

Johanna spürte wohl, daß ihr Andreas in der Seele lei-

denschaftlich mit jemandem haderte, und meinte nach einigem Schwanken, seine unbegreifliche Art sei nichts als die von Güte nicht ganz bezwungene Abneigung gegen das „Steinschmeißen", wie er die Aufstellung des Denksteines genannt hatte. Doch als er während der Mahlzeit sich an ihr Ohr neigte, sie aufforderte, ihn doch einmal genau anzusehen, und dann fragte, ob er wahrhaftig wie ein Narr aussähe, da verließ sie diese Bekümmernis. Sie beruhigte sich damit, daß ihn eben wieder seine Eigenart regiere, die entweder eine Folge seiner früheren Wildheit oder ein Erbteil des Sintlingerschen Blutes war, und störte ihn weiter nicht in seinem absonderlichen Gehabe. Der Sintlinger streifte noch einige Zeit durch Haus und Gehöft, wobei er oft stehen blieb oder erregt mit jemand Unsichtbarem sprach, und war dann verschwunden. Auch als gegen Abend das Gesinde begann, in seiner Art die Einweihung des Sintlingersteines zu feiern, ließ sich der Bauer nicht sehen. In seinem unbekannten Versteck duldete er es, daß über den ganzen Heiligenhof sogar ein wirklicher Tumult kam, so als ob mit dem Denkmal nicht die verderbliche Macht der tollen Sintlinger gebrochen worden wäre, sondern so, als seien die wilden Fremdbauern zu neuem Regieren aus den Gräbern gelockt worden. Und seltsamerweise war der alte Zenker der Anstifter und Anführer der ausgelassenen Springprozession, die bis tief in die Nacht lärmend umherschwärmte. Aus seinem Beutel war das Faß Bier gekrochen, das wie von ungefähr sich auf dem Sägebock hinter der Scheuer einfand. Auf sein Geheiß hatte sich im Schutze der Dämmerung sein Schwestersohn aus Querhoven mit der Harmonika durch den Wald in den Hof

geschmuggelt. Erst schnellte wie ein Hochzeitspeitschenschlag da und dort ein lautes Gelächter auf. Das Mädchenkichern stachelte überall leise an der Lust. Nicht lange, und es schnippte, pfiff, schäkerte und juchzte überall aus den Pferdeställen, dem Milchkeller, der Siedekammer, unterm Schuppen und im Flur.

Und als gar unvermutet die Harmonika melodisch aufwieherte, überstürzten Knechte und Mägde die Abendarbeit, und bald fegten alle singend und tanzend über den ebenen Wiesenplan hinter den Scheuern.

Vergeblich machte Johanna einigemal den Versuch, das Überbrausen der Vergnügtheit einzudämmen. Doch anstatt sich ihrer Beschwichtigung zu fügen, ließ man sie hochleben, kreiste sie armverschlungen ein und hüpfte nach dem Takt der Harmonika um sie herum, daß die Bäuerin sich schnell dem fesselosen Schäumen entzog und sich auf das Vorbänklein rettete. Dort setzte sie sich und schaute in das Dämmern des Abends hinaus. Der Grenzweg drunten war kaum mehr zu erkennen, und der Brindeisenerhof sah im Schatten nicht wie ein Gebäude, sondern wie eine Schwarzbuschkuschel aus, die unhörbar auf dem Hügel schwankte. Wenn ein Freudenschrei des Sintlingerschen Gesindes an ihn prallte, wachte er mit einem schwachen, mürrischen Widerklang auf und versank dann aufs neue in das finstere Insichgekehrtsein.

Irgendwer mußte neben dem Wohnhaus im Garten sein. Und Johanna mühte sich, herauszubekommen, wer es sei; aber sie sah nur in dem Schatten sich schwärzere Schatten bewegen, formlos, unhörbar, wie bei Nacht das Wild um eine Waldlisiere spielt. Einmal glaubte sie wohl,

das leise Aufkrähen der Stimme Peters zu vernehmen, und hinterher war es, als rumpele gedämpft das Brummen der Stimme des alten Brindeisener darein. Allein, der laute Freudenbetrieb der Dienstleute nahm ihre Aufmerksamkeit dann wieder so gefangen, daß sie, ohne es zu wissen, die Melodien mitsummte, die der Harmonikaspieler endlos seilerte. Bald taumelte das Lachen, Singen und Musikwerken in die ährenfahle Nacht hinaus, als wolle es in das Feld auswandern, dann tauchte der Jubel wieder in der Ferne auf und wurde immer herzhafter und ungebundener wieder an den Hof herangesogen. Die Bäuerin überließ sich diesem Hin- und Herschwenken des fröhlichen Getöses, und nach einer Weile erschien es ihr wie eine frohe Verheißung der Zukunft. Dieses Fortsinken des Lachens und Singens ins Feld hinaus war wie eine Ernte des Glücks, als schwankten immerfort hochgeladene Fuder der Freude von draußen aus der Welt in ihren Hof herein.

„Warum könnt's nicht wahr sein", sann die Bäuerin, „daß dieser Stein da drüben meine Kummerwand für immer durchgeschlagen hat?"

Als sich Johanna umdrehte, sah sie zum Erstaunen ihren Mann neben sich sitzen und Helene, die er an den Achseln zwischen seinen gespreizten Knien hielt.

„Ach du bist's?" fragte sie endlich, erleichtert aufatmend. Der Sintlinger nickte nur schweigend.

„Warum hast du denn Helene nicht schlafen lassen?" fragte sie nach einer Pause weiter.

Der Sintlinger bog seinen Kopf auf die Seite und fragte: „Hast du's gehört? Sie schießen noch immer."

Johanna bemühte sich, etwas wahrzunehmen, aber es

war unmöglich. Allein Helene erklärte: Ja, es böllere in allen Hübeln, und auch Männer könnte man laufen sehen, wenn man sich inwendig ganz ruhig hinsetze.

Die Bäuerin sagte mit schelmischem Spott: „Nein, so=was, Lenlein!" und streichelte ihm die Wange.

In diesem Augenblick kreischte aus dem Tanzhaufen hinter der Scheuer eine Magd schrill auf.

Der Sintlinger sagte: „Ich denke, es ist Zeit, Feier=abend zu machen. Deswegen komme ich heraus."

Plötzlich rief die Blinde: „Dort!" und streckte die Hand in der Richtung des Waldes aus, der von Querhoven her=überzog.

„Was ist denn dort, Kind?" fragte der Sintlinger das Mädchen und nahm es schützend in die Arme.

„Sie ist übermüdet", sprach Johanna, „wir wollen hin=eingehen", stand auf und nahm Helene bei der Hand. Aber das Kind entzog sich ihr heftig und sagte mit weiner=licher Hartnäckigkeit, daß sie nicht müde sei, sondern sie sehe einen Mann.

Der Bauer berührte beschwichtigend die Hand seiner Frau und sagte dann ernst: „Also einen Mann sieht das Kind."

„Ja", antwortete Helene sehr bestimmt, „dort", und sie zeigte nach derselben Richtung wie vorhin.

Es konnte ja nicht anders sein, daß die Wahrnehmungen Helenens Sinnestäuschungen infolge überreizter Nerven waren. Aber es fügte sich seltsam; als der Sintlinger und die Sintlingerin mit gemachter Aufmerksamkeit zur Be=ruhigung des Kindes Umschau hielten, kam der alte Zenker, vornübergebeugt und unsicher hinter der Schuppenecke vor.

Ein Handwenden lang stutzte er gegen das Torbänklein hin, dann trat er an der Hügelwand gegen den Brindeisenerhof heran und sah angestrengt hinunter.

„Siehst du, Lenlein hat recht. Da ist ja der Mann!" sagte der Sintlinger launig zu seiner Frau. „Aber ich denke, nun ist es wirklich Zeit schlafen, sonst schüttet uns der Alte noch um."

Er reichte Helene in die Arme seines Weibes und erhob sich. In diesem Augenblick schrie Zenker in sinnloser Wut auf: „Wirst du 'nuntergehn! Wirst du wohl gleich, Brindeisener — Vieh, du!"

Ehe der Bauer hinzuspringen konnte, hatte der Wirtschafter einen großen Stein aufgerafft und den Abhang hinuntergeschleudert.

Da war der Bauer auch schon bei dem Wütenden:

„Bist du des Teufels, Zenker!" rief er und rüttelte ihn am Arme. Der Alte drehte sich herum und glotzte ihn verständnislos an, und als jetzt das Schmerzgeheul einer Knabenstimme schrill aufklang, nickte er sogar zufrieden und lachte übers ganze Gesicht.

„Zenker, du hast den Jungen getroffen, du!" sagte der Bauer lauter und packte ihn fester am Arme, daß er zur Besinnung komme.

Von drüben brüllte jetzt der alte Brindeisener auf, dumpf krachend, als trommle jemand auf eine große leere Holzkiste. Aber man hörte nur einzelne Worte: „... Teufel ... Bande ... entzweischlagen ..."

Johanna nahm Helene auf die Arme und eilte in den Hof. Das Harmonikaleiern riß mitten entzwei, und das Gesinde drängte eilig heran. Als sie hörten, um was sich

das „Brindeisenergeschimpfe" handle, traten alle, Knechte wie Mägde, auf die Seite des alten Zenker und erklärten: „Dem Rangen", womit sie den kleinen Peter Brindeisener meinten, „sei recht geschehen, und wäre ihm auch der Schädel eingeschmissen worden." Denn den ganzen Abend sei er um den Hof „herumgespioniert", und habe man ihn da weggejagt, so hätte in der nächsten Minute sein weißer Haarschopf wo anders auf der Lauer gelegen.

Aber der alte Wirtschafter wehrte nun ihre Anerkennung ab. Der trunkene Wirbel war schon vollkommen aus ihm herausgeblasen. Er sah betreten vor sich nieder und sagte mit bekümmerter Stimme: „'s is nich recht, ihr Leute, 's is nich recht. Nee, nee!"

Der alte Brindeisener hatte sich auch ausgeschüttet. Man hörte ihn krachend einen Torflügel herumschlagen. Ehe er aber den anderen nachdonnern ließ, brüllte er noch einmal mit der ganzen Kraft der Lunge durch die Nacht: „Verfluchtes, verfluchtes Sintlingerpack." Dann schmetterte der andere Flügel ein, und der schwere Sperrbalken rasselte herunter. Das Sintlingergesinde brach in lautes Hohngelächter aus, und der Bauer hatte Mühe, sie zu beschwichtigen und in den Hof zu stopfen.

Der alte Zenker blieb an der Stelle stehen, von wo er den Stein geschleudert hatte. Als der Sintlinger wieder zu ihm trat, faßte er seine Hand und drückte sie übermäßig. „Du hast recht, Bauer", sagte er mit dumpfer Bissigkeit, „ganz recht. Mich regiert's, ich leugne nichts mehr — ich bin ein alter Esel geworden", und nach dieser Einleitung ließ er sich in eine lange Erzählung ein, deren Sinn darin bestand, daß er durch das Albpreschen „tontal, durchaus

verschlagen habe", die „Plauze", die Beine, der Kopf, alles tontal. Und wenn er sich nicht eine Weile auf die Seite mache und sich aussitze und sattfletsche, dann mache es ihn stille und lege ihn auf den Rücken. Es wäre ja jetzt alles in Ordnung auf dem Hofe, man habe den Sintlingerstein und brauche ihn nicht mehr. Er wolle auf ein paar Wochen zu seiner Schwester nach Querhoven hinüber, und sein Neffe könne indessen für ihn auf dem Hofe eintreten. Der Bursche greife die Arbeit so leicht und sicher wie seine Harmonika. Es sei Zenkerblut, und er werde sich keine Unehre machen mit seinem Verwandten.

Der Sintlinger hielt standhaft aus. Als er aber sah, daß der Alte von neuem zur Abhandlung einer anderen Frage ausholte, sagte er, daß man das besser morgen bei Tage besprechen könne, jetzt sei es vernünftig, man gehe schlafen. Damit nahm er den Graukopf bei der Hand und zog ihn dem Hofe zu. Am Torpförtchen aber riß sich der Alte mit dem Bedeuten los, daß er noch etwas zu tun habe. Der Sintlinger verschwand im Hause.

Viertes Kapitel

Der Bauer ging nicht gleich zu Bett, sondern schloß die Tür zum Schlafzimmer, setzte sich auf die Wandbank des Wohnzimmers hinter den Tisch und überließ sich seinen Gedanken.

Nicht lange, und er hörte den alten Zenker sich zur Ruhe begeben; das Tor knarrte, der Haustürschlüssel kreischte, vorsichtige Schritte kamen den Flur her, polterten gegen die ersten Treppenstufen und verloren sich die Stiege hinauf unter den Boden. Da fiel die Müdigkeit auch den Bauer an, und er begann seine Kleider abzulegen. Er zog den Rock aus und legte ihn neben sich, knöpfte die Weste auf und drückte sie auf den Rock. Er drückte sie ein-, zweimal fest, als wäre etwas in dem Kleidungsstück, das sich gegen ihn wehre. Ja, endlich preßte er die Hände so leidenschaftlich auf die widerspenstigen Sachen, daß er sogar seinen Körper vornüber neigte.

Aber unvermutet mußte er sich aufrichten; denn ein seltsamer Gedanke bedrängte ihn, so seltsam und unsinnig, als habe er ihn nicht aus seinem Kopf, sondern als sei er aus den Kleidern in seine Seele gestiegen.

„'s ist ja Unsinn!" sagte der Sintlinger zu sich und sah sich in der dunklen Stube um.

„'s ist ja lächerlich!" wiederholte er aber schon leiser und mußte trotz der Gegenwehr diesen törichten Einfall wiedersinnen: „Helene hat ja gar nicht den alten Zenker gesehen. — Sie sah ja auf den Querhovener Wald, und Zenker kam von der entgegengesetzten Seite hinter der Scheuer vor."

Aber der Sintlinger achtete auf diese Absurdität seines Innern nicht weiter, vollendete das Auskleiden und ging mit einem spöttischen Lächeln ganz erfüllt in die Schlafkammer. Beim Überschreiten der Schwelle sann er sogar höhnisch weiter: „Vielleicht will er mir noch weißmachen, das Kind habe den fortgelaufenen Faber-Narren gesehen, haha!"

Doch mitten in seinen Spott hinein war es, als spräche deutlich eine Stimme: „Jawohl! Geh du nur an das Bett Helenens, und wenn du in der Finsternis ihr Gesicht wahrnehmen kannst, dann ist alles wahr."

Zugleich spürte der Bauer das graue Wanken in seinen Kopf ziehen, das dem tiefen Schlaf vorauszugehen pflegt. Deswegen dachte er bei sich, der Traum hauche ihn schon bei offenen Augen an, ließ sich aber doch an das Bett seines Kindes führen, und merkwürdig, als er seine Hand tastend an dem Seitenbrett des Bettes hinschob, zerriß plötzlich das Schummergewölk traumhafter Anwandlung und machte einer grellen Klarheit, fast Überwachheit Platz.

Noch konnte der Sintlinger überlegen, daß diese Zustände wahrscheinlich die Folge der vielfältigen Aufregungen des Tages und des leidenschaftlichen Kampfes mit den Gedanken des Herner Rebellen seien, aber da beugte er sich auch schon wie gestoßen über das Lager Helenens

und richtete seine Blicke unausgesetzt in der Richtung durch die Nacht, von woher der stille Atem seines Kindes kam. Es blieb finster. Nicht einmal das weiße Kissen, geschweige die Umrisse des kindlichen Kopfes waren wahrzunehmen.

„Na also!" sagte der Sintlinger enttäuscht zu sich. „Da haben wir's. Gehn wir nun schon schlafen."

Aber auf einmal hörte er, daß die Atemzüge Helenens schneller und schneller wurden, unruhig und unregelmäßig. Darauf fing sie an, sich zu wälzen, und stieß ein gähnendes Seufzen aus.

Und dann geschah das für ihn Unbegreifliche.

Er sah nämlich die Augen Helenes unter sich, nicht in ihrer Farbe und der deutlichen Wölbung der Augäpfel. Sie schwebten mit dem ungewissen hauchenden Lichte ganz ferner Sterne in der Finsternis, bewegten sich wie suchend hin und her, erloschen, wenn die Lider über sie sanken, und standen dann wieder lange still in einem rätselhaft dunstigen Leuchten.

Der Sintlinger wußte nichts von der Eigentümlichkeit mancher Menschenaugen, die Helle, die sie am Tage in sich aufgesogen haben, im Dunkel wieder auszustrahlen, sondern nahm es als den sichtbaren Beweis der geheimnisvollen Sehkraft seines Kindes, der ihm jetzt eben geschenkt worden war, da er im geheimen sich zweifelvoll mit den Behauptungen des flüchtigen Rebellen geschlagen hatte.

Er fühlte eine fast körperliche Hand an der Schulter, die ihn sanft zurückschob und zur Tür hinaus in die Wohnstube drückte. Ein Schimmernebel von glückvollem Jubel wogte um seinen Kopf. Mit fliegenden Händen zog er sich wieder an, und als er leise die Wohnstube hinging, war es ihm,

als öffnete sich die Tür von selbst. Die Haustür tat sich auch geräuschlos auf, und bald stand er draußen unter den Hoftorlinden in der verwaschenen Sternenhelle der Nacht. Eben fuhren die Glockenschläge der Hemsterhuser Turmuhr schon ermattet, aber klar durch die hohe Luft über ihm und fielen fern zur Erde. Sie schossen rasend schnell herunter und zerschellten wie an Steinen, so daß der Bauer noch sekundenlang ihre Klangscherben nach allen Seiten tönend durch die Luft sausen oder mehr spritzen hörte.

Mit wachsten Sinnen befand sich der Sintlinger wie mitten in dem spukhaften Weben eines Traumes. Langsam trat er an den Rand des Hofhübels und sah angestrengt auf den Grenzweg hinunter, um herauszubekommen, wo die Töne eigentlich aufschlugen. Längst war die Glocke verstummt, aber er konnte nicht ablassen, hinunterzustarren. Es war ganz still. Nur sein Blut hörte er leise picken. Aber nein! Das waren ja Schritte! Er trat so hart an den Rand des Abhangs, daß er sich an dem Stamm eines Baumes halten mußte, um nicht abzugleiten. Ohne Zweifel! Es kam jemand sprungweise den Grenzweg von Hemsterhus her, immer einige aufgepeitschte Sätze, dann schwere durcheinander taumelnde Schritte höchster Erschöpfung.

„Der Mann, den Helene gesehen hat!" blitzte es dem Sintlinger durch die Seele, und er drängte sein Hirn mit einer solchen Gewalt in die Ohren und in den Blick, daß ihn die Augäpfel von der Anstrengung des Sehens schmerzten. Wie durch ein Wunder konnte er die fahle verschummerte Straße unterscheiden, und bald darauf sah er wirklich den Schatten eines Mannes sich von dem Schatten

eines Baumes lösen und unschlüssig einen Moment auf der Mitte des Weges schwanken.

„Holla!“ schrie der Sintlinger törichterweise hinunter. Da schoß der Mensch schnell wie der Schatten eines Nachtvogels nach dem Walde zu davon, und seine springenden Schritte klangen schwächer und schwächer. Rasch überlegte der Sintlinger, ob er den Abhang hinunter ihm nacheile oder den großen Bogen, den der Grenzweg eines Hügelvorsprunges wegen machen mußte, abschneide und über die „Hohe Kippe“ renne. Er zog den Fuß zurück, den er instinktiv schon zum Schritte vorgeschoben hatte, und lief in weiten Sätzen den Hügel hinauf.

„Und wenn ich bis zum Teiche laufen soll“, sagte der Bauer, und um dem Flüchtling zuvorzukommen, stürzte er sich, als würde er geschleudert, quer über die Wiese hin, wo die Waldstraße mit dem Grenzweg sich vereinigte. Schon war er an der Wegkreuzung und spähte, an seinem Atem reißend, bald nach dem Walde hin, den er als eine finstere Wolke ins Nachtdunkel hineinschwanken sah, bald vigilierten seine Blicke den Grenzweg entlang, der sich aus dem verengten Tälchen wie aus einem riesigen Loche hervorwand.

Nichts zu erlugen!

Alles still wie gefallenes Laub.

Er wartete noch eine Weile und ging dann über den Weg in die Wiese hinein, aber aus keinem anderen Grunde, als um sich niederzusetzen und die Aufregung etwas loszuwerden. Denn mitten in der Wiese war eine Quelle, die einen kleinen Tümpel ins Gras gedrückt hatte, mit dem sie vor dem Weglaufen in der Nähe eines Gesträuchhaufens

stand und sich blank und schwarz umsah. Dort wollte sich der Sintlinger ins Gras legen, seine Gedanken ordnen und die Straße drüben im Auge behalten, wenn ja noch jemand käme.

„Das wär' mir einer!" sann er im Hingehen. „Will Gott zwingen und läuft durch Tage und Nächte wie unsinnig vor Gendarmen und Bauernknütteln davon." Mit einem verächtlichen Lächeln setzte er sich unter den Strauch, langte einen Zweig in die Hand und begann im Weitersinnen die Blätter davon abzustreifen. Allein, es war doch kein rechtes Sinnen, sondern ein traumhaftes Umsichgreifen schwanker Gedankenverbindungen, das in seinem Kopfe hin und her wogte. Ohne den geringsten Grund brachte er den Herner Rebell, den Mann, den Lenchen gesehen haben wollte, und jenen Straßenläufer, dessen Schritte er auf dem Grenzweg gehört hatte, auf eine Person und fühlte sich dabei in einer ahnungsvollen Schicksalsverknüpfung, wie sie nur den Tatsachen eigen ist, die der Traum in unsere Seele stellt, so als liefen alle Wege seines vergangenen Lebens zu diesem Ereignis heran und holten sich aus ihm die Kraft zukünftiger Richtung. Aber mitten in diesem Tiefversinken fiel ihn der Zweifel an, ob er sich nicht überhaupt mit dem Männerlaufen auf dem Grenzwege geirrt habe, und ob es nicht töricht sei, den Bemerkungen seines Kindes soviel Wichtigkeit und vor allem diese Deutung beizulegen. Der Sintlinger ließ den Zweig aus der Hand fahren, daß er klatschend in das Geblätter zurückschnellte, und überlegte sich, daß vielleicht alles, was sein Denken berücke, nur die Folge jener halluzinatorischen Überempfindlichkeit sei, von der er auf allen nächtlichen Streifereien seit jeher geplagt wurde, und beschloß, die aussichtslose Verfolgung

eines wahrscheinlich bloß eingebildeten Mannes aufzugeben und nach Hause zu gehen.

Ehe er sich aber erhob, horchte er noch einmal auf das Quellchen vor sich, das leise pinkte, als klinke jemand vorsichtig eine winzige unterirdische Tür auf, dann schluckte es an verfangenen Wellchen, und manchmal ging gar ein schwaches Blasen von ihm aus, mit dem es durch das Gras raschelte. „Vielleicht hat alles denselben Lebenshauch wie wir Menschen", sann er, „der Stein, die Pflanze, der Boden, das Wasser", ließ sich auf seine Hände nieder und beugte sich horchend ganz nahe an die Quelle heran.

Aber er mußte schreckhaft zurückfahren.

Denn da lag ja ein Mann lang im Grase wie niedergestoßen, den Kopf nahe am Tümpel, aus dem er wohl hatte trinken wollen. In diesem Augenblick mußte ihm die Besinnung geschwunden sein, denn das Gesicht lag schlaff auf die Seite gesunken, die Arme matt in die Halme gestemmt. Er lag regungslos, und sein Atem strich ab und zu leise, aber hörbar durchs Gras.

„Das ist ja der Niemand-Alb", zuckte es als greller Glast durch den Bauern, „was soll das bedeuten? Da ist ja mein Weib, mein Kind, mein Hof, alles verloren, ich selber." Der Sintlinger saß im ersten Anprall einer unbeherrschbaren, sinnlosen Furcht strack aufrecht und vermochte sich nicht zu rühren. Aber schon im nächsten Moment hatte er sich wieder in der Hand.

„Was wollen Sie denn hier?" rief er laut.

Der Fremde rührte sich nicht.

„He! Sie! Stehen Sie auf!" Er packte ihn an der Schulter und rüttelte ihn.

Der Unbekannte stieß ein tiefes, langes Stöhnen aus, kam aber nicht zu sich.

„Das ist ja nur ein Betrunkener!" lachte der Sintlinger endlich spöttisch auf, gab ihm einen derben Schlag auf den Rücken und rief anfeuernd: „Also hopp! Los, Alter!"

Da ging ein langsames, schweres Zusammenraffen durch den großen Körper des Daliegenden. Taumelnd und unsicher kam er zur Höhe, setzte sich auf und verharrte dann mit zurückgesunkenem Kopfe eine Weile, wie um sich von der Anstrengung des Emporrichtens zu erholen.

Der Sintlinger konnte in dem Sternenlicht die Züge seines Gesichts nicht recht erkennen. Er sah bloß eine fast zu hohe, mächtige Stirn, wie eine blasse, zerfurchte Knochenwand, eingesunkene Wangen, einen langen, verwühlten Vollbart und darein einen schmerzvoll gepreßten Mund gegraben.

Jetzt hob der Fremde den Kopf aus dem Nacken und starrte nach allen Seiten suchend ins Dunkel.

Er bemerkte jedoch den unter dem Strauche sitzenden Bauer nicht, bewegte müde das Haupt und sagte fast unhörbar im Anklingen an einen ihm unbekannten Dialekt zu sich: „Nein. — — Nein. — — Es war nichts ... Ich werde noch ein wenig schlafen ... schlafen ... schlafen, bloß schlafen ..." Dann ließ er sich mit einem schmerzvollen Atemzuge wieder zusammensinken.

„Faber ..." sagte der Sintlinger ergriffen und unsicher.

Der Fremde bewegte zustimmend den Kopf und sagte: „Ja, ja ... 's ist gut. Ich weiß, daß du da bist. Aber laß mich jetzt. Schlaf du, schlaf. Du hast's nötig."

Der Bauer konnte aus diesen rätselhaften Worten weder

erkennen, ob der Unbekannte wirklich Faber sei oder irgendein Fremder, den ein geheimer Gram durch die Nacht trieb, noch auch, ob seine Worte an ihn gerichtet waren oder das Selbstgespräch eines Übermüdeten seien.

Ohne diese Möglichkeiten in sich zu einer klaren Einsicht zu schlichten, handelte der Sintlinger nach dem Drange, der ihn bewegte, seit er des Herner Bergmanns unbegreifliche Worte über Gott gelesen hatte, und nahm den Wunsch, mit dem seltsamen Manne darüber streiten zu können, für dessen Erfüllung.

Deswegen sagte der Bauer nach einer Pause:

„Aber du bist fortgelaufen."

Der Fremde antwortete aus dem Halbschlaf:

„Das weißt du ja, daß ich dich aus Menschenmitleid habe laufen lassen."

„Aus Schwäche bist du fortgerannt, aus Feigheit", sagte der Sintlinger, der zu ahnen begann, daß der Fremde nach der Art Halbträumender mit sich als einer anderen Person redete.

„Ganz recht, ganz recht", entgegnete der Unbekannte, „wegen der Schwachheit der anderen. Denn du bist stark genug, fremdes Unrecht zu tragen. Sei aber jetzt still, schlafe und gräme dich nicht fortwährend."

Nun war der Sintlinger sicher, daß der Flüchtling kein anderer als Faber sein könne.

„Mensch", sagte er deshalb, „Mensch, das ist eine Lüge in deinen eigenen Hals hinein. Du hast Angst vor deinem Tode." Auf diese Worte schrak der Fremde aus seinem Schummern auf, sprang mit einem Satze auf die Füße und sah sich hastig atmend um.

„Das kann ich nicht sein", sagte er murmelnd zu sich. Dann sprach er lauter:

„Ist jemand da, so melde er sich."

Seine Stimme hatte sich verwandelt, sie war voll ergreifender Sicherheit.

Der Sintlinger erhob sich etwas betroffen und trat aus dem Schatten des Strauches heraus, einen Schritt ihm entgegen.

„Hier bin ich", sagte er dabei.

„So, so", sprach Faber ruhig und maß ihn durch das Dunkel. „Wer bist du?"

„Ein Bauer."

„Aus der Gegend?"

„Ja, hier herum zu Hause. Und du? — Bist du nicht der Bergmann aus Herne, der die Leute aufredet und dann fortläuft?"

„Und deswegen verfolgst du mich und lauerst mir in der Nacht auf?" antwortete Faber ausweichend mit gütigem Verweisen. „Nicht jeder, der läuft, läuft vor sich. Ich habe keine Angst. Aber mir tun die leid, die mich verfolgen, und ich muß sie davor bewahren, unrecht an mir zu tun."

„Fällt mir gar nicht ein, daß ich dich fangen wollte", erwiderte der Sintlinger, von etwas Abgründigem in den Worten, noch mehr in der Stimme Fabers angeschüttert und doch zugleich durch einen Stolz des Fremden verletzend beiseite geschoben, daß er sich mit seinem alten, schneidigen, fast verächtlichen Aufbäumen dagegen wehrte. Aber Faber überhörte das beleidigende Losfahren des Bauern vollkommen und antwortete ruhig: „Also, wenn du mir nichts antun willst, dann geh und laß mich allein. Ich bin müde

von der Jagd nach mir und will einen Augenblick schlafen. — Laß mich! Wenn es Zeit ist, werde ich tun, was notwendig ist. Gute Nacht, Mann!"

Während der letzten Worte hatte sich Faber wieder niedergelassen und auf dem Boden ausgestreckt. Den Nachtgruß rief er dem Bauern schon im Liegen zu. Dann schob er den Arm als Kissen unter den Kopf und kümmerte sich um den Sintlinger nicht mehr.

„Wenn du nicht mehr wolltest, als in der Nacht auf der Wiese zu schlafen, so hattest du doch nicht nötig, tausend Leute aufzurühren!" rief der Heiligenbauer höhnisch.

Der Fremde schwieg.

„Geh! Du!" rief er von neuem grimmig. „Ja, jetzt ist dir der Mund zugewachsen! Wo ist denn deine Gewalt, du, Prahler, mit der du Gott zwingen kannst, wenn du in der Not nichts kriegst als — Schneiderbeine."

Faber erwiderte noch kein Wort auf den Schimpf, und der Bauer geriet immer mehr ins Unrecht. Und je mehr er das empfand, um so heftiger übermannte ihn sein ungebändigtes Temperament. Aber er erreichte mit seinen Angriffen doch nichts, als daß er selbst immer haltloser und unsicherer wurde, während des anderen Macht wuchs.

Bald befand er sich in einer Art Notwehr, weil er fühlte, wenn der Mann aufstand und davonging, ohne daß er ein entscheidendes Wort zu ihm geredet hatte, dann war er ganz gewiß gezwungen, ihm nachzufolgen und zu bleiben, bis er zu ihm gesprochen hatte.

Es kam eine förmliche Angst über den Bauern, daß er nicht mehr Herr seiner klaren Überlegung blieb. Seine Worte fuhren über seine Lippen, als blase er Feuer. Er

lüftete schon die Verschnürung geheimster Überzeugungen und gab den Schimmer und die Luft manches versteckten Winkels aus seinem Leben preis.

Faber trat trotzdem mit keiner Gebärde aus seinem Schlafzustand heraus, strömte aber immer fühlbarer ein rätselhaft hohes Mitgehen aus, das den Sintlinger in immer neues Bekennen führte.

Unter Widerstreben und in Bedrängnis, den „Streifer" dennoch ins Unrecht zu setzen, ließ der Heiligenbauer Hülle um Hülle seines Lebens fallen und näherte sich der tiefsten Umwandlung seines Daseins, dem Geheimnis, das durch sein Kind über ihn gekommen war.

Das aber wollte er sich nicht entreißen lassen, konnte jedoch nicht verhindern, daß er an diese Erneuerung seiner ganzen Welt heranstreifte, indem er von einem Blick sprach, der hinter alle Wesen zu dringen imstande sei.

Bei diesen Worten schnellte Faber unvermutet wieder in die Höhe und bestärkte den Sintlinger damit in der Annahme, daß er die ganze Zeit über sich nur schlafend gestellt hatte. Das Emporrichten des großen Mannes war so machtvoll, und er sah dann in einer so ungeheuerlichen Art nach ihm hin, daß der Heiligenbauer, sich plötzlich in seinen eigenen Worten nicht mehr zurechtfindend, verstummte.

„Mein Lieber", sagte Faber über ein kleines Sinnen hin leise, „du bist ein großes Stück vorwärtsgekommen. Gewiß. Aber hüte dich. Denn du hast eine Natur, daß du am Ende in eine Not und Irre geraten wirst, die größer ist als die, aus der du gekommen bist."

„Warum?" fragte der Sintlinger mit furchtsamer Ironie.

Faber wiegte verneinend sein Prophetenhaupt, und als der Heiligenbauer in ihn drang, es ihm ruhig zu sagen, denn er sei kein Zwirnfaden, den man mit zwei Fingern auseinander reißen könne, gab ihm der Faber einen Bescheid, den der Sintlinger für vollkommen töricht hielt. Er sagte etwa: es könne nicht fehlen, daß es ihn am Ende in einer furchtbaren Mühle wirbeln werde, weil er überall, wohin ihn das Sinnen führe, sich immer selbst mitnehme, sogar zu seinem Gott hinein.

Besonders die Sätze, mit denen er endete, sprachen allem Hohn, was der Sintlinger bis jetzt gehört hatte. Faber sagte: „Das Wissen um das Denken hat mehr Seelen zerstört, als Schwerter seit jeher Menschen erschlugen. Wer weiß, ohne es zu denken, und fühlt, ohne es zu fühlen, allein jener denkt und fühlt das ewig Denkens- und Fühlenswürdige. Das Wissen des Denkens gleicht dem Blick, der eine Kugel von außen sieht. Das Denken ohne Bewußtsein erlebt die Bewegungen des Weltalls und das Gefühl, das sich nicht kennt, die Empfindungen Gottes."

Dies schien dem Bauer eine ausbündige Verrücktheit zu sein. Überhaupt endete diese Unterredung in einer so grotesken Weise, daß davon alles Schwere und Tiefgreifende vorher in die Unwahrscheinlichkeit eines bloßen Traumerlebnisses getaucht wurde.

Denn der Laut von Fabers Stimme klang noch in der stillen Nachtluft, da ertönte aus der Ferne des Sintlingerschen Waldes ganz schwach das Traben von Pferdehufen und kam schnell näher.

Dem noch eben so überlegenen Gottbezwinger riß das Geräusch den Kopf herum und stürzte ihn unversehens in

die alte Angst. Er begann zu zittern, sein Atem pfiff, vergeblich rang er nach Festigkeit, wie es dem Heiligenbauer schien. Plötzlich streckte er beide Hände wie um Hilfe flehend nach ihm aus und stotterte: „Bauer ... Bauer ... Menschenbruder ... hörst du ... da kommen sie schon wieder ... Bauer! ..."

Vor diesem jammervollen Zusammenbruch bemächtigte sich des Sintlingers die alte beißende Ironie. Er riß seinen Geldbeutel aus der Tasche und drückte ihn dem Flüchtlinge mit den spöttischen Worten in die Hand: „Ja, ja. Lauf, was du kannst, armer Schelm! Und da nimm noch eine Wegzehrung zu deinem Gott mit."

In diesem Augenblicke prallten die Hufschläge, die er vorhin vernommen hatte, eben laut ins Freie. Faber sprang mit einem Heuschreckensatz auf und lief geduckt dem Walde zu, in dem sich bald leises Knacken eilig weiterwand und erlosch.

Drüben an der Straße klapperte es eilig stolpernd herbei, stutzte an der Wegkreuzung einen Augenblick und trabte dann schneller weiter.

Das Pferd schnob; der unförmliche Schattenballen seines Leibes wogte vorüber; einigemal zuckte ein schwaches Schimmern vermutlich vom Helme des Gendarmen auf. Dann verloren sich die Hufschläge in dem finsteren Tunnel des Tälchens nach Hemsterhus und waren bald hinter dem Vorsprung des Sintlingerhübels im Nachtschweigen untergegangen. Den Bauern aber fiel plötzlich ein Lachen an über den Herner Rebellen, der wie ein Riese aus der Nacht getaucht, dann so kläglich davongelaufen war, und über den Gendarmen, der ihn so töricht verfolgt hatte.

Fünftes Kapitel

Der Sintlinger traf am anderen Morgen den alten Zenker nach manchem vergeblichen Suchen in der Siedekammer, wo er auf der Siedelade saß und mit grauem, versunkenem Gesicht auf einen Haufen alten Plunders sah, der vor seinen Füßen auf dem Boden lag: ein Paar rötliche, knochenharte Langschäfter, eine ausgediente Stalljacke, ein zerwundenes Halstuch und einiges Riemzeug.

Beim Eintreten des Herrn hob der Schaffer den Kopf und nickte ihm zum Gruß spöttisch lächelnd entgegen: „Ja, ja, lach' nur, Bauer! Mit Fetzen fängt das Leben an, mit Fetzen hört es auf. Unmächtig bin ich auf den Sintlingerhübel gekommen, unmächtig steige ich wieder runter. Es dreht sich alles. Was grau angefangen hat, muß grau aufhören. Das darf wohl nicht anders sein bei unsereinem! Aber dazwischen war's doch manchmal schön und licht, nicht, Bauer?"

„Da willst du also richtig fort?" fragte der Sintlinger.

„Ob ich will, das springt auf einem anderen Stein", antwortete Zenker. „Es tut mich von selber naus."

Damit rückte er auf der Siedelade ein Stück hin, und der Sintlinger setzte sich neben ihn.

So sprachen denn die beiden den Entschluß des Alten

durch, daß er bei seiner Querhovener Schwester sich ein paar Wochen und, wenn's sein müßte, Monate, mit Sitzen und Liegen in Wärme und Ruhe von seinem Schaden erhole; man streifte plaudernd in diese und jene Gegend der Vergangenheit, und der Heiligenbauer zerstreute die Wolken, die dem treuen Dienstmann die Entfernung vom Hofe wie einen Abschied für immer erscheinen ließen, und sagte ihm so viel Liebes und Tröstliches, daß Zenker wieder Mut faßte.

„Nein, nein!" rief der Alte endlich lachend aus, „so meinte ich's eigentlich auch nicht. Los werdet ihr mich alten Brockenierer und Knurrer nicht ganz. Darauf verspitzt euch nur nicht. Eh' der Winter kommt, brumm ich schon wieder durchs Haus."

Dann verhandelten sie noch über den Schwestersohn, den Gottlieb Meixner, und Zenker lobte ihn mit kargen Worten als einen fleißigen, verläßlichen und brauchbaren Burschen, dem das einzige von seinem Vater und seinem Onkel, dem Prahlmeixner, anhänge, daß er manchmal sozusagen ein verrücktes Trillern kriege. Aber dann brauche man ihm bloß die Kandare zwischen die Zähne zu reißen, auf einen derben Rucker nur, so fielen die bunten Meixnerfetzen ab, und das Zenkerblut käme wieder obenauf.

Ja, es sei schon seltsam, meinte der Sintlinger, was so Väter Kindern mitzuspielen imstande seien, wenn die sich nicht selber einen Tisch aufzustellen wüßten mit eigenem Essen darauf. Da stoße ihnen sonst jedes Gericht auf, an denen sich Vater und Großvater je einmal den Magen verdorben habe. Ob es mit dem Meixner-Elis — er hieß Elias — noch lange dauern werde? Damit meinte er den einzigen Querhovener Großbauern.

O ja, antwortete Zenker, wisse denn der Bauer nicht, daß es ihm jetzt wieder ganz besonders gut ginge, und ganz Querhoven stinke vom Meixnerhofe her Sonntag und Woche nach Braten und Wein, und der Prahl-Elis fahre, daß den Pferden die Hufeisen in den Schwänzen hängen blieben. Denn im Vorjahr sei der kreuzlahme Bruder der Frau gestorben, der kranke Geizkragen, dem eigentlich von Rechts wegen der ganze Hof und alles gehört habe.

Nun ständen die Talerkisten fortwährend auf, und wo sich Meixner nur bücke, falle ihm Geld aus der Tasche.

Die beiden redeten über den wirren Großbauern von Querhoven noch manches hin und her und kamen so auf Umwegen wieder auf den Fortzug des alten Wirtschafters, dessen Umstände sie dann ganz genau festlegten.

„Gut, da wär' also alles abgemacht", sagte der Sintlinger am Ende und erhob sich. „Der Gottlieb kutschiert dich gegen Abend hinüber und bringt sich bald auf dem Rückwege seine Sachen mit, und dein Lohn geht weiter. Merk' dir's, Zenker, du gehörst zu uns!"

Er versetzte dem Alten einen herzlichen Schlag auf die Schulter und verließ ihn schnell, denn er sah, wie der gute Graukopf, von Rührung übermannt, fahl dastand und in Wut auf seinen Zahnstummeln herumbiß, um das Wasser nicht aus den Augen zu lassen.

„Gottlieb ist auf der Hinterwiese", rief er dem Sintlinger in grimmiger Gepreßtheit noch nach. Dann packte er die alten Langschäfter, hieb sie krachend neben der Siedelade auf den Boden und sagte: „Die Knochen zerschlag ich dem, der an unsern Herrn 'ran will."

Als der Heiligenbauer auf der Waldwiese anlangte, lag

der größte Teil schon niedergemäht, in Schwaden, und der Bursche ließ die Sense noch immer tanzen, als habe er sie eben erst in die Hand genommen. Schlechte Mäher stehen steif und rupfen mit der Sense an dem Gras herum wie eine alte zahnlose Kuh. Der gute Mäher überläßt sich eigentlich mehr diesem Schnittmesser an dem langen Stiel. Er tut nichts hinzu. Nach kurzer Zeit wird die Sense von dem Sausen gepackt, das in ihr ruht. Dieser Schwung geht in den Mahder über, daß er mehr wie ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln über die Wiese wogt. Der Sintlinger näherte sich dem Burschen, ohne von ihm gesehen zu werden. Jetzt, da er bei ihm stand, berührte er von hinten seine Schulter, und Meixner riß die Sense aus dem Schwung und stellte sie lächelnd mit dem Stiel auf die Erde.

„Na, wird's auf dem Sintlingerhof gehen, Meixner?" fragte der Bauer.

„Wegen mir schon", antwortete Gottlieb lächelnd.

„Aber Harmonikaspielen macht sich schon leichter, was?"

„Eins ums andere, wie's kommt."

„Und wenn das Mutterbändel nun zerreißt?" fragte lächelnd der Sintlinger, weil Gottlieb sein Leben noch nicht aus Querhoven herausgekommen war.

„Na, da denk' ich, bleiben meine Hosen schon trocken", antwortete Gottlieb schlagfertig.

Nach dieser fröhlichen Einleitung kamen die beiden wegen des Lohnes überein. Der Bursche erhielt sein Handgeld und wurde davon verständigt, daß er heute schon antreten könne. Meixner war kurz, klar, mit einer Neigung zu spöttischer Versteckheit. Auch beim Ernst flog ein komisches Jucken durch sein sehr großes, hügelig unregelmäßiges Ge-

sicht. Besonders seltsam waren die Augen. Von Geburt etwas schielend, lagen sie in tiefen, übergeräumigen Höhlen, klein, dunkel, voll jagender Unruhe. Damit musterte er den Heiligenbauer, von dem er schon so viel gehört hatte, jedesmal, wenn der Sintlinger den forschenden Blick von ihm abwandte. Dann schossen die Augen mit stechendem Zupacken vor und sprangen sofort, wieder in Schüchternheit verfallend, zurück, wenn ihn der Heiligenbauer ansah.

Im allgemeinen gefiel Meixner dem Bauern, und dies seltsame Gehaben im Gesicht erklärte er sich mit den verborgenen Wirbeln, von denen der alte Zenker gesprochen hatte. Es wird sich schon alles fügen, dachte er, und wenn nicht, so sind wir ja nicht verheiratet.

„Passiert ist sonst nichts?" fragte der Sintlinger am Ende und überschaute mit heimlichem Staunen den Ort, wo sich vor Stunden erst das Erlebnis mit Faber abgespielt hatte.

„Passiert?" Gottlieb kehrte ihm etwas verdutzt das Gesicht zu. „Na ja, ich meine bloß so", sagte der Bauer lächelnd, nickte zum Gruß und schritt der Straße zu. Dort ging er unauffällig eine kleine Strecke nach dem Walde zu und suchte nach den Spuren des Landreiters, der in der Nacht vorübergetrabt war. Aber in dem zermahlenen Staube hatten diesen Morgen schon so viele Gefährte die Bandspuren ihrer Räder und Huflöcher der Pferde eingegraben, daß nichts zu entdecken war.

„Von der Erde verschwunden", sann der Sintlinger, „so soll's auch bleiben." Dann kehrte er sich um und ging langsam auf dem Hemsterhuser Wege seinem Gehöft zu. Und

während er säumig vorwärts kam, ließ er in läßlichem Erinnern seine Gedanken in die Nacht zurücksinken und konnte sich eines bitteren Gefühls gegen sich plötzlich nicht erwehren, so, als habe er unedel gegen Faber gehandelt, ja sogar in der bösen Härte seiner früheren Zeit.

Aus diesem Verlieren weckte ihn der Knall einer Peitsche, und als er den Kopf hob, sah er sich mitten auf dem Grenzwege hart vor zwei Pferdemäulern stehen, die ihm den warmen Brodem ins Gesicht bliesen. Zugleich erscholl ein rumpelnd-tiefes Gelächter und spöttisches „Holla!"

Der Sintlinger sprang zur Seite und erkannte den alten Brindeisener, der wie ein riesiger Haufen Klobenholz auf seinem Bretterwagen hockte, und dahinter gewahrte er den kleinen Peter.

Schnell gefaßt trat er mit einem Lächeln an den Wagen, um gleich über den ärgerlichen Handel zu reden, der gestern abend von seinem Gesinde ohne sein Zutun angerichtet worden war. Die Männer hatten sich kurz die Hände gereicht, und obwohl aus den Augen des alten Fremdbauern nicht einen Augenblick das hämische Bohren wich, beruhigte er das Bedauern des Sintlingers mit achtlos gleichgültigen Worten, doch so, als lohne es sich weder zu zürnen noch zu verzeihen.

Da sei ja weiter nichts zu reden, meinte er, aus einem Steinbruch fallen eben grobe Brocken, und ein Luder stinke halt schon. Das sei einmal nicht anders auf der Welt.

Dabei knurrte er wieder sein höhnisch-gutmütiges Gelächter, sah mit Geringschätzung auf den kleinen Brindeisener herab und bemühte sich nicht im geringsten, seinen Nachbarn ausdrücklich von dieser beleidigenden Entschuldigung

auszuschließen. Alles, was er zur Abschwächung seiner Worte tat, bestand in der zornigen Aufwallung gegen seinen Jungen, der eigentlich an diesem neuerlichen Hofzank allein die Schuld trage. Denn das könne man ihm glauben, geschickt sei er zu dem Spionieren von niemand worden. Er sei nur immer von einem unnötigen Schweifen und Herumlugen besessen, treibe allerhand unnötiges Gehaben, schwätze, singe, springe, quirle umher und mache alles, nur nicht, was ihm befohlen werde. Und wenn er sich wieder einmal drüben um den Hof drücke, so solle man dem Rangen mit der Peitsche Beine machen.

Der kleine Peter hatte sich während der Strafpredigt seines Vaters unauffällig immer weiter auf dem Brette gegen das hintere Ende des Wagens fortgeschoben und wartete offenbar nur auf den Moment, in dem der alte Bauer versuchen würde, seinem Groll einen handgreiflichen Abschluß zu geben. Der eine Fuß des Knaben stand schon fluchtbereit auf der Hemmschraube, und seine Hände saßen zum Abspringen gefaßt mit entschlossenem Griff am Rande des Seitenbretts, auf dem er gelockert saß. Seine großen, weißblauen Augen, von zurückgehaltenen Tränen noch glänzender gemacht, gingen ungeduckt zwischen seinem Vater und dem Sintlinger hin und her und ruhten mit erstauntem Verwundern immer ein wenig länger auf dem tiefen, ruhigen Gesicht des Heiligenbauern. Der Junge hatte ein freies, sympathisches Wesen, sogar jetzt, da ihn ein furchtvolles Lauern beherrschte.

Als darum der Brindeisener das böse Brummen seiner Strafpredigt beendet hatte, trat der Sintlinger an den Jungen heran, strich ihm einmal über den blonden Scheitel

und tröstete ihn gütig, denn gar so schlimm werde es von seinem Vater ja wohl nicht gemeint sein.

Die unerwartete, ihm ungewohnte Güte erschütterte den Knaben so, daß er die Hand des Heiligenbauern mit beiden Händen ergriff und leidenschaftlich preßte. Der Brindeisener aber, der das sah, lachte rauh auf, versetzte den Pferden plötzlich einen tüchtigen Hieb und murmelte, schnell davonfahrend, allerhand Verächtliches über „solch Sintlingersches Gefimper" vor sich hin.

Der Heiligenbauer stieg kopfschüttelnd über soviel dumpfes, hartes Leben zu seinem Hofe hinauf.

Am Nachmittage desselben Tages lud der alte Zenker seine Habseligkeiten auf, nahm Abschied von allen auf dem Sintlingerhofe und ließ sich von seinem Neffen hinüber nach Querhoven fahren. Er hatte versprechen müssen, wenn es ginge, manchmal herüberzukommen und sich so zu pflegen, daß er vor dem Einwintern wieder seine alte Stelle einnehmen könne.

In der Nacht dieses Tages drückte sich der Sintlinger immer vergeblich bald auf dies, bald aufs andere Ohr und konnte nicht schlafen. Jetzt hörte er es leise die Bodenstiege herabkommen. Nun stand es draußen in der Stube, und es war ihm, als stecke er hinter der Tür und lausche selber mit ruhlosen Ohren auf seine eigene Schlaflosigkeit. Er zündete Licht an und sah nach Johanna und nach Helene, weil er glaubte, sie lägen mit wachen Augen und spähten in die Nacht. Aber um seines Weibes Mund spielte ein halbes Traumlächeln, und das Mädchen schlief verklärt wie atemlos.

Er löschte das Licht wieder aus und grub den Kopf tief in die Kissen. Es nutzte nichts. Das unbegreifliche Horchen ließ nicht ab von ihm. Endlich merkte er, wie der Wind sich aufmachte, seufzend um die Ecken strich und dann mit leisem Brausen in den Bäumen des Gartens wühlte. Jetzt glaubte er, würde es ihn wohlig auslöschen. Aber plötzlich hörte er, wie am Hoftor gerüttelt und gleich darauf einigemal wie mit der Faust gegen Holz geschlagen wurde. Geräuschlos wand er sich aus dem Bett, zog sich notdürftig an und ging durch die Haustür über den Hof. Das Tor war geschlossen. Kein Laut rührte sich, und doch schien es ihm, jemand stehe draußen und warte mit bebenden Knien und zitternden Kinnladen, daß man öffne und ihn hereinlasse. „Wer ist denn draußen?" fragte er gedämpft. Es antwortete nicht, und als er das Türchen öffnete und vor sich hinlangte, griff er in die leere Nacht. Das war so schmerzhaft, daß er behutsam die kleine Tür wieder schloß und in die Stube zurückkehrte. Dort setzte er sich im Finstern hinter den Tisch und war ganz erschüttert.

Auf einmal, ohne daß er wußte, wie ihm geschah, legte er die Hände vors Gesicht, beugte sich auf das Sitzbrett und sagte: „Alles ist wahr. Ich brauch' keine Sorge zu haben. Ich hab' recht. Ich allein ... nicht du, Faber, und du ... wahrhaftig nicht ... wahrhaftig nicht!" ...

Stundenlang rang er mit dem Riesenschatten des Herner Flüchtlings, bis ein Licht um ihn aufging, eine stille, grenzenlose Helle, in die sich sein Schlaf verlor.

Am anderen Morgen fand ihn Johanna, die Arme auf den Tisch gelegt, im tiefen Traum.

Als sie ihn weckte, hob er das überwachte, blasse Gesicht

und sah sie so an, als werde er zu einem Bekenntnis gedrängt. Aber da sie ihn fragte, was es gäbe, stand er auf und kleidete sich rasch vollends an. Dann ergriff er ihre Hände und führte sie schweigend aus dem Hause über den Hof, tief ins Feld hinaus.

Als nichts mehr um sie war, wie das frühleise Rauschen der Ähren neben und der blasse Lichthimmel über ihnen, stand er still und schickte sich zum Reden an.

Doch er brachte nichts über die Lippen, als daß er jubelnd ein paarmal ihren Namen rief: „Johanna, Johanna!" Dann mußte er schweigen und schloß sie erschüttert in seine Arme.

Und nachdem er sich etwas gefaßt hatte, bat er sie, zurück in den Hof zu gehen und sich nicht zu besorgen. Er sei nichts als glücklich, wirklich glücklich, und *sie* sei auch darin, *sie* und alle Sintlinger.

Das erstemal in ihrem Leben sah Johanna etwas wie den Glanz hervordrängender Tränen in seinen Augen und verließ ihn mit dem Verwundern, daß so schnell das alte, unbegreiflich-leidenschaftliche Herz ihres Andreas wieder erweckt worden war. Beim Zurückwenden sah sie seinen besonnten Scheitel in den Ähren, so als schwebe eine schwarzgoldene Kugel über die fahle Getreideweite.

Wie groß sein Glück war, geht aus einer Stelle seiner Tagebuchblätter hervor, die nur in dieser Zeit des angespannten Ringens entstanden sein kann, aus dem Kampf mit Faber in einer glanzvollen Lebenshöhe alles neu wiederzufinden, was die unerhörbaren Räder des Schicksals auf dem Sintlingerhofe Wundersames zurechtgemahlen hatten. Auch jener, der nicht die geringste Kenntnis der Er-

eignisse jenes Lebensabschnittes besäße, würde fühlen, daß den Bauer eine neue, höhere Woge seines Geschickes erfaßt habe. Für den aber, der seine Tage am Pulsgelenk hält, tut sich ein Ausblick in jene nur dämmernd erleuchteten Gebiete auf, wo, gleichsam hinter dem Rücken des Daseins, die irdischen Kräfte der Menschen gegeneinander abgewogen werden. Durch den bloßen Vorübergang des Riesenschatten Fabers war ein neuer Geist über den Heiligenbauer gekommen, der ihn wider Willen in die Gewalt des Mannes zog, den er einen Überwundenen nannte. So ganz anders auch im Wortfall nimmt sich diese Eintragung aus.

Die Sätze lauten:

„Wird ein Mensch geboren, so fängt im selben Augenblick ein Zweigeläut an. Eine Glocke läutet unten, eine oben; eine gleichsam in der Erde, eine, wie die Leute sagen, im Himmel. Dieses doppelte Geläut hört nicht auf, solange wir leben. Und je nachdem der Mensch mehr die Glocke von droben oder von drunten hört, ist er gut oder böse, groß oder klein, geht es mit ihm bergauf oder bergab.

Manche Menschen aber verüben in der Mitte ihres Lebens mit ihren Geschäften oder mit ihren Leidenschaften, ja, manche gar bloß mit ihren Gedanken einen solchen Lärm, daß sie der Klang der beiden Glocken nicht erreichen kann. Solche stecken mitten in der größten Not, von der ein Mensch hier auf Erden befallen werden kann. Sie haben den Weg verloren. Wenn sie in den Spiegel sehen, erscheint ihnen ein fremdes Gesicht. Denn sie verstehen nicht mehr ihren eigenen Handel, wenn sie etwas tun, ihr Eigenwort, wenn sie etwas reden, und ihre eigenen Gedanken, wenn sie sinnen. Das ist der Acker, auf dem Narren wachsen, als

wären es Weise. Verlaufene wollen dann andere führen, und die unter die Räder geraten sind, beeilen sich um gute Ratschläge für Gestrauchelte.

Denn es gibt wahrhaftig Leute, die durch alle Arbeit in ihrem Glück es zu nichts bringen, als sich wie ein Räuber im Dunkel fortwährend selber anzufallen und auszuplündern. Die sind auch wie Bergwasser, die immerfort stürzen müssen, wenn sie am Leben bleiben wollen.

Lenlein, ich bin auf dem rechten Wege, ich bin auf deinem Wege!

Lenlein, ich hör' es läuten! Aus der Höhe hör' ich es läuten...!"

In dieser Sonnenluft schaffte der Heiligenbauer an seiner Ernte und konnte nicht Mühe genug kriegen. Wenn die Knechte und Mägde am Abend wie betäubt vor Müdigkeit dem letzten Fuder nachgingen, erwischte der Sintlinger bei der Heimkehr noch sein Kind und schwang es und spielte mit ihm durch den Garten.

Von Hemsterhus hörte er nicht mehr als den Laut der Turmglocke, und an der Welt interessierte ihn nur das Wetter. So kam es, daß sein lichtbenebeltes Auge auch nicht nach einer Seite sah, wo sich ein Vorgang abspielte, der seiner Sicherheit mindestens übel aufgestoßen hätte, wenn er bis auf den Sintlingerhübel gedrungen wäre.

Etwa drei Wochen nach des Heiligenbauers nächtlichem Abenteuer auf der Wiese stand in den Zeitungen die Nachricht, daß der spurlos verschwundene Führer der Herner Rebellen, der steckbrieflich verfolgte Faber, sich von selbst in Neustadt, einer kleinen zwischen Koburg und Sonne-

berg liegenden Stadt Thüringens, dem Gericht gestellt habe. Freilich hatten alle Zeitungen diese Notiz mit kleinem Druck in dem unauffälligsten, versteckteſten Winkel ihres Blattes gebracht, weil inzwischen das ganze lärmende Lügengebäude über Faber zusammengebrochen war, an dessen phantastischer Front aus jeder Redaktion einer und wenn auch nur als Putzer mitgearbeitet hatte.

Niemand tritt sich gern selber auf den Fuß.

Und einen Monat später tauchte kurz die Nachricht auf, Faber sei unter Anrechnung der Untersuchungshaft wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses zu drei Wochen Gefängnis verurteilt worden. Und die ganze Presse schwieg über dieses Verlegenheitsverdikt eines deutschen Gerichtes. Nur eine sozialdemokratische Zeitung brachte einen Artikel: „Der Verknarerwahnsinn der deutschen Justiz", der seine richtigen Gedanken durch geschwollenen Radikalismus selbst entwertete.

Indessen hatte der Sommerwind Feierabend auf dem Felde bekommen. Er brauchte die Ähren nicht mehr zu schaukeln, weil ihnen das langsame Reifen zu eintönig wird. Er hatte nicht mehr nötig, die Halme aufzutreiben, wenn sie müde von dem Tragen der immer schwereren Ähre sich auf die Erde lagern wollen. Er streicht müßig umher, pfeift sich leise eins und spielt höchstens achtlos mit den Schwingeln der letzten Haferfelder oder jagt die Vögel durch die Luft, daß ihnen die ersten Wandergedanken kommen.

Um die vielen Dörfer, die man vom Heiligenhofe aus sehen konnte, schwebte ein rötlich-blauer Hauch; denn das Heidekraut blühte. Es war, als sei ein milder, rötlicher

Abendschein auf die Erde gesunken und habe dort Wurzel geschlagen, die Straßen sahen aus wie goldene Bänder, die aus dem Himmel geflattert waren. Die Wälder sangen bei stehender Luft, und das Licht spielte mit klarem Verwundern über diese späte Schönheit um alles, und Bäume, Häuser und Menschen glänzten so, daß man gar nicht daran dachte, sie könnten einen Schatten haben.

Das waren die Tage, in denen Faber das Gefängnis der kleinen thüringischen Stadt verließ. Der Inspektor händigte ihm einen Zehrpfennig aus und stellte dafür die Forderung, daß der befreite Häftling nach dieser unangenehmen Erfahrung sich nicht mehr um das Leben anderer und die Einrichtungen des Staates kümmere, zu deren Besorgung die Behörden eingesetzt seien, sondern auf dem geradesten Wege in die Heimat zu einer nützlichen Beschäftigung zurückkehre. „Vor allem", sagte der Gefangenenaufseher, „werde er im Laufe des Tages von einem der Polizisten noch in der Umgebung betroffen, so könne er nicht dafür gutstehen, daß er gefaßt und per Schub nach Schlesien befördert werde."

Faber sah ihn während des Sprechens unverwandt mit seinen großen, tiefen Augen ins Gesicht, daß der Mann den Blick endlich nicht aushalten konnte und seine klugen, wohlmeinenden Worte wie eine Torheit empfand. Er drehte sich verwirrt weg, und Faber wanderte still lächelnd zur Stadt hinaus. An den letzten Häusern traf er ein armes Mädchen, das in die Schule wollte. Dem schenkte er erst den Zehrpfennig aus dem Gefängnis und überließ sich dann einem wohligen, säumigen Wandeln. Nachdem er so eine Weile unter den vergilbenden Ahornen der Chaussee hingegangen

war, kam er aus tiefen Gedanken zu sich und sah nach der Richtung, in der sein Schatten neben ihm auf der Erde lag. Er erstreckte sich rechter Hand in den Graben und zeigte auf eine Wiese, die sich zwischen Stoppelfeldern nach einem Wäldchen hinwand, das blau in der Ferne stand, und daneben in der Weite blitzte der Turmknopf einer Dorfkirche golden über das Feldergrün.

Faber folgte seinem Schatten, übersprang den Graben und schritt mit dem langen, feierlichen Gange seiner großen Füße die Wiese hinauf. Denn wer in seinem Herzen daheim ist, dem erscheinen alle Orte der Erde gleich gut.

Sechstes Kapitel

Die meisten Eltern sind deswegen zur Erziehung ihrer Kinder so ungeeignet, weil ihre Erinnerung an die Frühzeit des eigenen Lebens nicht mehr den Schwung und Märchenduft, nicht die ahnungsvolle, engelhaft-tiefe Verwunderung des erwachenden Geistes, sondern nur die törichten und rüpelhaften Entgleisungen jener Epoche umfaßt, und die damit in dem allgemeinen Strom der gedankenlosen Überzeugung sich geborgen sieht, als sei das junge Menschenwesen nur ein tölpisches, unvernünftiges Tierlein, das, seinen eigenen Instinkten überlassen, notgedrungen sich in Abwegen verstricken und in Verirrungen enden müsse. Darum besteht die Weisheit der meisten darin, daß sie die Enttäuschungen und trüben Erfahrungen ihres Lebens in ein System bringen, mit dessen Hilfe sie das bunte Schweifen der Jugend bändigen. Die wenigsten Erwachsenen haben eine Ahnung von der beseligenden Zucht, die die Kinder auf sie ausüben, und daß die Welt längst in der Enge nützlicher Klugheit, vorsorgender Furcht und ängstlicher Vertrauenslosigkeit erstickt wäre, wenn nicht die Seelen der Unmündigen immer wieder auf der Erde das Reich göttlicher Weiten sähen und die Menschen durch alle Wände der Welt in himmlische Luft führten.

Der Heiligenbauer war durch sein Wesen und die Ereignisse seines Lebens vor der Gefahr der anderen bewahrt, sein Lenlein durch die Ungerechtigkeiten zu läutern, die die Vergangenheit an ihm verübt hatte.

Denn dieses Kind, das nach der Meinung der übrigen im Glück zu kurz gekommen war, hatte ihm ja gerade die Erfüllung früher, fast vergessener heimlicher Süchte gebracht, aus dem Dasein der großen Menge entrückt zu werden, in welchem Schwäche, Narretei und Bosheit die verborgenen Grundlagen der Menschentugend bilden. Nun ihre geheimnisvolle Sehkraft noch zuletzt den Riesenschatten Fabers zum Kampf und, wie er sicher glaubte, Sieg in sein Leben hereingezogen hatte, war die letzte Wolke vor der Erfüllung seiner tiefsten Sehnsucht geschwunden. Er sah sich auf eine so hohe, sonnige Ebene gehoben, daß man kaum die Welt der Menschen drunten erkennen und keines ihrer Worte hören konnte.

Deswegen bestand die Sorge um das Wohl seines Kindes in nichts anderem, als alles zu vermeiden, was sie aus dem Gebiete ihres eigenen, wundersamen Geistes treiben konnte. Zweierlei sollte nach des Sintlingers Wunsch von Helene ferngehalten werden: das Wissen um ihre „sogenannte äußere Blindheit", wie sich der Bauer ausdrückte, und das Wissen vom Tode des Menschen und jeder Kreatur. Denn der Heiligenbauer hatte es an sich, dem alten Klim und seiner Frau erfahren, in welche Nöte das Menschenleben durch diese doppelte Erkenntnis geführt werden konnte, und er gedachte sie auf eine Zeit hinauszuschieben, die leichter mit dieser zwiefachen Beschwerung fertig wurde. Es sollte auf jeden Fall vermieden werden, daß das Kind

plump und früh in eine Lebensnot gestoßen werde, deren Folgen sich nicht ermessen ließen.

Mit diesen Erwägungen sah er sich im Einvernehmen mit seiner Frau und der alten Trine, der im großen und ganzen die Führung des Kindes überlassen blieb.

Dies alte Menschenwesen stammte wie die meisten guten Dienstboten der Umgegend aus Querhoven; denn das arme, waldversteckte Dörflein besaß durchaus die Kraft, wohlgebildete Kinder in großer Menge ins Leben zu rufen. Aber damit war eigentlich auch seine Gewalt erschöpft. Es gelang ihm auch noch, mit dem gedrückten Rauch der vielen kleinen Hütten, mit dem leisen Gräsergeigen seiner unzähligen winzigen Wasserfädlein und dem unaufhörlichen Waldgebrause, das um das Dorf stand, die Kinder frühzeitig mit bunten, wunderhaften Dünsten zu erfüllen. Ihnen jedoch den Tisch nahrhaft zu bestellen und sich sonst ihres Leibes tüchtig anzunehmen, gelang dem heimlichen Dorfgewese sehr schlecht. Deswegen auch war unter den Kindern die Sitte oder Unsitte, wie man es nennen will, eingerissen, nach Tagen, Wochen und, wenn's hoch kam, wenigen Jahren sich sehr schnell über die Waldwipfel wieder in die Himmelsheimat davonzustehlen. Und wen das Leben gar nicht losließ, der mußte eben sehen, daß er gleich nach der Schulzeit aus dem Dorfe fand, wollte er nicht mit den Zähnen Stroh mahlen wie eine Armenziege und sich mit Luft zudecken, wenn ihn fror. Da stoben denn alle Jahre im Frühlinge die Jungen und Mädchen aus Querhoven heraus in die umliegenden Dörfer und Städte und nahmen nicht mehr mit als ein Pflanzensämlein, einen Hoffnungskranz, mit dem sie flohen, und

das Kerngehäuse ihres Wesens mit Lebenszähigkeit, Menschen- und Gottestreue und einem Glauben angefüllt, der so tief und kraus war, daß sich kein Querhovener je in seinem langen Leben ganz darin zurechtfand. Dazu steckten jedem, der von dem Walddörflein bloß bebrütet worden war, an irgendeiner Stelle seiner Seele Widerhaken über Widerhaken, und wessen Willen darauf bestand, in dieser Gegend mit einem Querhovener zu ackern, der mußte es bald aufgeben. Deswegen ging im ganzen Lande die Sage, die Querhovener suppten mit dem Stiele, schnitten mit der Gabel und gabelten mit dem Löffel. Das erste Wort, das die Kinder sprächen, sei „Nein" und das zweite „Gerade nicht". Trotzdem war es für einen Dienstboten schon Empfehlung genug, wenn er aus Querhoven stammte, denn eher pickt sich die Henne den eigenen Kopf auf, ehe ein Querhovener auch nur ein Ei stiehlt, hieß es.

Die übrigen Knechte und Mägde aber, denen die Tüchtigkeit der Leute aus dem Walddorfe ein Dorn im Auge war, behaupteten: Was selbst ein Esel fallen lasse, das hebe noch ein Querhovener auf.

Alle diese guten Eigenschaften besaß die alte Trine, als sie kaum nach der Schulzeit von der Not aus der ärmlichen Vaterhütte in den Dienst anderer getrieben wurde. Von Widerborsten aber und allerhand bitterem Gemengsel war in ihrem Wesen auch nicht das geringste zu spüren. Ob es in ihrer frühen Jugend einst anders gewesen war, das wußte sie selber nicht; denn vielleicht durch das Leben und die Lehren ihrer Eltern, vielleicht am meisten durch ihre Art war sie dazu gebracht worden, ihre eigenen Hoffnungen und Wünsche nie anders denn als machtlos gaukelnde

Schmetterlinge zu betrachten, die von dem Luftzug des Gefährts, auf dem das Leben ihrer Herrschaft davonzog, aufgewirbelt, eine Strecke mitgenommen wurden und sich dann irgendwohin verloren, ohne ihr nahegekommen zu sein. Der Anhauch langer Jahre hatte dieses selbstlose Aufgehen in den Bedürfnissen der anderen unbemerkt zum Inhalt und Glück ihres Daseins gemacht, so daß sie nur auf dem Umwege über die Wünsche derer, denen sie diente, die Welt ermaß und für ihr eigenes Wohl sorgte.

Auf diese Weise war sie sogar um ihren eigenen Namen gekommen. Solange sie in Brederode bei dem Gemeindevorsteher diente, hieß sie die alte Klim-Trine, und nun sie auf dem Heiligenhof Unterschlupf gefunden hatte, fiel es keinem Menschen ein, sie anders als die Sintlinger-Trine zu nennen. Diesem und jenem Spaßbäcker kam's wohl bei, sie manchmal bei ihrem eigenen Namen Katharine Wagner zu rufen. Aber dann ging die Alte davon, als gelte es ihr gar nicht. Nach wenigen Schritten drehte sie sich nach dem Sprecher um, sah ihm spöttisch lächelnd, wie wegen einer schalen Narretei, ins Gesicht und nannte ihn einen „dummen Alb" oder noch etwas Derberes.

Um solcher Eigenschaften halber war sie von Johanna auf den Hof zu der kleinen Helene genommen worden. Möglich, daß die Heiligenhofbäuerin es auch getan hatte, um einen letzten Klang und Hauch ihrer eigenen Jugend von Vater und Mutter um sich zu haben und das Lenlein die verborgenen, gesicherten Beglückungen eines gut und gläubig umfriedeten Lebens genießen zu lassen, die sie selbst in den unfaßlichen Veränderungen ihres Schicksals immer tiefer in ihre Brust zurückzudrängen genötigt war. Johanna

vertraute das Kind denselben Händen an, von denen sie durch ihre Jugend geführt worden war, denn nach dem frühen Ableben der Klimbäuerin hatte die alte Trine Mutterstelle bei ihr vertreten. Durch die treue Seele der bejahrten Dienerin fühlte die Sintlingerin sich mit ihrem Geschlecht über das Grab hinaus verbunden, nachdem sie gezwungen worden war, sich im Leben so hart von ihm zu entfernen.

Niemand als die alte Trine wäre so geeignet gewesen, der kleinen Helene in der Zeit ihrer geheimnisvollen, so entrückten Kindheit Gespielin und Leiterin zu sein. Denn nachdem die greisende Frau sich von dem Schrecken und Mitleid über das Gebrechen des zarten Mädchens erholt hatte, verstand sie es durch die Weisheit ihrer Güte und Liebe, sich ganz in die Luft zu versetzen, die das Kind atmete, und zu vollbringen, was der Sintlinger wünschte, ihm die bittere Erkenntnis seiner Blindheit fernzuhalten.

Sie nannte alle Empfindungen durch Tasten und Gefühl Sehen und verwandelte danach die Kindermärchen, die sie Helene bis tief in die Nacht erzählte, von Schneewittchen, den sieben Geislein, Rotkäppchen, den Haseljungfrauen und dem Däumling. So wurde das Kind nicht unglücklich und unzufrieden in seiner Welt, die ganz erfüllt war von jenen leisen, unaussprechlichen Wellen, denen auch sehende Menschen, aber nur in seltenen Hochmomenten, nahekommen.

In des Sintlingers Aufzeichnungen findet sich eine einzige kurze Frage, die nach dem wunderwürdigen Wesen seines Kindes greift. Sie lautet:

„Wer ist imstande, einen Engel zu führen? Nur sein eigener Flügel."

Sonst nichts, obwohl den Heiligenbauer gerade das Geheimste, Verborgenste ergriff und so lange beunruhigte, bis es ihm gelang, auch auf das Unsagbare wenigstens wie durch den Spalt einer geschlossenen Tür einen Blick zu werfen. Nur an dem Beben seiner sonst so festen Schriftzüge, an dem Taumel, der die unbeholfenen Buchstaben etwas durcheinander schob, spürt man die Ergriffenheit des fast furchthaft beglückten Vaters über die unfaßbare Entwicklung seines geblendeten Töchterchens.

Wir wissen ja, daß die Sinne nur Werkzeuge, nicht Meister des Menschen sind, und doch, wenn wir die Urteile der meisten hören, scheint der Glaube fast aller es für ausgemacht zu halten, daß das Instrument den Musiker spiele, der Meißel den Bildhauer regiert und der Pflug den Bauern lenkt. Nur die Werke höchster Geister nötigen diese Leute ausnahmsweise, das Hereinragen göttlicher Kräfte in die Welt des menschlichen Daseins für denkbar zu halten. Allein, wer aufmerksam und unbeirrt auf sein Leben acht gibt, muß hundertmal an dem gewöhnlichsten Tage über die Wunder erstaunen, die sich um ihn, vor allem in ihm ereignen. Nicht gemeint ist das unerklärliche Rätsel des Denkens überhaupt, die Auferstehung der äußeren Welt in unserm Innern und die Ordnung alles Daseins, die wir nur durch unsere Seele erfahren. Wir werden manchmal von Gesichten heimgesucht, durch die wir uns nur als Fenster empfinden, aus denen die unaussprechliche Sehkraft eines außerirdischen Wesens in dieses Leben blickt. Man sitzt oder liegt mit geschlossenen Augen wach in einem finstern Zimmer. Die Tür steht auf, und wir hören den Wind durch alle Räume des Hauses streichen. Da wird

die Haustür drunten geöffnet. Irgend jemand kommt die Treppe herauf, den Flur her, auf die Stube zu, in der wir uns aufhalten. Seine Schritte klingen wie verhaltene Wut, wie unterdrückter Grimm. Und plötzlich steht er auf der Schwelle, zehn, zwölf Schritte von uns, doch unsichtbar. Nur ein Ballen und Drücken geht von ihm aus. Es ist in der Finsternis ein noch Finstereres und wirkt gleich einem beklemmenden Griff, der uns umfaßt und zusammenpreßt. Denn von der Art und Wesenheit eines Menschen erfahren wir durch die sichtbaren Gebärden und seine Gestalt nur eine sehr unvollkommene Vorstellung. Das mit dem Auge wahrgenommene Spiel zufälliger Regungen muß in der Tiefe unseres Wesens in ein Schauen umgesetzt werden, wofür die Sprache keine Worte, der Geist keine Bilder und die Welt nur Sinnzeichen besitzt. Auf Grund von Kräften, die uns wohl immer ein Rätsel bleiben werden, sind wir imstande, die Lieblichkeit einer Landschaft auch bei Nacht wahrzunehmen. Uns packt das Grausen der Öde, auch wenn wir nichts zu sehen vermögen. Felswände wälzen Beklemmungen auf uns, Abgründe jagen uns Schrecken ein, und wir spüren an dem schwebend hohen Flug über uns die Endlosigkeit einer Ebene.

Die geheimste Süßigkeit des Blumenduftes können wir nur geschlossenen Auges bis in die Tiefe auskosten. Das unergründliche Meer übt in der Dunkelheit seine stärksten Wirkungen. Wasser klingen ihren geheimsten Zauber im tiefen Waldesschatten am vernehmlichsten und ergreifendsten in die Seele. Die abgründischen Klarheiten eines großen Geistes überzeugen uns erst ganz, wenn wir die Lider über die unruhige Sehleidenschaft der Augen gezogen haben, und

nur so vermögen wir die unsagbaren Verkündigungen großer Musik uns zu eigen zu machen. Wirklich, man könnte durch diese Tatsachen zu der Überzeugung sich gedrängt fühlen, daß die Augen diese Welt zwar sichtbar machen, zugleich aber in dem Wirbel der bunten Bilder uns um ihren tiefsten Sinn betrügen. Sicher aber ist die Welt der Blinden nicht weniger vielfältig als die Erde der Sehenden, nur daß die Menschen mit umnachteten Augen alles auf eine andere, innerlichere Weise empfangen als diese; denn die kleine Helene erkannte die Metalle an dem verschiedenen Geschmack, den sie in ihrer Nähe auf der Zunge empfand. Von dem Eisen sagte sie, daß es säuerlich schmecke, das Kupfer war ihr zuwider durch eine bitterliche Schärfe, das Blei erkannte sie an seiner fettigen Dumpfheit, das Gold liebte sie wegen seiner warmen, blumenhaften Fülle, und dem Silber war sie vor allem zugetan, weil es einen klaren, kühlen Duft wie frische Luft oder eben gequollenes Wasser besaß. Die Farbe der Blumen nahm sie an dem Geruch wahr, den sie ausströmen, und mit einem Tastgefühl, dem die Kraft des Sehens in den Fingerspitzen selbst auf gewisse Entfernungen innewohnte, genoß sie die Gestalt der Pflanzen. Einmal saß sie mit der alten Trine zur Frühjahrszeit im Buchengrunde zwischen Brederode und Hemsterhus. Es war sonnenstill. Die silberstämmigen Bäume standen geräuschlos wie verzaubert und hielten auf Millionen Zweiglein die goldroten, zum Brechen geschwollenen Knospen ins Licht, damit es sie vollends öffne. Die betagte Frau erzählte dem Kinde wieder einmal von dem Dornröschen, das seit Jahren in dem Rosenbusch im Schlafe lag und gar nicht erwachen konnte. Die Greisin erzählte, wie

Helene es liebte, alles recht gruselig und schlimm. Aber während das Lenlein sonst dabei ein vom Fürchten blasses, eingezogenes Gesichtlein und überwölkte Augen bekam, hörte sie diesmal all das Beklemmende mit leichter Heiterkeit an, streichelte sanft das junge Gras mit den Händen und brach endlich in ein beglücktes Gelächter aus, ließ sich rücklings ins Grün fallen und kicherte und kicherte immer von neuem los und vermochte nicht, sich zu halten. Da aber Helene zuletzt merkte, daß Trine der Meinung war, sie lache sie wegen der Ungeschicktheit des Erzählens aus, sagte sie, es wäre ihr heut nicht möglich, sich schön zu fürchten, weil die Bäume über ihr fortwährend so lustig lächelten und nicht aufhörten, wohin sie auch sehen möge. Trine blickte in den goldenen Schimmer der knospenden Buchenkronen und empfand nun auch die Heiterkeit der ins Leben stürmenden Bäume, die das Kind in der tiefen Seele gewahr geworden war, und fuhr ihm liebkosend und verwundert durch die Haare. Dazu sagte sie zärtlich: „Wart' nur, du liebes, böses Sintlingergeistlein, das sag' ich dem Vater."

Wie das Lenlein von dem seelenleisen Gelächter der erwachenden Buchen berührt wurde, so empfand sie auch den Zug weißer, hoher Wölkchen als eine schelmische Freude, die fern, entrückt über die Erde wandelte. Das Nahen des Gewitters wirkte als das Heranschleichen einer schreckhaftbeklemmenden Dämonie. Der klare Tageshimmel versetzte ihre Seele in eine heitere Unermeßlichkeit, und das bestirnte Firmament der Nacht fühlte sie als eine unergründlich milde Macht über sich wachen.

Sie erkannte die Menschen aus dem Klang der Stimme,

dem Fluß der Rede nicht nur nach Größe, Gestalt und Alter, sondern empfing durch die stärkere Entwicklung eines geheimen Sinnes, der bei sehenden Menschen nur schwach als Sympathie und Antipathie vorhanden ist, ein untrüglich klares Wissen von der Beschaffenheit ihres Charakters, dieser inneren Gestalt des Menschen, und überraschte ihre Umgebung oft durch die Erkenntnis der Physiognomie sonderbarer Leute.

Die alte Trine hatte recht. Wie ein Geistlein wandelte das Sintlingermädchen mit Schritten durch den Heiligenhof, als schwebe sie von unsichtbaren Flügeln getragen dahin. Das Geräusch ihrer Fortbewegung schien nicht von ihr erzeugt, sondern eilte gleichsam hinter ihr her, wie das hörbare Erschrecken der Erde, die von ihrem Fuß berührt wurde. Es war, als sei sie schon vor ihrer Geburt zur Welt gekommen, so wenig paßte ihr Wesen sich der gewohnten Entwicklung der Kinder an, so fern und jenseits vom Leben der anderen war ihr Dasein, so unwirklich und ergreifend klang ihre Stimme, ein solch unfaßlicher Schimmer schwebte um ihre Gestalt, ein solch unbegreifliches Licht strahlte aus ihren unirdisch-stillen, klaren Augen.

Siebentes Kapitel

Das Gesinde des Heiligenhofes ging mit stumpfem Staunen und leerem Verwundern um das seltene Kind herum und hielt sich von ihm immer etwas fern, als handle es sich da doch um ein Wesen, das nicht ganz auf der Erde heimisch war. Unverständliche Aufschlüsse, wie sie in der Erinnerung an vergessene Träume liegen, benebelten und erhellten gleicherweise das Hirn der Dienstleute, sobald sie sich ins klare kommen wollten, ob Helene nun wirklich blind oder nicht viel eher noch mehr als sehend sei und so das Auge nicht brauche, wie etwa die Taube das Horn der Ziege entraten könne, weil sie Flügel besitzt. Und das Leben dieser einfachen, erdgebundenen Menschen bekam von diesem Duft aus einer anderen Welt, der um das Lenlein schwang, selbst einen fremden, sonderlichen Geschmack, bereicherte sich mit ahnungsvollen Möglichkeiten und sog Bedeutsamkeiten um den ganzen Sintlingerhof, die jedem von ihnen einen Stich ins merkwürdig Unterschiedene verliehen. Und darum wurde es ihnen leicht, sich plumper, zudringlicher Neugier zu enthalten und dem schattengefangenen Kinde die Überzeugung nicht zu stören, daß seinem Leben nicht alles beschieden sei, was die anderen besitzen. Denn

mit der schmerzhaften Entscheidung des Mangels mußte sich, das ahnten sie zwar wohl nicht, auch der Schimmer verflüchtigen, den sie von dem Traum und Wunder Helenens selbst empfingen. „Wie das Lenlein sehen", wurde zur Bezeichnung für Tasten unter dem Gesinde, aber man gebrauchte diesen Ausdruck auch für gelegentliche Begegnisse, die gespensterhaft, unerklärlich aus dem eigenen Dasein aufzuckten. Ohne daß einer es wußte, verwandelten sich alle in der Nähe des Kindes und traten durch Seiten ihres Wesens mit ihm in Verbindung, die ihnen selbst verborgen waren und im Verkehr mit andern Menschen sich nie erhellten.

Der einzige außer der alten Trine, der sich mit dem Kinde ohne jede Scheu zu schaffen machte, war der Platzhalter des abwesenden Wirtschafters, sein Neffe, der Querhovener Meixner-Gottlieb. Sie ließ sich von ihm auf die Achsel heben, im Kreise schwingen, und hörte sie seinen Schritt, so tauchte sich ihr Gesicht in Fröhlichkeit. Und das offenbar gerade deswegen, weil er keine Umstände machte, sein lautes Lachen nicht dämpfte, seine Worte nicht sonderlich beschnitt und über seine Hände keinen zimperlichen Samt zog. Er ging mit ihr um wie mit jedem anderen kleinen bäuerlichen Dirnlein.

Freilich trug auch er einen Sonnenwinkel in sich, zu dem ihm nur das Kind den Zugang öffnete. Lange wußte er das nicht, bis er es an einem Sonntage erfuhr. Da saß er, wie es seine Gewohnheit war, draußen hinter dem Hofe auf der Graslehne, die sich neben dem Wege vom Rübenacker in den Baumgarten hinunterdehnte. Das Gesinde, alle Knechte und Mägde, hatten sich um ihn geschart, und

er arbeitete aus seiner Harmonika ohne Ende Stück um Stück. Die Läufer klirrten nur so durch die Luft; er ließ Lieder wiehern, raschelte Märsche aus dem gefalteten Kästchen und zog und preßte es dann wieder gefühlvoll, daß sich ein schöner Ländler hervorwand. So ging es in bunter Reihe, und wenn er sein Instrument senkte und Miene machte, aufzuhören, drangen alle in ihn, doch nur noch eins zu spielen.

Da stand mit eines wie lautlos durch die Luft gehuscht das Lenlein vor dem Burschen im Grase und folgte mit großen Augen, gepreßtem Munde und regungslosem Gesicht seinem Musizieren. Als er geendet hatte, hob das Kind das Köpfchen und schaute mit erstaunten Augen in die Höhe, als seien die Klänge nicht in der Harmonika verstummt, sondern in den Himmel geflogen und sängen dort schöner noch immer weiter. Es war, als sähe Helene einen Schimmer davonziehen, so verklärt war ihr Gesicht. Die Dienstleute wurden von der wundersamen Ergriffenheit der Blinden so gepackt, daß sie einander nicht anzuschauen wagten, sondern auf das Mädchen wie auf ein Wunder starrten. Der Spieler selbst aber erblaßte ein wenig wie vor Schrecken und wußte nicht, wie es zugegangen sei, daß er dem Kinde das angetan hatte. Und da er zur Beruhigung dachte, ich habe doch bloß diesen und diesen Akkord gegriffen, fing die Harmonika unter seinen Händen wie von selbst wieder zu spielen an. Sie sang Töne, die noch nie in ihr gewesen waren, es lief dem Meixner eine Melodie aus den Fingern, die er nicht kannte, und eine Begleitung fand sich dazu, die er in seinem Leben noch nicht gehört hatte. Daraufhin stand Helene unbeweglich, sah noch eine Weile

ins Wesenlose hinauf, schaute erstaunt um sich, als blicke sie nach Gestalten, die um sie herumschwebten, und begann dann wie im Traume sich nach dem Takt der Musik erst zu wiegen, darauf zu drehen und tanzte zuletzt mit ausgebreiteten Armen den Abhang hin und her, daß es den Knechten und Mägden den Atem verhielt. Denn jetzt und jetzt mußte sie über den Maulwurfshaufen fallen, an den Stein stoßen oder in einer Vertiefung zu Falle kommen. Allein das Kind schwebte sicher, als trüge es Augen an den Füßen. Endlich ließ es sich mit einem hohen Freudenjauchzer ins Gras fallen, und der Bursch warf sein Instrument weg, sprang hinzu, raffte sie auf und schwenkte sie lachend noch ein paarmal durch die Luft. Seit diesem Tage schien das geheime Band zwischen dem Kinde und dem Harmonika-Meixner noch kürzer geknüpft. Ein Hauch des Wohllautes, von dem das ganze Wesen Helenens erfüllt war, hatte sich in der Seele des Burschen ein Türlein aufgeweht, daß er an seinem gewohnten Musikplärren nicht mehr in das wohlige Entrücktsein kommen konnte, sondern von jenem Nachmittag an, sobald er nur einen Augenblick allein war, an den Klappen seines Wimmerkästchens herumgriff, um jenem Wunderliede wieder auf die Spur zu kommen, das über das Sintlingermädchen wie eine Verzauberung und in ihn selber gleich einer Verklärung gefahren war. Daher schleppte er denn seine Harmonika, wo er ging und stand, mit sich herum, führte sie mit aufs Feld zum Ackern, probierte in der Siedekammer, marterte das Instrument beim Pferdeputzen auf einige Augenblicke und verfiel selbst manchmal mitten in der Nacht auf den Gedanken, jenes Wohllautes habhaft zu werden, der von der Blinden her-

rührte und um ihn als ferner, verlockender Wirbel kreiste. Freilich kam er dann in diesem Versuch nicht weiter, als daß er die Harmonika sich unter dem Bett hervorlangen und einige schüchterne Töne aus ihr ziehen konnte. Dann mußte er es allemal aufgeben, weil die Knechte und Mägde diesem „Nachtgealbe" schnell und oft handgreiflich ein Ende machten. Aber auch sonst beherrschte ihn ein unausgesetztes Spüren, und oft mitten im Pflügen riß er die Pferde zurück und griff mit den Fingern auf den Oberschenkeln umher, als wären es die Klappenbretter der Harmonika.

Auch dem Lenlein ging es um kein Haar besser. Immer schweifte sie um den Meixner, wußte ihn im Stalle zu finden, stöberte ihn in der Scheuer auf und stahl sich gar mutterseelenallein aufs Feld hinaus zu dem Knecht, und wenn man sie suchte, so hörte man von weitem schon das verhaltene Spiel des Burschen und sah die kleine Dirne um ihn tanzen. Sie war mit einemmal ganz versessen, nicht anders wie ein Bienlein, das hartnäckig eine Blume heimsucht, aus der ihr einst Süßigkeit beschert worden ist.

Dabei sprang gar manches Unerfreuliche von der Art des Spielers auf sie über. Kleine Widersetzlichkeiten spitzten sich aus ihr, leidenschaftliche Wallungen brausten in ihr auf, sie riß den Kopf rüsch herum und platzte manchmal mit Worten los, die etwas von der Derbheit des Knechtes angesteckt waren, so daß der Bauer und die Bäuerin schon ins Erwägen gerieten, wie dem jachen Verdunkeln des Kindes zu begegnen sei. Allein sie hatten es nicht nötig einzugreifen. Denn das Lenlein wurde nicht lange darnach

durch einen wunderlichen Vorfall ohne Zutun der Eltern in die verwunschene Engelschönheit ihres alten Wesens wieder zurückgeführt. Das ging so vor sich:

Durch Hemsterhus und in den umliegenden Dörfern streifte in jener Zeit ein Weibswesen umher, das, wie man sagte, einst bessere Tage gesehen hatte. Denn wenn sie auch damals schon auf denselben Wegen von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof gezogen war, so hatte sich ihr unruhiges Leben doch mehr der Art angepaßt, wie alle tüchtigen Menschen es sich einrichten. Sie zog als fleißige Gefährtin ihres Mannes ein Leierkastenwäglein durchs Land, sammelte sorgsam die Pfennige in dem verschrumpften Ledersäcklein unter der Schürze, hielt die Räder immer im Fett, duldete keinen Schmutz auf der Orgel, putzte die Messingecken und die kurze Reihe der gelben Schaupfeifen an der Vorderseite, daß sie wie Gold glänzten, und war ihrem Manne eine immer unverdrossene, fröhliche Gehilfin. Der ging, die Hände an der Leitstange der Leier, mit gemessenen, ruhigen Schritten dahin, seiner raschen Ehehälfte nach, sobald sie weiterfuhren, und schob so kräftig, daß des Weibes Anstrengung eigentlich nur darin bestand, das Wäglein sicher zu lenken. Fuhren sie so in einen Hof oder hielten vor einem Hause, so trat, noch ehe der Mann die Kurbel in die Hand nehmen konnte, die Bauersfrau unter die Tür und rief freundlich: „Na, auch wieder zu Lande, Schwerdtner?" Denn so hieß der Mann. Und alle brachten ihm nicht nur deswegen ein herzliches Mitgefühl entgegen, weil durch eine hitzige Krankheit sein Augenlicht fast erloschen war, sondern weil in seinem großen, wohlgebauten Körper eine ausnehmend gütige Seele wohnte, die aus der heiteren Ruhe

seines Gesichtes, der leisen Art seines Sprechens und dem ganzen gedämpften Wesen des blonden, hübschen Mannes richtig hervorglänzte. Daher kam es, daß die Bauern die Leier Schwerdtners für die schönste unter den wandernden Orgelkästen hielten und es dem Halbblinden hoch anrechneten, wenn er sich bemühte, durch das Kurbeln etwas wie Gefühl in die Melodien zu bringen. Nach vollbrachtem Tagewerk saßen die zwei dann in heiterem Einvernehmen hinter dem Tisch des Gasthauses, wo sie zu übernachten gedachten. Die kleine rundliche Frau ging ihrem Manne beim Essen zur Hand, und dabei glänzten die springenden Knopfaugen in richtigem Glück aus ihrem roten, frischen Gesicht. Sie führte eine rührige Schalkszunge im Munde und brachte es fast immer dahin, daß die Wirte sich durch ihre Geschichten und Einfälle als bezahlt erachteten. Zog Schwerdtner am anderen Morgen dann mit seiner Josefa weiter, so ging das zu, als nähme man von guten Freunden Abschied, und manch eine Bäuerin, die in Reichtum und Unfrieden eingekeilt war, wünschte sich für all ihre bittre Wohlhabenheit im stillen das Los dieser glücklichen Landfahrerin. Ja, manchmal, wenn die zwei über Gottes einsame Felder zogen oder in Wäldern zwischen hohen, grünen Baummauern dahingingen, fiel des Schwerdtner-Leiermannes frauliches Pferdchen vor dem Wäglein in ein absonderlich frohes Gemütsschwenken und begann mit ihrer dünnen, harten Grillenstimme nach dem Takt der Wanderschritte zu singen. Der blonde, umdämmerte Mann aber hielt sich dann noch gereckter als sonst und ging so lang und wohlig dem Wäglein nach, als wate er bis ans Knie in einer Blumenwiese.

Allein, schöne Stecken, sagen die Handwerksburschen, brechen am ehesten.

Die heiße Krankheit, die dem Schwerdtner-Thaddäus vor Jahren ein graues Tuch über die Augen geworfen hatte, war auch, ohne daß es der Mann wußte, in das Uhrwerk seines Herzens geraten. Es ging stiller und müder seitdem, und nach einer solchen Singwanderung, bei der das Wäglein immer von selbst in schnelleres Rollen kam, hakte das Klopfen in Schwerdtners Brust plötzlich ganz aus. Josefa hörte nur ein leises Gurren hinter sich, wie den erschreckten Laut einer auffliegenden Hohltaube, und fühlte den Wagen mit einem Male so schwer werden, als sei der Leierkasten nicht mit Pfeifen, sondern mit Steinen gefüllt, und da sie sich umdrehte, hing ihr Mann mit verkrampften Fingern an der Leitstange. Sein Gesicht war blauweiß, und das Herzwasser, mit ein wenig Blut vermischt, floß aus dem geöffneten Munde in seinen blonden Bart. Als sie hinzusprang, konnte er schon nicht mehr reden. Nur ein schwaches Regen ging noch durch seine überhauchten Augen. Dann ließen die Finger die Stange fahren, und er lag tot auf der Straße.

So rissen mit eins die glänzenden Stricke, mit denen die Schwerdtner-Josefa in das Leben gebunden war, und sie stürzte in Finsternisse, von denen ihre Mutter nichts ahnen konnte, da sie ihr als Kind auf dem Schoß gesessen hatte. Nachdem das arme Weib monatelang irgendwo gewesen war, begann sie wieder allein die Leier durch die Dörfer zu ziehen. Sie drehte dieselben Stücklein wie ihr Mann aus dem Kasten und wischte die Tränen nicht ab, die ihr dabei übers Gesicht liefen. Aber wenn sie aus einem Gasthofe

davonzog, glänzten ihre Augen lustig wie ehedem, die Wangen glühten rot, und am Ende fand sie einmal ein Fuhrmann schlafend neben der Leier auf der Straße liegen, die ausgetrunkene Branntweinflasche ein Stückchen weiter hin. Von nun an vertrank sie jeden Erlös, und da die Bettelpfennige nicht langten, verkaufte sie Pfeife um Pfeife der Leier an die Jungen und rasselte weiter mit der Kurbel zwischen dem Wiehern, Gellen und Fauchen, das in der Orgel steckte wie ein Schwarm geprügelter Katzen. Es war nicht anders möglich, daß die Schwerdtner-Seffe nun schnell für alle Spottlustigen ein willkommener Gokel zu allerhand Schabernack und übermütigen Possen wurde. Die Mägde staffierten die immer Trunkene mit verjährten Hüten aus, hängten ihr unmögliche Bänder und Zieraten an geschenkte Spenser, und die Kinder lachten neckend um die geschmückte Vogelscheuche, die lärmend und mit Stockhieben um sich schlagend durch die Dörfer torkelte.

Das ging so an die zwei Jahr, bis sie auch den völlig leeren Leierkasten und den Wagen verkauft und vertrunken hatte. Mit einem Rausch, der sie wie tot einen Tag und eine Nacht in die Waldstreu warf, war der wahnsinnige Schmerz um ihren Mann ausgerast. Sie erwachte aus dem wüsten Traum ihrer Lebensnot, zupfte die schreienden Zieraten von ihren Kleidern ab und schlich frierend wie ein Mensch, der von langer Krankheit aufgestanden ist, in das nächste Dorf. Und während sie über das Feld den Häusern zustrebte, muß wohl fern ein buntes, klingendes Schellen an ihrer verstörten Seele hingeflogen sein, denn in dem ersten Hofe, den sie betrat, stellte sie sich an die geschlossene Stubentür und sang schüchtern mit klangloser, zerknüllter

Stimme eines von den Liedern, das ihr gestorbener Mann so gern gehört hatte, wenn die zwei Glücklichen durch Gottes einsame Felder oder zwischen grünen, hohen Waldmauern hingezogen waren.

Die Bauern hielten das für eine neue Weise, in der der Trunkwahn durch das Weib wirtschaftete. Aber ein gütiger Mann handelte anders wie alle übrigen, die in ein gellendes Gelächter ausbrachen und hinter ihr drein spotteten, wenn sie anfing zu singen. Denn mit der Armen war eine sichtbare Verwandlung vorgegangen, so daß sie nie mehr taumelnd, sondern mit ratlosen Augen, demütig und zaghaft durch die Welt schlüpfte. Der gute Mann langte seine alte Gitarre aus dem Winkel, zog die noch fehlenden Saiten auf und brachte ihr in liebevoller Geduld die paar Fertigkeiten in der Behandlung des Instrumentes bei, die ihm aus früherer Zeit selbst zu Gebote standen.

Während des Unterrichts schlief sie in einem warmen Schüpplein seines Anwesens, aß wie ein furchtsames Hündchen die gereichten Speisen und ging nach Verlauf einer Zeit mit neuem Mut und dem Glück davon, daß sie nun etwas habe, womit sie den Laut ihrer zerbrochenen Lieder verbergen könne.

Dieser Vorgang ereignete sich in der Zeit, als von dem wunderhaften Wesen des blinden Mädchens auf dem Sintlingerhofe die ersten Gerüchte in die Dörfer drangen.

Die Schwerdtner-Josefa wurde auf ganz besondere Weise davon getroffen, weil das Kind dieses sonst so wilden, tobenden Hofes halb unwirklich, halb entrückt von der Einbildung des vereinsamten Weibes in Gebiete einer unvorstellbaren Welt versetzt wurde, in die ihr lieber Thaddäus hinge-

nommen worden war. Und das Heiligenhofkind wohnte in demselben Dämmern, das ihren Mann eine große Lebensstrecke umfangen hatte. Aber es ist nicht ganz zu erklären, von wie vielen geheimen Seelenregungen die ratlose Witwe durchs Innere geführt wurde. Sie begann nicht lange darauf, den Sintlingerhübel zu umkreisen, erst von weitem, tauchte bald aus dem Walde auf und schaute sehnsüchtig auf die Bauernburg nieder, bald saß sie auf den Querhovener Hügeln und starrte stundenlang hinüber, bald ging sie auf dem Grenzwege unermüdlich hin und wieder und spähte alle Ausgänge des Gehöftes ab. Begegnete sie bei diesem Vigilieren einem Menschen, so erbleichte ihr Gesicht, sie senkte ertappt die Augen und entwich, angeredet, was sie denn treibe, mit Gemurmel und verlegenem Lächeln ganz in der Art Halbsinniger. Allein eines Nachmittags, als sie schon stundenlang im Schatten einer Eiche am Grabenrande des Grenzweges gewartet hatte, war ihr das Glück günstig. Die alte Trine trat mit der kleinen Helene vor das Hoftor unter die Linden, und die beiden begannen bald, auf dem Abhang Blumen zu pflücken. Die Schwerdtner-Witwe saß verborgen, aber nahe genug, daß sie dann und wann die Stimme des Kindes deutlich hören konnte. Da wurde ihr, wie sie später erzählte, auf einmal so, als höre sie den Klang ihrer eigenen Stimme aus der glücklichsten Zeit ihres Lebens, und plötzlich wußte sie auch, warum es sie unausgesetzt um den Sintlingerhof führe und nicht loslasse. Wenn sie hinginge, ganz nahe zu dem Kinde, so würden die Wolken der jahrelangen Trunkverirrung von den Bildern ihrer schönen Vergangenheit weggezogen, und alles Verlorene sei ihr wiedergeschenkt. Kaum daß sie dieser

Gedanke überleuchtet hatte, nahm sie die Gitarre fester unter den Arm und schlich sich näher und näher an den Zufahrtsweg auf den Hofhübel.

Droben hatten die beiden indes eine gute Tracht Blumen gesammelt, saßen nebeneinander auf der halben Anhöhe und berieten, ob sie Braut und Bräutigam spielen oder einen Kranz um den Sintlingerstein winden sollten. Sie entschieden sich für das letztere, und die Alte gab dem Kinde auf, nicht von dem Platze, wo sie saß, wegzugehen, und begann, um Wolle zu holen, den Hügel hinaufzusteigen.

Jetzt faßte sich das arme Schwerdtner-Weib ein Herz. Sie vergaß alle Scheu und eilte, so schnell sie konnte, den Hügel hinauf. Noch ehe Trine unter dem Hoftor verschwunden war, saß die Schwerdtnerin mit klopfender, hochgehender Brust in der Nähe des Kindes, und da ihr in der Aufregung nichts zu reden einfiel, fing sie an, mit bebenden Fingern über die Saiten der Gitarre zu gehen, um das blinde Mädchen zu locken. Schon nach den ersten blätterleisen Akkorden hörte Helene auf, mit den Blumen in ihrem Schoß zu spielen und hob horchend das Gesicht.

„Bist du ein Mensch oder ein Vogel?" fragte das Kind.

„Ich bin ein Weib", antwortete die Schwerdtnerin.

„Aber womit hast du eben gesungen? Jetzt sprichst du ja anders."

„Das ist meine Harfe gewesen. Und wenn du sie noch besser hören willst, komm ich zu dir. Ja, darf ich das, Sintlingerlenlein?"

Und die Blinde streifte schnell alle Blumen ins Gras und setzte sich bereit aufrecht.

„Komm nur her", sagte das Kind. „Nicht, ich weiß schon, du bist eine arme Frau, gelt? Ja, komm her."

Die Schwerdtnerin rückte ganz nahe an das Kind und verschlang das zierliche, elfenschöne Wesen förmlich mit den Augen.

„Laß mich das sehen, womit du singst. Es klingt viel schöner wie Gottliebs Harmonika."

Die Frau reichte ihr die Gitarre hin, und die Blinde tastete über das Instrument.

„Siehst du, Weib, du hast mich doch belogen."

„Warum?"

„Weil ich die Sprossen des Bauers seh, in dem der Vogel eingesperrt ist."

Und da die Schwerdtnerin betroffen denken mußte, daß das Kind recht habe, weil wirklich in der Gitarre ein geheimes Klingen stecke, was herauszulocken ihr nicht ganz gelang, so wurde sie verwirrt und begann allerhand Erklärungen von sich und dem Instrument durcheinander zu reden. Als sie damit zu Ende war, nickte das Lenlein versonnen und bat, sie möchte den Vogel oder was es auch sei noch einmal klingen lassen. Da ging der Schwerdtnerin, ähnlich wie dem Gottlieb Meixner, ein innerstes Seelenpförtchen auf, und sie griff zu ihrer eigenen Überraschung die wundersamsten Töne aus der alten Harfe, so schönes Klingen, daß das Kind verzaubert zuhörte. Dann nahm es träumend eine der fallengelassenen Blumen und legte sie liebkosend von der einen in die andere Hand. Dazu begann Helene nach dem leisen Spiel der Gitarre zu singen, so

zart, in einer solchen Süßigkeit, tief, so unsagbar rührend, wie etwa die Gebärde eines Blütenzweiges in die Seele klingt, der sich im ersten Mailicht rührt. Die Schwerdtner-Frau begann zu weinen, nahm aber alle Gewalt zusammen, nichts von ihrer Erschütterung merken zu lassen, und als es sie zu überwältigen drohte, erhob sie sich leise und schlich davon, indes das Kind fortfuhr, traumhaft zu singen.

Droben knarrte eben das Hoftor, und drüben auf dem Brindeisenerhübel stand der kleine Peter und sah gespannt auf sie her.

Da wurde das scheue Weib von einem Schreck erfaßt, als habe sie etwas gestohlen.

Sie fing an, wie unsinnig zu laufen, und hörte hinter sich plötzlich die Stimme des Knaben auffahren, die lästernd und drohend ihr nachschrie. Dann hagelten Steine nach, und sie strengte sich nun noch mehr an, aus dem Bereich des zornigen Brindeisenerjungen zu kommen, der wohl glauben mochte, sie habe dem Mädchen etwas angetan.

Endlich war sie geborgen. Das Nachlaufen und Steinwerfen hörten auf.

Sie taumelte erschöpft in den Straßengraben, ließ sich ins Gras fallen und begann zu schluchzen, als wolle ihr das Herz aus der Brust springen. Dabei murmelte sie immerfort in großem Glücke: „Jetzt habe ich alles wieder ... alles ... alles ... oh, Sintlingerlenlein ... alles ... alles ..."

Von da an, wenn die Witwe vor den Türen der Bauern sang, entstand eine andere Bewegung in den Höfen als vorher, ja noch eine andere, tiefere, wie sie die Schwerdt-

nerin früher in der glücklichen Zeit mit der Leier ihres Mannes vor die Häuser gefahren hatte.

Jetzt durfte sie nur zu singen anheben, so legten die Stubenmägde das Geschirr ins Schaff und setzten sich auf die Schwelle. Ihre Augen wurden erst weit, als täte sich das erstemal die Welt vor ihnen auf, und senkten sich dann, weil etwas in der Stimme der Sängerin das Heimlichste, Verborgenste ihrer Seele ausplauderte. Die Knechte traten herzu, wo sie sich immer aufhielten; der Spott wurde aus ihrem Gesicht gewischt, und auch sie lauschten in verlegener Ergriffenheit. Ja, selbst der Bauer vergaß seine Würde, lehnte sich tiefer im Hausflur an die Wand und bewahrte nur mühselig die Überlegenheit, die er sich schuldig zu sein glaubte. Und dabei trug die Schwerdtnerin keine neuen Lieder vor, sie sang wie ehemals von „den Gräslein, welche draußen zittern", von der Sonne, die über dem sterbenden Soldaten untergeht, dem Mädchen und den hamburgischen Kaufmannsdienern und dem Förster, der auf die Heimkehr seiner Tochter wartet. Aber ihre Stimme schien nun nicht mehr aus ihr zu kommen, sondern drang von da her, wo der Lebenskummer aller Menschen ruht, und war von einem Klang erfüllt, der jeden Zuhörer vor ein heimliches Gericht stellte und ihn von dem Zwange seines Geschickes in den Strom eines ewigen Schicksals erlöst. So stark wurden die Leute von dem Gesange der armen Witwe erschüttert, daß sie verwundert in ihr rundes gewöhnliches Gesicht schauten, auf die Bewegungen ihrer Lippen achtgaben, ihre Haltung und das Spiel der harfenden Finger sorgsam betrachteten, um herauszubekommen, von woher denn die Gewalt rühre, der sie sich nicht zu entziehen vermochten.

Aber obwohl sie auf alles merkten und eine Weile glaubten, die Schwerdtnerin bringe das Zauberhafte fertig, daß sie beim Singen die Augen schloß, als sei sie erblindet, fühlte doch jedes, die Erklärung reiche nicht hin, die wundersame Wirkung zu enthüllen, die von dem Gesange des Weibes ausging. Und als man in sie drang, doch zu sagen, von wem sie die neue Kunst bekommen habe, wehrte sie sich lange und bat inständig, man möge doch aufhören zu fragen, denn sie fürchte, daß durch Reden alles zerstört werde, was in ihr lebendig geworden sei, und sie falle dann womöglich wieder in die alten, fürchterlichen Trunkschatten zurück. Nur soviel dürfe sie sagen, daß alles von einem kleinen Mädchen aus einem Hügelhofe stamme, das Augen wie ihr verstorbener Mann habe. Da quälte sie niemand mehr mit aufdringlichen Fragen, denn nun wußte man es ja; und überall, wo die Schwerdtnerin leise wie eine Zikade und heimlich wie ein Blättersäuseln gesungen hatte, sagte man hinter ihr her, sie habe von dem Heiligenhoflenlein eine neue Seele bekommen.

Die Schwerdtnerin aber kehrte nie mehr auf dem Sintlingerhofe ein, weil sie meinte, den Mut zum eigenen Singen verlieren zu müssen, wenn sie nur noch ein einziges Mal die Stimme des blinden Kindes höre.

Achtes Kapitel

So erfuhr in kurzer Zeit jedes Haus von Hemsterhus und Umgegend durch die ergreifenden Lieder der Schwerdtner-Josefa etwas von dem Begegnis, das sie mit dem Sintlingerlenlein gehabt hatte. Die Bewohner des Heiligenhofes, besonders der Bauer und seine Frau, sahen andere Folgen dieser Unterredung aus ihrem Kinde herauswachsen. Helene war plötzlich von einem unhörbaren Ruck aus der lauten Meixnerschen Derbheit wieder in die pflanzenstille, sanfte Verwunschenheit zurückgedreht worden und ging wie früher in heiterer Verlorenheit mit der alten Trine die alten Wege. Begegnete sie dem Gottlieb, so krümmte sich wohl ihre Lippe zu einem Lächeln, und sie antwortete auch seinen gespaßigen Zurufen und Neckereien, allein nie mehr flog sie wie sonst dem Burschen mit einem Jauchzer in die Arme, und wenn er sie fragte, ob ihr nicht bald wieder ein schönes Liedlein gefällig sei, schüttelte das blinde Kind heftig den Kopf und sagte: „Nein, nie mehr, nie, nie mehr mag ich deine Harmonika hören."

Anfangs lachte der Gottlieb zwar zu der Weigerung des Lenleins und ging, wenn er eine Weile neckend an ihr herumgequält hatte, mit dem Ausruf bäuerlicher Überlegenheit davon: „Wer nicht will, der hat schon."

Nach ein paar Tagen aber, als Meixner sah, daß Helene nicht bloß aus spaßhafter Hartnäckigkeit von seinem Spiel nichts mehr wissen wollte, sondern jedesmal wirklich wie schmerzhaft zusammenfuhr und eiligst davonlief, wenn er ihr mit seiner Harmonikamusik zu nahe kam, beschloß er, an die dummen Schrullen des Kindes nicht mehr zu denken und sich wieder in einsamem Selbstgefallen wie in Querhoven daheim mit seinem Instrument allein zu vergnügen. Er machte sich also im Abenddämmern an den fernen Waldrand davon, zwischen abgelegene Felderbreiten oder in den Buchengrund, und nachdem die Harmonika fast gegen seinen Willen ein paarmal wie in Sehnsucht laut aufgeschrien hatte, war er bemüht, ihre Stimmen in ein verträumtes Quirilieren, in ein himmlisches Trödeln zu lenken, das er so liebte. Allein, es gelang ihm nicht: kaum daß er einige bunte Verwandlungen aus dem Kästchen gesogen hatte, so verfiel er unversehens in das Polterwerk abgegriffener Tanzstücke und kam erst daraus hervor, wenn er, wie in einem leeren Branntweintaumel alle Wirtshaushopser, die er kannte, heruntergerasselt hatte. Dann ging er mißmutig nach Hause, lag lange wach im Bett und spuckte immerfort verächtlich aus. Es war, als sei dem Burschen irgendwas aus dem Kopf oder der Brust gestohlen worden.

Nichts, aber auch gar nichts von dem bunten, raumlosen Verschweben stieg aus seinem Instrumente und trug ihn in jenes Ungewisse, das einfachen Herzen als höchstes Glück erscheint. Er mochte tun, was er wollte, sich in die einsame, grüne Finsternis des Waldes setzen; im hohen Grase ein Lager suchen, daß er durch den Schleier herübergebogener Halme den Himmel mit seinem weißen Wolkenspiel fremd,

entrückt, doppelt geheimnisvoll sah; sich mitten unter dem Gesinde mit Schweigsamkeit kasteien oder mit tausend Purzelbäumen schnackischer Einfälle sich peitschen: seine Harmonika blieb ein Prasselkasten. — Wenn er sie nur anrührte, polterte sie los wie ein Bretterwagen. Er hielt sie auf dem Rücken liegend über sich, damit das Spiel der leichten Sonnenluft sie zum Wohllaut sänftige, er preßte sie zwischen die gespreizten Beine, hob sie in Brusthöhe, erschreckte sie mit unerwarteten Pressungen, wie man eingeschlafene Gliedmaßen wieder zurechtstampft: keine Peinigungen nutzten, jede Überrumpelung prallte ab, alle Zärtlichkeit war umsonst. Das Instrument wieherte wie ein Trunkener oder plärrte endlos wie ein geschwätziger Narr.

Dazu wurden ihm nach und nach die gewohntesten Handgriffe fremd, und manche verloren sich gar von ihm. Sein Fleiß machte ihm Mühe, und seine Arbeit wehrte sich gegen ihn wie ein störrisches Pferd. Sein großes hügeliges Gesicht magerte ab und wurde sandgelb, seine kleinen schwarzen Augen standen keinen Augenblick in den geräumigen Höhlen still, und oft flackerten sie aus der Tiefe auf, als wollten sie aus dem Kopfe springen.

So regierte es den Gottlieb das ganze Frühjahr, und das Sintlingerlenlein wurde indes immer weiter von ihm entfernt, und es war, als rieche es gar seinen Schatten schon von weitem.

Endlich hielt es der Bursche nicht mehr aus. Beim Heuaufladen gegen Sommers Anfang kam es über ihn. Der Großknecht stand auf dem Fuder und lud, Gottlieb reichte das von den Mägden zusammengeschobene Heu mit der Gabel hinauf.

Da er eben drauf und dran war, einen mit der Gabel sorgfältig zusammengestochenen Wocken Heu über die Wagenleitern hinaufzulangen, fiel das wilde Gemütslodern der Querhovener unbezwingbar in die Zündmasse seines Innern. Es fiel so plötzlich über den Knecht her, daß er wie von einer Starre erfaßt den riesigen Heubuschen auf der langen Gabel gerade über sich hielt und mit verfärbtem Gesicht gerade in den Himmel glotzte.

„Na los, da lang's schon endlich rüber", rief ihm der Großknecht auf dem Fuder zu und versuchte, das Heu auf der Gabel herüberzureißen. Aber Meixner traf keine Anstalt, es ihm hinzuneigen. Er stand breitbeinig, von der Last, die er hielt, zusammengestoßen, am ganzen Leibe zitternd, die Arme schlotternd, das Gesicht verzerrt und war wie geistesabwesend.

„Verflucht, dich fickt's wohl, Gottlieb, he!" schrie jetzt der Großknecht aus voller Lunge.

Da fuhren die Augen Meixners wie von einem Pfriem gestochen in die Höhlen zurück, die Starre wich von ihm, mit einem Fluch schmetterte er den Heubuschen zur Erde, riß die Gabel heraus und begann wie toll damit auf das schuldlose Heu einzuschlagen, als sei es ein langgehaßter Feind. Dabei schrie er knirschend: „Jawohl, alle is — ich werd's euch beweisen — bin ich denn ein — ein — ein...? Und das heute noch — jetze — gleich —"

An seinem Losbruch war er immer stiller geworden. Die letzten Worte sagte er leise, ruhig, nüchtern und schaute dabei dem Gesinde, Magd und Knecht, die nichts anderes dachten, als der Harmonika-Meixner sei auf einmal verrückt geworden, ins Gesicht, ließ endlich den Stiel der

Gabel fallen und setzte sich langsam nach dem Heiligenhofe zu in Bewegung, ohne mehr ein Wort zu sprechen. Man schrie ihm nach, aber er schüttelte bloß den Kopf und ging, ohne sich umzuwenden, weiter.

Der Zufall wollte es, daß er das Lenlein vor dem Feldausgange des Blumengartens sitzen sah. Nach einem kurzen, überraschten Stutzen und einigen instinktiven Schritten nach dem Kinde hin blieb er einen Augenblick wie angewurzelt stehen, prüfte, ob ihn das Kind gewahr geworden sei, und lief dann mit langen, geräuschlosen Sprüngen in den Hof, verschwand in die Siedekammer und war im nächsten Moment mit der Harmonika unter dem Arm zum Hinterpförtchen hinaus im Blumengarten.

Die Blinde spielte noch immer; sie hielt ein Sommerkäferlein in der Hand, kostete von Zeit zu Zeit mit den Fingerspitzen den Körper und die zierlichen Bewegungen des Tierchens, sprach mit ihm und verfiel dann in ein abgründiges, seliges Vertauschtsein ihres Gemüts.

Da hörte sie Gottliebs Schritt den Blumengarten her auf sie zukommen. Sie fühlte, daß er auf bebenden Füßen ging. Ein heißes Rauschen drang aus seinem Leibe, den sie ganz dünn auseinandergezogen wahrnahm, und oben darauf schwankte sein Gesicht, flach und in vielen Buckeln unerträglich gespannt. Indem er behutsam näher kam, spürte sie, wie der Ausdruck seines Gesichtes sich mehr und mehr des ihrigen als ein schmerzhafter Griff bemächtigte. Nun war er bei ihr und ließ sich neben ihr nieder. Das Mädchen bebte in atembeklemmter Furcht:

„Warum packst du mich ins Gesicht, Gottlieb?" fragte sie stammelnd.

„Liebes Lenlein, laß mich vor dir spielen!“ bettelte Meixner demütig. „Nur ein einziges Mal noch! Ich kann sonst nicht mehr arbeiten.“

Das Kind hatte vor Angst die Augen geschlossen und rührte sich nicht, als schlafe es.

Da begann Gottlieb aufs neue und noch dringender zu bitten: „Liebes Lenlein, mach' um Gottes willen bloß die Augen auf und sieh mich an. Du! Dann will ich spielen, wie das Wasser fließt, oder so wie der Vogel singt — — weißt du, daß du wieder tanzen kannst, du . . .“

Plötzlich war es dem Mädchen, als lege sich der Knecht wie ein Alb auf sie, und mit gellender Stimme schrie sie: „Nein . . . ! Nein! Hilfe! Nein! Nein . . .“

Der Meixner fuhr zurück, und die Harmonika fiel ihm aus den Händen.

Als er aufsah, stand der Heiligenbauer vor ihm; dessen Gesicht war blaß, und der Knecht sah, daß er die Lippen bewegte, aber in seiner Betroffenheit hörte er kein Wort. Der Sintlinger hob das zitternde Kind auf seine Arme und trug es in den Hof.

Dort wurde es sogleich ins Bett gebracht, weil es darnach verlangte. Sein Leib glühte wie im Fieber. Es lag mit großen Augen ganz still und fragte ein übers andere Mal leise, daß es kaum zu verstehen war: „Ist der Gottlieb noch da?“ Mit wenigen Worten unterrichtete der Sintlinger sein Weib von dem Vorfall und machte sich dann sofort auf, um von dem Meixner zu erfahren, was es eigentlich gegeben habe.

Als er vor das Blumengärtchen hinauskam, saß der Knecht noch an derselben Stelle, aber jetzt vornübergebeugt, auf die

Fäuste gestützt, und stierte unverwandt auf sein Instrument.

Auf des Sintlingers Fragen, was das heißen solle, daß er nicht bei der Arbeit bleibe, sich hereinschleiche und hier das Kind erschrecke, rührte er sich noch immer nicht, ließ sogar den Kopf verstockt noch tiefer sinken und schluckte ein paarmal druckend. Er solle doch wenigstens „Ah" oder „Bah" sagen, ermahnte ihn der Heiligenbauer gütig und berührte seine Schulter.

Da schoß Meixner unvermutet auf und stand im Augenblick dem Sintlinger wie ein weißglühender Feuerbrand gegenüber. Ja, er wisse schon, daß ihn niemand mehr leiden könne auf dem Hofe, der Bauer sehe ihn nicht mehr an, die Bäuerin drücke sich vor ihm, das Gesinde kehre mit Stallbesen allen Dreck hinter ihm drein, und das Lenlein hätten sie auch verhext, daß es vor ihm wie vor einem Räuber laufe. Das alles stieß er wirr untereinander umher. Sein ganzes Gesicht zuckte, und Tränen liefen ihm über die Backen.

„Ach so", sagte der Heiligenbauer darauf, „hm hm, was du dir da zusammengebraut hast, ist Narretei. Ich weiß jetzt. Das beste und einzige wird eben sein, du läßt das Harmonikaspielen hier im Hofe überhaupt."

Und wo solle er denn sonst spielen, fragte der Bursche höhnisch.

„Wo du sonst willst", antwortete der Sintlinger.

„Etwa im Felde? he? — was? — oder im Walde?" fragte der Knecht aus gespannter Brust heraus, als erwürge er.

„Das mache, wie du magst", erwiderte der Heiligenbauer

nun sehr ernst wegen der ungezähmten Wildheit des Burschen, „nur während der Arbeit und vor dem Kinde nicht mehr."

„So ist's am besten, ich spiele so damit", schrie der Knecht plötzlich unnatürlich gequält auf, als zerriß es ihm die Brust, bückte sich dann, hob die Harmonika auf, aber nur, um sie von neuem zu Boden zu schleudern, daß sie auseinanderbarst, und trat noch den Unglückskasten mit den Füßen kurz und klein.

Dazu schnob er mehr als er sprach in Wut und Verzweiflung, in Schmerz und Haß fortwährend nur das eine Wort: „So . . . so . . . so . . . so . . .", bis nur noch kleine Splitter den Boden bedeckten.

„Ja freilich", antwortete der Heiligenbauer kühl, als der Knecht die Vernichtung seines Instruments beendet hatte und blaß und bebend dastand, „das ist allerdings das beste für mich und dich, und hier ist dein Lohn für die Arbeit an deiner Harmonika und für deinen Dienst auf dem Hofe. Denn daß du damit Neujahr gemacht hast, siehst du wohl selber ein." Damit warf der Heiligenbauer zehn Mark in zwei Fünfmarkstücken zu den Trümmern und kehrte ruhig in den Hof zurück.

Neuntes Kapitel

Das Lenlein war bald das Fieber und die Angst wieder los, in die es der wildgewordene Knecht getrieben hatte. Meixner-Gottlieb aber verschwand noch denselben Tag unter dem Schutze des Abenddämmerns vom Hofe und erschien spät in der Nacht vor dem Hause seiner Mutter in Querhoven. Er donnerte ungestüm wie ein Trunkener mit einem Knüppel gegen die Tür, und als sein Onkel, — die Mutter wagte sich aus Furcht nicht über die Bodenstiege hinunter ins Haus —, bestürzt und ärgerlich den Riegel zurückgeschoben hatte, stürzte der Bursche schweigend, wie er draußen gestanden hatte, an dem Alten vorbei, fiel taumelig an der Hauswand zu Boden und begann sofort, mit einem seltsam gurgelnden Atem, zu schlafen. Kein gutes und böses Wort, kein Gerüttel vermochte ihn wachzukriegen, und als der Alte über sein Gesicht tastete, fühlte es sich welk und kühl an, beim Scheine einer Lampe aber gewahrte er, daß es in einem fort von Stößen lautloser Tränen überströmt werde.

Deswegen faßte Zenker an und trug den Gottlieb in die Stube auf die Wandbank, legte ihm ein Bündel alter Kleider unter den Kopf und rückte den Tisch hart heran,

daß der Bursche, der an seinem Schlaf wie an einer Krankheit litt, nicht herunterfalle, wenn er sich rühre.

Als am anderen Morgen die beiden alten Geschwister bei guter Zeit aus ihren Betten auf dem Boden herunterkamen, saß der Gottlieb schon aufrecht da, den einen Ellenbogen auf die Platte des weggeschobenen Tisches gestützt, den anderen Arm aber steif mit ausgebreiteter Hand wider den Banksitz getrieben, wie ein Stock, der in die Erde gestoßen ist. Sein Gesicht, blaß und bitter, war geneigt, die Augen standen regungslos und verloren. So saß er und rührte sich nicht. Kein Fragen nutzte, kein Rütteln half, und als ihn der alte Zenker packte und aufstellte, hing er wie ein Sack in seinen Armen, kehrte aber, losgelassen, wieder in die frühere Gebärde eines erschöpften, irrgewanderten Flüchtlings zurück.

Bis dem braven Wirtschafter doch der Draht zu kurz wurde und er mit einem zornigen Faustschlag auf den Tisch erklärte, daß, wenn er nicht krank oder trunken vom Hofe zu Hemsterhus gekommen sei, ihn irgendwie ehrenrührige Teufelei über den Hübel hinuntergetrieben habe. Kaum aber hatte der Alte Zeit, das letzte Wort dieser Beschuldigung herauszubringen, so kam über den Gottlieb eine fast irre Wut. Er sprang auf, verfärbte sich noch um einen Ton ins Fahlere und machte Miene, auf den Alten loszugehen. Seine Mutter aber fiel ihm in die Arme, und so immer gegen sie ringend, brüllte er wie ein Todwunder: „Die Seele haben sie mir gestohlen! Die Seele haben sie mir gestohlen, die dreimal Verfluchten, ihr werdet's alle sehen!" Dann mengte er unter immer neuen Verwünschungen die Schwerdtner-Josefa, das Leierweib, das Len-

lein, den Bauer, die Bäuerin und das ganze Gesinde untereinander, daß niemand klug daraus werden konnte. Am wildesten aber war seine Wut über das blinde Kind auf dem Heiligenhofe.

Ihren Namen sprach er leise in schmerzvollem Haß noch eine Weile vor sich hin, als er schon wieder regungslos hinter dem Tische saß wie vorhin und auf alles Zureden hartnäckig schwieg.

Zenker und seine Schwester waren nun nicht klüger als vorher, doch hatte ihre Sorge wenigstens ein Zipfelchen von Ahnung durch den Zorn in die Hand bekommen, den der Bursche auf das Heiligenleinlein geworfen hatte. Was es aber mit dieser Wut für eine Bewandtnis habe, war dem Burschen nicht mit Winden und Schrauben abzugewinnen, daß dem Alten endlich nichts anderes übrigblieb, als sich auf dem Sintlingerhofe reinen Wein einschenken zu lassen.

Indes, kaum tat Zenker die alten Schlürfer von den Füßen, stieg umständlich in seine Langschäfter und langte sich die Jacke aus dem Kramwinkel neben dem Topfschränkchen, so brach das Toben abermals aus dem versunkenen Burschen, und zwar diesmal mit solcher Unbändigkeit, daß es wirklich schien, in seinem Kopfe seien alle Dübel auf einmal geplatzt. Nicht nur, daß er wieder die Bewohner des Heiligenhofes durch alle Pfützen der Lästerung schleifte, er schwor, nie mehr in seinem Leben durch dies verfluchte Tor zu gehen. Aber ebenso sicher sei es, daß seine Sachen auf ewig dort bleiben müßten, wo er sie hingelegt habe, in der Kammer auf dem Sintlingerhofe, und wenn nur einer Miene machte, sie von da wegzubringen, sie hinter die Scheuer auf den Scherbenhaufen zu werfen oder hierher

zu schicken, irgend so etwas dergleichen, so, das schwöre er, passiere das Schlimmste. Da sei es mit ihm zu Ende, und er müsse den Hof anzünden, das Getreide auf dem Halme, oder das Vieh mit Nadeln füttern.

„Das tue ich!" brüllte er am Schluß, machtlos und heiser. „Das tue ich. Denn das Kind hat mich um meine Seele gebracht."

Allein, der Alte hörte schon gar nicht mehr nach ihm hin, sondern schritt finster und blaß über die Schwelle aus dem Hause, seine Schwester hinter ihm, mit bebender Hand den Schürzenzipfel in die Augen pressend.

Das Haus der Zenker-Rosalie lag in einem geräumigen Gras- und Baumgärtchen, kaum zwei Beete weit vom Hornwasser, über das ein Schwartensteg in die Dorfgasse führte. Dort eben, als Zenker den ersten Schritt auf das wacklige Brücklein getan hatte, erwischte Rosalie seine Hand und sah ihm verstört in die Augen.

Da schüttelte er als Antwort stumm den Kopf, sah ernst die Hüttengasse Querhovens hinauf und dann hinunter, und die Blicke der Armen hingen an seinem Betrachten. Auf diese Weise gerieten die Augen der beiden an einen Hof, der auf einem felsigen Bodenstoß fast senkrecht über dem Hornwasser lag, das dort eine Art Teich bildete, ehe es um die Felsen fand.

Dieses Gehöft, das weitläufig und wacklig, stolz und struppig zugleich war, gehörte dem einzigen Großbauern von Querhoven, dem Elias Meixner.

„Von dem hat er's. Sonst nichts", sagte Zenker dumpf, als sie eine Weile die Wirtschaft betrachtet hatten.

„Meixnergetolle! Sägespäne, kein Zenkerblut, Sale,

nicht eine Ader Zenkerblut! Adje. Ich will sehn, wie ich beim Sintlinger wieder die Mutter auf die Schraube bring'."

Die letzten Worte sprach er schon im Gehen. Dann sah ihn die Frau schon nicht mehr, sondern hörte nur von Zeit zu Zeit sein leises Gehüstel, das wie höhnisch belustigtes Lachen klang, so wie: „Laßt mich mit den Menschen zufrieden!"

Auf dem Sintlingerhofe fand er den Bauer gleichmütig und gefaßt wie immer, nicht eine Spur der Luft war zu merken, die sein Neffe eingesogen hatte und die nichts anderes vermuten ließ als das eine, aus dem Heiligenhof sei wieder der Fremdhof geworden und der Teufel reite schon am frühen Morgen auf allen Hexen.

Nur Johanna verfärbte sich furchtsam, da sie von dem vollkommenen Umsturz Gottliebs hörte, tröstete sich dann wohl einen Augenblick in dem Gedanken, daß den Burschen ein Wahnsinnswirbel gepackt habe, verfiel aber schließlich doch noch in ernste Befangnis wegen des besonderen Hasses, den der verkehrte Mensch gerade auf das Lenlein geworfen, und seiner abscheulichen Drohungen gegen den ganzen Hof.

Der alte Zenker aber saß, drehte seine Mütze zwischen den Knien und schüttelte begütigend und mißbilligend den Kopf zu allem, was die Bäuerin sprach. Und als sie damit zu Ende gekommen war, meinte er, wenn es dem Gottlieb wirklich den Kopf aus allen Gelenken rücken sollte, daß er herkäme, um über den Hof den roten Hahn zu blasen, so wäre er, sein Onkel, noch immer da, und anders als über

seinen todkalten Leib gelinge es dem Burschen nicht, durchs Tor zu kommen.

Der Sintlinger und sein Weib sahen gerührt den biederen Alten an, aber aus einem anderen Grunde, als Zenker glaubte.

„Natürlich", sprach er lächelnd weiter, „denkst du denn, Bauer, daß ich noch einmal nach Querhoven hinübergeh? Seit der Bursche so ist, schüttert doch das Haus der Sale den ganzen Tag wie eine Tollbude. Und da lärmt noch das Kopfkissen im Bett. Also, zusammengeflickt bin ich wieder zum gröbsten, und wenn du auf dieselbe Seite siehst wie ich, bin ich, was ich früher war, und bleibe auf dem Hofe."

Das war der Sintlinger zufrieden, wenn er auch meinte, die ganze Treiberei mit dem Gottlieb habe gar nichts auf sich, denn den Burschen habe niemand als der Querhovener Bock und das an einer besonders verrückten Seite gestoßen oder, wie der Pfeifferkantor von Hemsterhus sagen würde, der wiedertäuferische Teufel habe ihn unter der Fuchtel.

Also lächelte man am Ende über den ganzen Handel. Der Kram Gottliebs blieb auf der Kammer des Sintlingerhofes, wo er ihn hingelegt hatte, der alte Zenker kutschierte die Wirtschaft wie früher, die Bäuerin führte ihr altes gütig-festes Regiment im Hofe.

Der Sintlinger aber wurde vornehmlich von einem verwundernden Staunen angehaucht über die Macht seines einzigen Mädchens, wo immer sie das Gesicht hinlenke, ungewöhnliche, tiefgehende Ereignisse zu wecken.

Zehntes Kapitel

Trotzdem war kurze Zeit nach jenen Vorfällen das Seelenwetter des Sintlingers nicht das ruhigste. Aber er ließ sich aus dem Bereich des Geistes doch nicht herausbringen, in den ihn sein Leben und vor allem sein geblendetes Kind geführt hatte.

Auch als die ganze Gegend von der Anklage des tollgewordenen Gottlieb widerhallte, regte sich der Heiligenbauer zu keinen Gegenmaßnahmen. Trotzdem der Bursche nichts tat, als gegen das Kind zu wettern: das Sintlingermädchen habe ihm die Seele gestohlen, behauptete er in wilder Einförmigkeit, es sei kein richtiger Mensch, sondern ein albisches Wesen, aus allem unterirdischen Schäumen des Sintlingerschen Tollblutes gemacht, und wem daran liege, bei sich selber zu bleiben, der solle sich hüten, in das Licht ihrer verhexten Augen oder in den Bereich ihrer besprochenen Stimme zu kommen.

Immer von solchen Schimpfreden gebeutelt, wanderte er aus einer Schenke in die andere, belästigte, wen er nur erwischen konnte mitten auf den Wegen, zerwühlte einsame Wiesen mit seiner Schmerzunruhe, dörrte sich auf sonnigen Abhängen bis ins Flimmern tierischer Glutaugen und versank endlich auf tagelangen Streifereien durch unwegsame Walddunkelheiten in finstere, stumme Geladenheit, die tage-

lang währte, als sei sie der Beginn jener dumpfen Verblödung, in die die Exaltationen Verrückter so oft münden.

Allein, wenn dann seine Mutter zu hoffen begann, daß sich ihr Sohn durch die Tür des Schweigens zu seinem alten Wesen zurückfinden werde, warf er alles wieder in der alten Rumpelfahrt um. Unversehens fast. Ein verlorener Sonnenstreifen, der über sein Auge spielte, das ferne Anhauchen einer kindlichen Singstimme, einmal sogar das Flügelhuschen eines Vogels vor dem geöffneten Fenster, genügte, sein Schäumen aus allen geheimen Banden zu reißen und ihn wieder durch die Schenken, auf die Wege, durch Dörfer und Einsamkeiten zu führen und die ganze Gegend mit der verrückten Beteuerung zu erfüllen, daß ihm das blinde Kind auf dem Heiligenhofe die Seele gestohlen habe.

Der Prahlmeixner, sein Onkel, war im geheimen immer hinter ihm, gab ihm in allem recht, richtete seinen Beutel an, der sich bei diesen ruhelosen Wanderungen sehr bald verschwächte, und nahm ihn gar in seinem Hofe auf, als die Meixner-Sale, seine Mutter, alle Hoffnung verlor und ihn des Hauses verwies. Denn der große Elis von Querhoven, wie man den Bauer hin und wieder spöttisch nannte, betrieb sonst das ärgerliche Tollen und bunte Schwärmen in der Gegend selber und fand es nun einmal ausnehmend bequem und possierlich, gleichsam sich selber zuzuschauen, wie er die Dörfer auf und zu wirbelte. Ja, der Gottlieb brachte das plärrende Krachen mit der Stimme, das endlose Geträtsch, das eigentlich nur aus Beleidigungen und Verunglimpfungen anderer bestand, noch besser als er selber fertig. Nur die harte Stirn fehlte dem Gottlieb, mit der der Prahlmeixner allen Schimpf an sich abprallen ließ,

den ein solches Leben des Ärgernisses immer einbringt. Denn sobald dem Burschen ein Gesammelter ruhig mitten in den Strom seiner Schimpfereien schnitt, konnte er sich nicht wie sein Onkel mit einem knotigen Witzeln aus der Schlinge ziehen, sondern hörte sich die Vorhaltungen des Ehrenmannes an und schlich geduckt davon, ja, manchmal bekam er gar beißende Tränen in die Augen und ließ sich dann tagelang aus seinen Waldverstecken nicht herauslocken.

Wenn es nicht vollkommen absurd wäre, weil sein Wesenszusammenbruch von einem kindhaften Mädchen herrührte, so müßte man sagen, er benahm sich wie ein Hilfloser, dem die Liebe das erstemal im Leben die Seele bis auf den Grund umgepflügt hatte. Allein, die Leute merkten an seinem Schicksal doch einen geheimen Schimmer himmlischen Glanzes, denn nur wenigen der tausend unfreiwilligen Zuhörer fiel es ein, seine Lästerungen ernst zu nehmen und den Heiligenhof mit all seinen Insassen wieder in den Schatten seines alten, schlechten Rufes zu rücken, sondern man hörte aus seiner Wut nur die Verkündigung wunderbarer Kräfte heraus, mit denen das blinde Kind des Sintlingers ausgerüstet war.

Gottlieb Meixners Zorn wirkte dasselbe wie das leise Lied der Schwerdtnerin, nur daß sie das gerade Gegenteil behauptete, von dem Mädchen ein neues Leben geschenkt erhalten zu haben. So wurde das Lenlein von den beiden, von ihrem Verleumder und ihrer Bewundererin, in den Schein eines fast außerirdischen Daseins gehoben, und der Name Heiligenhof, der einstmals nach der Geburt des Mädchens mehr spöttisch als ernst dem Besitztum ihres Vaters beigelegt worden war, bekam jetzt einen noch wundersameren Klang tiefer Bedeutung.

Elftes Kapitel

Dann und wann blieb schon einer stehen, der von Hemsterhus oder aus einem Orte weiter nach dem Westfälischen hin an dem Heiligenhof vorüber mußte, um durch den großen Wald an den Rhein zu kommen; er blieb auf der Straße stehen, wo der Zufahrtsweg abzweigte, äugelte hinauf zum Sintlingerstein, streifte mit eiligem Blick ums Tor oder schaute auch vom Waldrande her nach dem Hofe hinunter, und mußte es sich im einsamen Weiterwandern gestehen, daß wahrhaftig um den Hübelhof eine geheimnisvolle Luft stehe, und wenn man nicht gar zu zweifelsüchtig sei, so könnte man ruhig sagen, es schimmere gar etwas wie ein verborgener Glanz um die Torlinden und spiele den First der Häuser entlang.

Manch andere stiegen eigens von Brederode durch den Buchengrund herauf und wanderten wie von ungefähr hinter dem Hofe am Blumengärtlein vorüber, die Augen rund wie Hosenknöpfe vor Neugier, das Gesicht zu einem gefälligen Lächeln, den Mund zu einem geschickten Worte schon vorbereitet, im Fall man ja das blinde Lenlein zu erblicken das Glück hätte.

Und so kam es denn wohl vor, daß solch Aufgeregte förmlich erschraken, wenn das Mädchen plötzlich in der Nähe

fröhlich auflachte oder gar neben ihnen stand, und in ihrer Eitelkeit und Prahlsucht beteuerten sie nachher, sie hätten beim Anblick des Kindes ein Schauern ums Herz gefühlt, als wäre etwa das Jesulein leibhaftig vor ihnen gestanden.

Tölpelhafte lehnten sich geradeswegs unters Tor und drohnten unentwegt in den Hof, bis sie das Mädchen erblickten oder endlich von irgendwem über den Hübel hinuntergewiesen wurden. Dann fuhren sie im Davongehen unter die Mütze, kratzten sich den Schopf und meinten so vor ihre Füße hin: „Jeje, freilich könne es schon möglich sein, daß in dem Kinde Außergewöhnliches hecke. Aber eigentlich zu sehen sei da weiter nichts, und der Heiligenbauer habe eben auch den Boden hinten in den Hosen."

Nicht lange, und der Ruf des hübelheiligen Mädchens gloste nicht nur durch jene Ortschaften, die von dem Zungenwirbel des Meixner-Gottlieb oder die Lieder der Schwerdtnerin vorbereitet waren, noch darüber hinaus munkelte man von einem Wunderkinde, das irgendwo am Rheine aufgekommen sei.

Keinem ging das mehr wider das Blut als dem Andreas Sintlinger und seiner Frau. Johanna wurde von diesem Treiben vornehmlich wegen der Stille und Einfachheit ihres Gemüts unerfreulich berührt, den Heiligenbauer stieß es wider die Seele, weil er fürchtete, das wunderwürdige Wesen seines geliebten Kindes könne durch solch vorzeitiges Lobgebläse auf Abwege der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit geführt werden und, von dem Atem der Menge versehrt, in ähnliche Verwicklungen geraten, wie sie dem Faber-Rebellen widerfahren waren, der ja auch nur gefallen war, weil er sich auf die Schultern aller nieder-

gelassen hatte. Doch das waren Gründe, die er ganz für sich behielt, zu seinem Weibe sprach er von seinem äußerlichsten Widerwillen, von dem Ärger, daß das Leierweib, die Schwerdtnerin, gleichsam mit der Stimme ihres Lenleins von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf ziehe und sich Kropf und Schürze fülle. Und weil das Lenlein zu der Zeit in ihr siebentes Jahr eintrat, wo andere Kinder zur Schule zu wandern beginnen, beschloß der Heiligenbauer, eine Lehrerin auf den Hof zu nehmen, um seinem einzigen Mädchen durch nichts die Welt zu stören, in die es hineingeboren war. Eigentlich stammte der Gedanke mehr von der Heiligenhofbäuerin und floß bei ihr aus einer Überlegung her, die gerade das Gegenteil vom Ziele ihres Mannes bezweckte. Das Kind sollte nach der geheimen Absicht des Weibes aus den eigenen wundersichtigen Traumweiten für die Erde der anderen vorbereitet werden, in die sie nach der Meinung des Münsterschen Arztes doch einmal eintreten würde, wenn ihr Schicksal reif sei.

Die beiden vergatteten Menschen, der Sintlinger und seine Johanna, fanden, wenn ihnen auch vom Ahnen ein Geruch dieser geheimen Entfremdung zugetragen sein sollte, nichts als die Betätigung unverbrüchlicher Liebe darin, der der unbedenkliche Mut eigen ist, dem anderen Teil die Freiheit des Wesens ganz einzuräumen, weil jedes weiß, daß verschiedene Instrumente dieselbe Melodie eben ein wenig anders spielen.

Der Sintlinger fühlte sich nun der Aufgabe nicht gewachsen, irgendwo aus dem grauen Weiten heraus den richtigen Menschen zu finden, der seinem Lenlein Genossin und Führerin sein könnte, und überließ so mit erleichtertem

Aufatmen seinem Rechtsbeistande, dem Schwiegersohn des wunderlichen Notars, der des alten Klim spärliche Rechtsverrückungen repariert hatte, die Auskundschaftung zu betreiben. Der Zufall, die Menschen sind gewohnt so zu sprechen, wollte es, daß der Münstersche Professor Flöreck in seinem Hausblatt die Anzeige fand, die der Rechtsanwalt hatte für den Heiligenbauer einrücken lassen, und die Tochter eines kleinen Böttchers empfahl, in dessen Familie er aus barmherziger Liebe der ärztliche Helfer und tatkräftige Freund war. Dieses Mädchen hatte das Lehrerinnenexamen abgelegt und war dann aus Anlässen des Hauses in den Blindenunterricht hineingekommen. Eigentlich ihrer Mutter halber. Die hatte zwar keine blinden Augen, aber die graue Hand hatte ihr darübergestrichen, und wie beim Schwerdtner, dem Orgelmann, schwankten alle Dinge der Außenwelt seitdem als unbestimmtes Gewölk um sie, und es hatte sich schon etwas von dem hoch ausholenden Schritt der Blinden an ihr eingefunden, doch wenig von deren friedensweiter, stets wundersichtiger Seele, sondern sie füllte ihr Leben mit Seufzen und Mißvergnügen, so daß ihre Kinder die Kostbarkeit einer Mutter eigentlich mehr durch ein grämliches Zwielicht spürten, das um sie schwebte und das das empfängliche Gemüt der Unmündigen um so stärker drückte, weil der Vater seinen ganzen Tag in den großen Fässern umherwerkte und fortwährend von dem Donnern eingeschlossen war, das er mit dem Dübelhammer aus dem eichenen Holzgebauche herausschlegelte. Das Mitleid mit ihrer freudlosen Jugend führte sie in den Blindendienst.

Professor Flöreck hatte kaum die Anzeige gelesen und den

Namen des Sintlingers in seinem Gedächtnis hinklingen lassen, so sah er die schwarzen Augen eines stahlharten, kleinen Mannes wie zwei sausende Flintenkugeln auf sich eindringen und erinnerte sich plötzlich des rätselhaften Falles der Augen des kleinen Lenleins, es war ihm nämlich, als sehe er den Spiegel eines stillen Teiches regungslos vor sich in der Luft hängen.

Denn er kannte und unterschied die Menschen nur nach den Augen, wie sie der Schuster nach den Schuhen, der Fleischer nach der Feistheit und der Schneider nach den Kleidern beurteilt, und spürte einen schwachen Hauch der seltenen Ungewöhnlichkeit des Heiligenbauers über die Reihe der vergangenen Jahre hin an sich vorüberstreichen.

Sein Schützling aus dem Böttcherhaus hatte eben die staatliche Blindenlehrerprüfung hinter sich gebracht und war dankbar, daß ihr der Professor auf den Weg zu einer Beschäftigung helfen wollte, in der sie das Erlernte lebendig erhalten, tätig ausbilden und durch Erfahrung erweitern konnte, bis sich die erwünschte Lücke im staatlichen Dienst für sie öffnen würde.

Die Papiere des Fräulein Elfriede Knille, so hieß die Böttcherstochter, wurden also gesammelt, der Professor schrieb einige Zeilen Empfehlung dazu und sandte sie ab.

Als Johanna diesen Brief empfangen hatte, atmete sie erlöst auf. Denn die aus allen Weltgegenden auf den Heiligenhof eindringenden Angebote schillerten in den buntesten Versprechungen, verstiegen sich hie und da zu Drohungen mit dem düstersten Schicksale im Falle der Ablehnung, waren angefüllt mit Selbstgefälligkeiten und dem Nebengeräusch mancher anderen Menschenschwäche, daß es

der armen Bäuerin vorkam, sie stehe mit ihrem einzigen Kinde auf öffentlichem Markt und wolle es an einen Unbekannten aus der tobenden Menge verkaufen.

Andreas aber, als er auf dem ersten Zeugnis in großen Lettern das Wort Blindenlehrerin gelesen hatte, war einen Augenblick aus dem Finstern her betroffen, schob die Brauen zusammen und wollte von da an mit allem nichts mehr zu tun haben. Es handle sich um ein fraulich Wesen, meinte er, und da habe allemal ein Weib eine bessere Witterung als der Mann, denn er wähle ja die Mägde, die auf dem Hofe gebraucht würden, auch nicht. Er machte sich nichts daraus, daß das, was er sagte, nicht stimmte, er beharrte nur in folgerichtiger Hartnäckigkeit innerlich auf der Überzeugung, daß sein Kind nicht blind sei, und hätte am liebsten jeden Brief, der das Wort blind enthielt, ohne Bescheid wieder zurückgeschickt.

Johanna aber las die wenigen Worte des Professors wieder und wieder und fühlte sich immer tiefer in den Gedanken an eine Fügung hinein, die sich des Münsterschen Doktors bediente, damit alles systematisch geschehe, jenes Ereignis vorzubereiten und seinen Eintritt womöglich zu beschleunigen, von dem Flöreck als von einer Sicherheit gesprochen hatte — so meinte sie wenigstens in eigenwilligem Hoffen —, die Zeit nämlich, wo die Finsternis über Lenleins Augen erfüllt sein und der Schleier von ihren Blicken weggezogen werden würde. Zwingend empfand sie, dieses Fräulein Elfriede Knille nicht zu wählen, käme dem Willen gleich, das liebe Kind nicht ins Licht führen zu wollen.

Deswegen war die gute Heiligenhofbäuerin etwas enttäuscht, als die Lehrerin auf dem Hofe ankam. Denn nicht

nur die Hoffnungen des Menschen tragen die Farbe und den Klang seines Wesens, alle Gestalten, die durch das Wunsch- und Sehnsuchtstor aus unseren Herzen schreiten, nehmen dessen Schlag mit, sind aus unserem Leibe geboren, und der Schimmer unserer Seele glimmt aus ihnen. Elfriede Knille hatte nichts von frommer Güte, nichts von der Befangenheit in tausend Geheimnissen. Als sie von Johanna unten am Zufahrtsweg empfangen wurde, stieg sie aus dem Wagen, schüttelte sich das Kleid zurecht, gab sich mit den Schultern einen ordnenden Ruck und reichte erst dann der Sintlingerin die Hand, und das mit einem spürbaren Anflug von Wohlwollen, als ob sie einer schüchternen Schülerin Mut mache. Dem Lenlein fuhr sie durch das blonde Gelock, koste es mit der Hand, sprach plötzlich ein wenig falsettierend von dem lieben, kleinen Menschlein, das sie noch besser kennenlernen werde, und machte dann Anstalt, das Kind auf den Arm zu nehmen, es an sich zu nehmen und zu küssen oder nur in die Luft zu schwenken, man weiß es nicht. Sie hob es bis in die Höhe des Busens, von dem einige korrekte Andeutungen vorhanden waren, und setzte es mit dem überraschten Ausruf: „Ach, wie leicht! Nein, federleicht!" wieder auf den Boden. „Mitten in dieser gesunden Gegend so etwas Zartes", sagte sie dann etwas betroffen, als fühle sie, die Bäuerin verletzt zu haben. „Man ist erstaunt. Durchaus erstaunt. Nicht wahr? Ah, das also ist ihr Hof! Rein wie eine Burg. Wirklich."

Dann trat sie auf die Seite, um das Gefährt vorüberzulassen. Die Pferde legten sich schnaubend ins Geschirr und mußten sich nach ihrer Meinung sehr anstrengen. „Das sind mindestens fünfzehn Prozent Steigung. Vielleicht

wird das Kind durch die fortwährende Überwindung des kupierten Terrains übermäßig angestrengt und damit innerlich bewegt, beziehungsweise angegriffen. Der erste Punkt aber einer ersprießlichen geistigen Arbeit ist körperliche Kraft. Denn schwerer als die Luft steigt am sichersten in die Höhe oder ‚Mens sana in corpore sano', wie die Alten sagten", unter solchen Verlautbarungen, die halb aus Befangenheit, halb aus der Absicht „Balken zu zeigen" entsprangen, wie die Baumeister sagen, stieg sie neben der Sintlingerin kerzengerade, ruhig und würdevoll den Hübel hinauf.

Nachdem sie noch den „Herrn Gutsbesitzer Sintlinger" begrüßt hatte, durch das Gehöft geführt worden war, hörte man noch lange ihren abgemessenen, taktmäßigen Gang aus dem ersten Stock, wo sie untergebracht worden war, gegen die Decke klingen.

Da sagte das Lenlein, die zwischen Vater und Mutter sitzend dem Schreiten über sich mit sichtbarer Betroffenheit gelauscht hatte, mitten ins Gespräch der Eltern: „Weißt du, Mutter, ich hab's genau gesehn!"

„Was gibt's denn, Lenlein?" fragte Johanna.

„Das Fräulein ist gerade wie ein Baum. Ganz hoch. Aber ohne Äste. Bloß oben ein wenig. Und wenn sie redet, geht ein Türchen auf wie bei unserer Uhr, und der Kuckuck ruft."

„Ja, weißt du, Lenlein, und wer der Kuckuck bei dem Fräulein ist?" fragte der Heiligenbauer.

„Aber freilich", antwortete das Mädchen, „das Mundreden ist's."

„Nein, das Klugsein, Lenlein", sprach Johanna mit

schwachem Verweisen, „und so klug wirst du jetzt auch werden."

Da bekam das Kind ein stilles, bekümmertes Gesicht, spielte betroffen mit den Fingern und fragte nach langer Weile mit einem tiefen Atemzug des Bangens: „Ja — muß ich auch?"

Nachdem so der Einzug der Jungfrau Knille vor sich gegangen, ließ der Sintlinger ihr Wesen durch seine Gedanken wandeln und sah ein, daß es gut sei, mit seiner Sorge nicht das Beginnen der Lehrerin zu beeinflussen. Das Lenlein hatte mit ihren Worten eine solch traumhaft sichere Beurteilung des Fräuleins verraten, daß den Bauer nur mehr die Spannung erfüllte, welches der Ausgang der Unterweisung sein werde. Er beschränkte sich deshalb darauf, dem Fräulein durch Johanna nahelegen zu lassen, daß von dem Lenlein das Bewußtsein der Blindheit für immer und das Wissen um den Tod vorerst noch ferngehalten werde. Elfriede Knille strich sich daraufhin mit den geraden Fingern der rechten Hand von der Nase her über den Mund, sah die Bäuerin mit spöttischer Lustigkeit an, begann seitenlang von den Forderungen der Wahrhaftigkeit zu tönen, von dem Mut zur Selbsterkenntnis, dem Wert unerschrockener Einsicht, und erklärte sich schließlich unter Achselzucken und Hauptwiegen damit einverstanden.

Sie war eine zu vorzügliche Schülerin gewesen und hatte darum über den Stolz, eine tadellose Lehrerin zu sein, verabsäumt, ein lebendiger Mensch zu bleiben. Durch ihr Studium hatte man sie an das Schiff fremder Kenntnisse geschmiedet, und nun fuhr sie mit fremden Rudern, segelte

im Atem der Erkenntnisse anderer und sah das Ziel alles Unterrichts in der Übermittlung eines reichen Wissensstoffes, der nach erprobten didaktischen Regeln gut geordnet an den Schüler herangebracht wurde. Der Forderung des erzieherischen Einschlages in ihren klaren pädagogischen Regelstaat suchte sie durch sentimentalische Mätzchen gerecht zu werden, die jedoch nichts als komische Mäuseschwänzchen waren. Zudem huldigte sie dem Unfug der nur fragenden heuristischen Methode so ausschließlich, daß sie sich durch diese klappernde Spiegelfechterei glücklich vor der Einsicht in das Wesen des Kindes bewahrte und das geistige Leben des Schülers langsam, aber sicher aus der tiefsten Gemütsgebundenheit in die gewitzte Betriebsamkeit eines oberflächlichen Rationalismus trieb.

Wenn alle Lehrer wüßten, daß der innere Zustand des Unterweisenden die Vorbedingung alles Lehrerfolges ist, die Zahl der Munddrescher nähme ab, und reumütig stiegen die schulmeisterlichen Scharen von den methodischen Holzpferdchen herab, auf denen sie selbstgefällig vor den Kindern auf und nieder galoppieren. Jeder Lehrgegenstand bedarf einer neuen Einstellung der Seele, jedes Kind hat eine andere Innenwelt mit einem anderen Klima. Wer von den Wundern seines eigenen Gottes nicht geblendet ist, vermag in die göttlichen Tiefen des Kindes nicht vorzudringen, die erschlossen werden müssen, wenn der Kopf des Zöglings mehr als ein geistiger Handfertigkeitsschwank, sein Herz mehr als ein vulgärer Gefühlswiederkäuer und sein Leben mehr als ein nützliches Geräusch werden soll.

Wahrscheinlich hatte Elfriede Knille diese oder ähnliche Ansichten auswendig gelernt. Nun aber war der Vor-

bereitungszustand glücklich überwunden. Jetzt schritt sie gesammelt, sicher gerichtet, sorgfältig eingestellt zur Ausführung ihrer Aufgabe. Sobald sie zu lehren anfing, wurde ihre Stimme grammophonisch, ihre Haltung gezwungen, ihre Bewegungen exerziert unpersönlich, ihr Lachen künstlich, ihr Gesicht leidend-ernst, und ihre Augen standen wie zwei Bohrwerkzeuge unter der Stirn. Denn ein weibliches Wesen, das noch nicht geboren hat, kann kein Lehramt versehen, weil erst die Mutterschaft ihre Säfte reif, süß und voll macht zu diesem göttlich-mütterlichen Geschäft. Sie ist ein Unterrichtsapparat, nicht mehr.

Was kann ein solches Wesen von dem selig-schönen Geschäft verstehen, wie ein Mensch entbunden wird, wie ein Mensch aus der reinen Seele in den Geist geboren wird. Es ist eine gar schwache Brücke, auf der er durch das Wunder der Dinge herübergelockt wird auf diese Erde, auf der er Wohnung nehmen soll, bis er durch das Tor des Todes wieder davonwandert, hinüber. Wie erstaunen die Kinder vor den Bildern dieser Erde, wie glücklich sind sie, wenn sie den göttlichen Sinn aus ihnen klingen hören, der in ihrem Ohr aus der ewigen Heimat her noch nachtönt. Gar wählerisch und achtsam muß die Hand sein, die sie leitet, von dem Verwundern durch das Staunen in die leise Enttäuschung des Begreifens. Das Lenlein vom Heiligenhofe ging diesen Weg wie alle Kinder. Aber es mußte, schwerer nur, noch ein Vorstadium, das der Furcht, durchleiden, das bei anderen Kindern nicht länger als ein Vorüberhuschen dauert. Vor jedem neuen Gegenstand zagte das Sintlingerkind wie vor einem Abgrunde und hatte die Empfindung, hilflos wie durch ein Loch ins Bodenlose hin-

ausstürzen zu müssen, wenn es ihm nicht gelang, das neue Unbekannte sich vertraut zu machen und der Welt ihres Innern einzureihen. Deswegen sah man sie vor neuen Dingen oft bis hart an die Tränen heran beben und sie dann mit zitternden, wie gierig saugenden Fingern betasten. Der Erkenntnisdrang war bei ihr brünstiger, weil er nicht durch die vorwitzige Naschhaftigkeit der Augen abgeschwächt und zerstreut wurde, ehe er sich sammelte. Ihr Wissensdurst war ein lautloser Strudel, der alles in seinen bodenlosen Grund schlürfte, was in seine Nähe kam. Doch, was einmal durch das rätselhafte Tor ihrer Sinne in sie gewandelt war, stand in ihr sicher geborgen und wurde nicht so leicht wie bei Augenmenschen durch einen neuen Anblick in Frage gestellt.

Auf alles das nahm, weil es sich ihrem Ahnen entzog, das Fräulein keine Rücksicht. Sie hatte sich vorgenommen, das Heiligenkind in allen Disziplinen tüchtig voranzubringen, und setzte die Saugnäpfchen ihrer Fragen an, jagte es durch das hölzerne Gedärm zielfester Lektionen, nötigte ihm durch ein regelrechtes Inquisitionsverfahren die eigene Ansicht auf und milderte keine Sekunde die kalte Kraft ihrer Augen, die sehende Kinder in eine immerwährende Spannung der Furcht versetzte und die selbst durch den Schleier drangen, von dem das Lenlein eingehüllt lebte. Dieses Kind, das bisher gewohnt war, durch das sperrangelweit geöffnete Seelentor der Menschen, mit denen es lebte, in die Welt der Umgebung zu fahren, befand sich, wenn der Unterricht der Lehrerin kaum eine Viertelstunde gedauert hatte, einer fensterlosen Wand gegenüber, alles war ihr verschlossen, sie war wirklich „wie vernagelt". Diese Worte

sagte Elfriede Knille fast immer erregt und geringschätzig zu sich, wenn das Lenlein geduckt, freudlos, matt aus der ruhelosen Wolke der Unterrichtsstunden entlassen wurde.

Es half nichts, daß die Lehrerin sich auch der freien Zeit des Kindes bemächtigte, um sich durch das bunte Pförtchen des Spiels in die Welt dieses wunderlichen, kleinen Wesens zu schmuggeln oder wenigstens einen Blick in diese Verzauberungen zu tun. So interesselos ihr Unterricht das Kind machte, so stumpf machten es ihre Spielreizungen. Lenleins feiner Instinkt witterte mit Recht irgendeine Absicht der Vergewaltigung und ließ die Spiele wie Lektionen an sich niedergleiten oder schluckte sie wie eine überflüssige Medizin, drehte sich unbewegt, lief blassen Gesichts, sang seelenlos und unfroh und versank, überdrüssig geworden, in eine Gleichgültigkeit, die so unwirklich war wie etwa die Gebärde einer einsamen Blume im Felde. Indessen, um das Sintlingerkind doch aus der Verwunschenheit zu locken, verfiel das Fräulein auf allerhand spielerische Mätzchen, zwang sich zu komischen Drollerien und hüpfte gar wohl neckisch um die Kleine, die all das unbewegt ertrug oder höchstens die Lippen zu einem Lächeln bog, das mehr wie Spott aussah.

„Gefällt dir das?" fragte Fräulein Knille dann.

„O ja", war die Antwort.

„Warum spielst du denn nicht mit?"

„Du spielst ja."

„Aber da tu doch auch mit."

„Nein, es sind deine Spiele."

„Willst du mich nicht deine Spiele lernen?"

„Die kannst du nicht verstehen."

So endeten alle Bemühungen der Lehrerin, die schon anfing, zu manchen Zeiten dem Gerede der Leute in der Umgegend recht zu geben, daß dies Kind nicht wirklich, sondern ein elbisches Wesen sei.

Es nützte auch nichts, als Fräulein Knille dem Sintlinger vorsichtige Andeutungen ihrer Not machte und von fern seine Hilfe heranwinkte. Der Heiligenbauer hörte sehr aufmerksam zu, nickte dann gedankenvoll und verließ sie, mit großen Augen vor sich hinblickend, ohne einen Bescheid zu geben. Nur einmal sagte er zu ihr nach langem Schweigen: „Ich habe heut in einem meilenweiten einsamen Feld auf dem Wipfel eines Baumes einen Vogel sitzen sehen; an dem Schnabel merkte ich, daß er sang, aber da ich neben einem Bretwagen mit Steinen ging, konnte ich nichts hören, und als ich näherkam, flog er erschreckt fort. So weiß ich nichts von seinem Liede." Ohne weiter etwas hinzuzusetzen, ging er freundlich grüßend aus der Stube, wo diese Unterredung stattgefunden hatte, und bald nachher sah das Fräulein den Sintlinger handverschlungen mit Helene weit draußen so stillen Schrittes hinwandeln, als wehten die beiden durch die Blumen. Das Lachen des Kindes ertönte wie Lerchengezwitscher, und bald hörte man auch das Kind singen und den Vater dazwischen in Freude melodisch rufen.

„Ist das nicht wie ein Hof der Wahnsinnigen?" fragte sich die Pädagogin, lief erregt in einer anderen Gegend durchs Feld, zerzupfte unterwegs eine Wucherblume um die andere, sagte immer „ja" und „nein" dabei, und da schonungslos auf das letzte Blatt jeder Blüte ein „Ja" fiel, wurde sie zornig, warf die letzte geplünderte Blume

auf den Steig und dachte: Wenn ich nicht will, kann mich niemand hier halten. Johanna aber tröstete die Lehrerin, sie solle nur Geduld haben, dann werde das gotteseinsame Gemüt ihres Kindes sich eines Tages unvermutet öffnen und alles lernen, was es jetzt mißtrauisch ablehne, wie ein Vogel das Lockfutter im Fangbauer, alles werde das Lenlein wie spielend sich aneignen.

Allein diese erwünschte Wendung trat nicht ein. Denn Elfriede Knille war einer von den Menschen, welche die Wandlung immer von außen, immer von anderen erwarten, die stets alles zu tun glauben, was irgend erdenklich ist, und indes ihr Erwarten auf Mißmut, Ungeduld und Enttäuschung einstellen. Sie hatte ein Einmaleins gelernt und hielt es für verderblich und verkehrt, daß es so viele in der Welt gab, die nach einem anderen Einheitssatze rechneten.

Doch das Heiligenhoflenlein ließ sich durch keinen methodischen Kniff aus der Welt ihrer einwärts gekehrten Blicke locken, und je lauter der Eifer der Lehrerin vor den Türen ihres Lebens sich aufführte, desto tiefer verschloß sich ihr Geist mit seinen Gestalten, deren helle Schatten man dann und wann als Verdunkelungen an dem blaßblauen Spiegel ihrer Iris vorüberschweben sah.

Mit jedem Tage, mit dem das Fräulein ihre pädagogischen Belagerungswerke planmäßig näher und näher an das Rätsel dieser Kinderseele herantrieb, vermehrte sich die Spannung zwischen den beiden. Und als gar der Sintlinger der Lehrerin kurz heraus gesagt hatte, wenn es mit dem Lernen eben nicht auf ihrem Wege ginge, so sollte sie es auf Lenleins Wegen versuchen, da packte die westfälische Böttcherstochter gar etwas wie Grimm über diese bäuer-

liche Überheblichkeit, und sie fragte zitternd, ob das etwa heiße, sie solle bei dem Kinde in die Schule gehen?

Der Sintlinger aber sah an ihrem blaßfleckigen Gesicht vorbei, sagte nur, daß der Bauer, der gelegentlich von seinem Knecht lerne, nicht der dümmste sei, und ließ sie stehen.

Seit diesem Tage war es Elfriede Knille, als sei der ganze Heiligenhof gegen sie verschworen. Der leise Fleiß seines Gesindes hörte sich an wie verheimlichtes Minieren gegen sie, in den freien Augen des Sintlingers sah sie spöttischen Hochmut. Die Stubenmagd kicherte höhnisch hinter ihr drein, und der alte Zenker ging drohend um sie wie ein greiser, zahnloser Wolf. Hier auf diesem gottverlorenen Hübel von Hemsterhus, hier an diesem Walde, wo die Hasen aus Einsamkeit zugrunde gingen, ausgerechnet hier sollte die Pädagogik Deutschlands, die Blindenlehre, an deren Vervollkommnung so viele erleuchtete Männer im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet hatten, zuschanden werden? Das wollte Elfriede Knille verhüten. Unversehens schlüpfte sie aus dem Kleide verletzter Eitelkeit in die Pose einer Verteidigerin von Menschheitsgütern gegen Bauernhochmut und Stumpfsinn. „Je lauter ein Faß bullert, um so härter muß man schlagen", war der Leibspruch ihres Vaters gewesen, danach wollte sie jetzt handeln, ohne Hin- und Hersehen, geradezu, wenn es auch dem einzigen Menschen noch schwerer werden mußte, den es auf dem Hofe gab, der Bäuerin, dieser sanftesten, gütigsten Frau, die sie je gesehen hatte. Elfriede hatte zudem die Hoffnung, in nicht zu langer Zeit zu einer öffentlichen Anstellung zu kommen. Also ihretwegen, wenn man es eben nicht anders

haben wollte, konnte es losgehen. Es war die Zeit der hohen Sommerwinde, jenes hautleisen Sausens, das man nachts hart unter den Sternen hinstreichen hört und manchmal einen kurzen Lichtschreck wie das Aufblitzen einer blanken Messerschneide durchs Finstere über den Himmel zucken sieht. Die Bauern sagen dann, der Herrgott schleife seine Sense, und schließen daraus, daß die Ernte nicht mehr fern sei.

Die Lehrerin lag stundenlang nachteinsam im Fenster und verlor sich mit ihrem geheimen Grimm über die Wipfel des Obstbaumgartens in die heiß durchzitterte Dunkelheit. Wenn aber Gott seine Sense blitzend wendete, verfing sich jedesmal ihr Atem unter den Busenknötchen, sie schnellte in ihr Zimmer zurück, begann erregt auf und nieder zu gehen und dann und wann höhnisch aufzulachen.

Sie brach, früher, als es in ihrem Plan gelegen hatte, die Übungen ab, die ihre Schülerin unterrichtsreif machen sollten, und begann mit den Schraubenziehern, Stemmeisen und dem Sauerstoffgebläse ihrer eigentlichen Methode.

Aber war vorher ihre Geduld bis zum Reißen angespannt worden, jetzt ging es in jeder Stunde zum Verzweifeln. Die raffiniertesten Dietriche ihrer Heuristik brachen ab, alle Schleichwege verschlagener Dialektik liefen ins Leere. Lenlein brachte es nicht nur nicht fertig, eins und eins zusammenzuzählen, sondern sie wehrte sich sogar dagegen mit einer unbeugsamen Hartnäckigkeit, die die Lehrerin lange nicht verstand und für puren Stumpfsinn hielt. Denn spielend zählte das Kind Finger zu Fingern, Hölzchen zu Hölzchen, Kugeln zu Kugeln; aber keine Überredung, kein Zwang, keine Liebe konnte sie dazu bringen, Pilze und Bäume, die Beine

von Tieren und Stühlen zusammenzuzählen, weil sie, göttlich gebunden, nicht von der Unverwechselbarkeit der Dinge in ein abstraktes, lebensleeres Formelspiel zu bringen war.

Und gar, als sie unter Schwierigkeit die ersten Punktzeichen des Blindenalphabetes kennengelernt hatte und diese zum ersten Wort zusammensetzen sollte!

Da schob sie entsetzt das Buch von sich, richtete den zarten Körper wehrhaft auf und starrte mit dem blassen Gesicht tiefen Unglücks vor sich ins Leere mit Augen, die wirklich wie die einer Blinden aussahen, denn aller Glanz und Schimmer war aus ihnen gewichen, daß die Sterne aus stumpfem Horn gestanzt schienen. Dann schüttelte sie den Kopf, daß ihre gelben Locken nur so flogen.

„Nein, das ist nicht wahr, Fräulein."

„Was hat's denn bloß, Lenlein, du zitterst ja", sagte Elfriede, die das Kind wie unter Frost am ganzen Leibe beben sah.

Sie sollte nach dem Baillyschen Alphabet das Wort „lau" lesen und fühlte an den feinsten Fingerspitzen die Schärfe der Punktsinnbilder wie das Stechen befestigter Sandkörnchen in ihr Inneres dringen, und diese abgezirkelten, lebensloſen Verwundungen des reizbarsten Hirnes, das sollte „lau" sein, jenes weiche Streicheln über das Gesicht, das wundersame Rühren der Wurzeln des gelockten Haares in ihrer Kopfhaut, das Gefühl des stillen, beglückten Wogens, das vom Lande auf sie eingedrungen war, das schwimmende Geläut der Abendglocken in der Luft, das versunkene Brausen des fernen Waldes und die Stimme ihrer lieben Mutter, die sie und die alte Trine nach Hause gerufen hatte: „Kommt nach Hause, es wird nicht mehr

lange l a u sein." Es war ihr unmöglich, von den lebendigen Ereignissen des Lebens sich zu trennen und das blut- und sinnvolle Dasein ihrer Seele in einem toten System von Zeichen einzuschachteln.

Das Lenlein stemmte sich wie vor einer Gefängnistür zurück und wehrte sich wie vor einer Unwahrheit in Scheu und Entrüstung, klemmte beide Hände krampfhaft zwischen die Knie und brach mit dem Ruf: „Es ist nicht wahr" — „ich mag nicht" in erbarmungswürdiges Weinen aus.

Nur durch diese Enttäuschung der Erkenntnis, dieses Erschrecken, diesen wahrhaftigen Sündenfall des Verstandes gelingt es allen Kindern, aus dem selig-nutzlosen Himmel ihrer Seele auf die Erde der Froner sich fesseln zu lassen, vergleichbar dem Schrei des Neugeborenen, wenn es den Mutterschoß verläßt.

Dem Fräulein Elfriede Knille fehlte die Hand wahrer Edelliebe, die allein imstande ist, dem Kinde das Grauen dieses Überganges aus einer in die andere Welt erträglicher zu machen, sie nannte es im Innern „Dänzchen" treiben, die „Hysterie" Unmündiger und das Gebrüll einer Verzogenen, setzte einen Augenblick mit ihren Unterweisungen aus und verharrte mit mühsam hochgezogenen Schultern, den Rücken dem Zimmer zugekehrt, am Fenster, bei jedem der immer schwächer werdenden Weinstöße des Kindes ein spöttisches Schnalzen hervorbringend.

Endlich drehte sie sich um: „So. Bist du nun fertig mit Weinen? Es ist doch wahrhaftig dumm, wenn man so für nichts und wieder nichts losheult. Meinst du nicht auch, Helene?" Das Heiligenkind nickte schmerzvoll und dachte: Wenn ich bloß nicht mehr „lau" lesen müßte.

An diesem Tage ging es sehr zeitig schlafen. Als der Sintlinger und seine Frau spät in die finstere Stube traten, um sich auch zur Ruhe zu begeben, hörten sie das Lenlein auffahren. Dann sagte es: „Fräulein. Sie, Fräulein! Lesen ist ganz, ganz häßlich. Man kann gar nichts mehr sehen, weil alles schwarz wird. Ach, ich möchte singen!"

Dann sank es zurück, rückte sich unter einem seufzenden Atemzuge zurecht und schlief weiter.

Allein, Fräulein Knille war eine pflichttreue, unentwegte Lehrerin, sie hatte sich vorgenommen, durchzuhalten, mochte es biegen oder brechen. Leicht ging das ja nicht. Sie war genötigt, dann und wann schon die Stärke ihrer Stimme zu steigern, auf den Tisch zu klopfen, daß es den Schall eines Schlägleins gab. Sie faßte das Kind hart an der Achsel und richtete es unsanft auf oder brach den Unterricht plötzlich ab, lief in den Wald, rang die Hände über sich und sprach zum Himmel: „Wenn nicht bald der Bescheid auf mein Gesuch kommt, gehe ich zugrunde."

Das Lenlein aber beklagte sich bei niemand, es saß herum wie ein Vogel mit gebrochenem Flügel, spielte nicht mehr und sang nicht mehr, sondern schlief oder lag ganz allein mit weit offenen Augen irgendwo im Felde. Und dann wieder kam ein Aufjagen über sie. Wildheiten brachen aus ihr hervor, mit denen sie von dem Meixner-Gottlieb einst angesteckt worden war, und als das Fräulein in einem solchen seelischen Fieberstoß das Mädchen von ihrem Tollen wieder zu Verstand bringen wollte, biß es sie unversehens in die Hand wie eine Wildkatze und lief lachend davon.

Des Heiligenbauers zuversichtliche Gelassenheit wich wohl

nicht, wenn sein gedankenvolles Auge auch manchmal verfinstert auf der Lehrerin ruhte. Dafür durchlebte Johanna schwere Tage. Ja, die fromme Seele nahm das Lenlein sogar eines Sonntags mit in die Kirche, daß, man konnte es ja nicht wissen, vielleicht auf diese Weise der Segen Gottes dem armen Kinde das Lernen erleichtere. Da ereignete sich denn das, was der Hemsterhuser Ketzerkantor Liborius Pfeiffer später als den ersten Krampf des bösen Geistes in dem Sintlingermädchen bezeichnete.

Kaum war nämlich der Pfarrer Ardelt von der Kanzel aus der Heiligenhofbäuerin ansichtig geworden, die sich so selten zum Gottesdienst einfand, so überschlug sich seine Natur, und mit Schreien, Beschwörungen und Aufschlagen begann der Fanatiker aus ihm zu arbeiten.

Plötzlich zuckte der dünne, gelle Schrei des Sintlingerlenleins durch die versunkene Kirchenstille. Der Prediger stutzte einen Augenblick, die Zuhörer fuhren aus ihrem andächtigen Grauen, der Kantor rückte höhnisch die Brille auf die Nase und sah vom Chor hinüber in die halbvergitterte Sintlingernische. Johanna bemühte sich um das totenblasse, bebende Kind, doch das ließ sich nicht beruhigen, sondern drängte dem Ausgange zu. Rat- und hoffnungslos, in der Seele betroffen, mußte die Mutter endlich willfahren. Sie verließen kaum nach einer Viertelstunde das Gotteshaus, vor dem das Lenlein seitdem ihr Leben lang eine nicht zu besiegende Abneigung behielt.

Auf der Nachhausefahrt soll, wie nachher das abergläubische Volk sich erzählte, die kleine Hübelheilige plötzlich von der Seite der Mutter entrückt worden sein, nicht anders, als ein Schatten oder ein schwerer Seufzer uns ent-

schwindet. Als der Wagen aber am Zufahrtswege ankam, sei das Lenlein lachend und singend über den Abhang her mit wirbelnden Kleidern der zu Tode erschreckten Mutter entgegengelaufen.

Durch diese Erzählung schaffte sich das Volk den Zugang zum Verständnis des wunderbarlichen Ereignisses, das kurz darauf eintraf und das der schweren Not des Sintlingerkindes in jener Zeit ein Ende bereitete.

Zwölftes Kapitel

Zugleich war das die herrlichste, man möchte fast sagen, süßeste Wirkung der wunderbaren Kraft der kleinen Hübelheiligen. Es ist die Wohltat gemeint, die eine arme Mutter aus Querhoven empfing.

Sie hieß Rütsch und wohnte im oberen Teile Querhovens, der von allen die Wuhle genannt wird, weil sich die schmale Dorfflur da erweitert und ins Runde geht. Der Boden ist von dem nahen Walde angesäuert und beschattet. Will sich dort das Getreide bis zur Ernte durchsetzen, muß es sich in seinen harten Knoten gar wacker halten, und wenn es der Schneefäule des Winters, den frühjahrlichen Nachtfrösten, dem sommerlichen Wildfraß und tausend anderen Gefahren entronnen ist, haben sich sicher von zehn Halmen, die miteinander den Marsch auf das Erntefuder zu begannen, sechs unterwegs verloren, und das Päcklein Erdrusch, das der Hausvater von der Tenne auf den Boden schaffen kann, ist immer nicht gar viel größer, als das Päcklein Samen war, das er hinausgetragen hat. Deswegen wohnen in der Querhovener Wuhle auch wenige, und zwar solche, denen das Geschick irgendwie einmal den Rücken eingeschlagen hat, oder solche, die sich aus der Armut, des Stumpfsinns halber, nichts machen, oder endlich

solche, deren Seele sozusagen mit Golde gepflastert ist, daß sie auf dem Pfennig sitzen, als ritten sie auf einem Goldfuchs durchs Leben.

Wenn man die Wirtschaften in der Wuhle zählt, so muß man mit einem armen Schlucker anfangen und mit einem solchen aufhören, und dazwischen sind noch vier Mühselige, denn mehr als sechs Höflein sind in Oberquerhoven nie gewesen.

Dort wohnte die arme Mutter, die auf dem Heiligenhofe eine solch wunderwürdige Erlösung fand.

Ehe sie Frau Rütsch wurde, war sie das Kind der Enderfamilie, wo man „laut" ganz klein schreibt, „grob" nicht kennt und „gut" aus jedem Seigerschlag hört. Dabei hatte sie einen Fleiß wie die Unruhe in der Uhr und war zierlich und flink wie ein Rebhühnchen.

Ihr Vater war der, den man den Vanlyß-Ender nannte, weil seine Abstammung ins Holländische hinüberging, und er hatte verwandtschaftlich nichts mit den Enderleuten zu tun, deren damaliges Haupt der Ender-David war, die, als Holzmacher zwischen groben Schlägen geboren, mit Gepolter durchs Leben gingen und noch als Tote nach Schnaps rochen. Das Anwesen des Vanlyß-Ender befand sich in dem eigentlichen Dorfe, und zwar an seinem untersten Zipfel zwischen der Mühle und dem Gehöft des Prahlmeirner. Als die Ursula, von der diese Geschichte geht, über die Schulbank hinauskam, entstand die Frage, ob sie dienstenhalber sich aus dem Dorfe hinausmache wie die meisten Querhovener Schulmündigen, oder ob sie bei einem der Nachbarn unterkrieche, dem großen, krausen Elis oder dem Müller. Aber das Brüllen könne sein Kind noch besser

bei einem Ochsen und das Stoßen bei einem Bock lernen, meinte ihr Vater, dazu brauche es nicht in den Meixnerhof zu ziehen, und mehr sei doch dort nicht zu profitieren, und wenn auch dem Müller nicht alle Tage im Jahr der Schritt gerade gerate, so sei er doch nahe. Und die Ursel zog deswegen in die Mühle, weil sie ein zartes Wesen war, das ihre Mutter noch über die Schule hinaus betreuen mußte.

Kaum hatte sie aber einmal unter dem Dache geschlafen, gegen das ohne Unterlaß das Wasserrauschen und Radbrummen fuhr, schien ihr die ganze Mühle kein Haus, sondern ein Schiff zu sein, das ohne stillezustehen dahinfuhr, und jedesmal, wenn das Mädchen zum Fenster hinaussah oder vor die Tür trat, kam es ihr vor, sie sei wieder ein Stück weiter von ihrem Vaterhaus fortgerückt, daß es wieder ferner und kleiner in der Wiese droben lag, und eine Welt, viel schöner und lichter als die des vorigen Tages, breitete sich um sie aus. Und sie konnte nicht gehen, ohne zu singen, und nicht arbeiten, ohne ein glückliches Gesicht zu machen. Der Müller und die Müllerin fühlten sich das erstemal richtig heimlich in ihrem Hause, und keines konnte sich's denken, wie es gewesen war, ehe die Ender-Ursel in der Mühle gedient hatte.

Die Bauern meinten, der Bauer habe sich heimlich einen Porzellangang ins Werk bauen lassen, denn huschte die Ursel beim Aufladen bloß vorüber oder half gar beim Herausschaffen der Säcke, so kam dem knurrigsten Grammel von Bauer das Mehl plötzlich lichter vor wie sonst. Allerdings war die Ursel da schon eine ausgewachsene Magd, voll und biegsam, lustig und doch mit einem versonnenen

Zauber im Gesicht, wie die schimmernde Melancholie eines stehenden Wassers.

Den Burschen aber ging das Herz durch, und manche wollten überhaupt nichts mehr tun, als Getreide in die Querhovener Mühle fahren, wenn sie die Ursula einmal gesehen hatten.

Die Mühle raste nur so den Verdienst aus zehn Dörfern herein, der Müller schüttete öfter als sonst Schenkenwasser auf sein Gangwerk, daß es in Unordnung geriet, seine Frau ertrug „das Abrechnen mit den Bäckern" leichter als sonst, und die Ursel wurde mit dem jungen Mannsvolk, das Tag und Nacht um die Mühle schwärmte, leicht fertig. Denn ein richtiges Mädchen denkt nie ans Heiraten, und der, mit dem sie das Schicksal in der Stille schon verknüpft hatte, der Anselm Rütsch aus der Querhovener Wuhle, ging so leise ums Haus, sah so sehr aus der Weite auf die Mühle, daß sie immer nur über das Gealber der Burschen zu lachen Anlaß hatte, von denen sich mancher herausputzte, als sei er ein Maibaum und kein Mensch.

Der Rütsch-Anselm aber ging auf einen anderen Steig, sobald er ihr begegnen sollte, schlug das Gesicht nieder, wenn sie unversehens in seine Nähe kam, verließ die Stube, in der über die Mühl-Ursel gesprochen wurde, und das alles, weil er den Gedanken zu überspannt fand, daß sich irgendein Mädchen, und gar noch dazu die Mühl-Ursel, etwas aus ihm machen könnte. Indessen verzehrte den Sanften eine Liebe, die wie eine leichte Trunkenheit fortwährend seinen Kopf bei Tage erfüllte und ihn in der Nacht so beunruhigte, als sei sein Bett mit Kreuzdornen und nicht mit Federn angefüllt.

Allein, nie getraute er sich an sie, und das Mädchen mußte erst vom Tode angerührt werden, ehe er den Mut fand, von dem laut zu reden, was ihm in der Stille das Herz füllte. Dies geschah nach einer harten Winternacht, als der Frost das Mühlrad von oben bis unten so mit Eis behängt hatte, daß es sich nicht mehr rühren konnte. Weil das Mahlgut den ganzen Flur bis hart an die Balken der Decke füllte und alle Mahlgäste, nicht bloß die, die in der Stube saßen, sondern auch die, die vorübergingen oder von draußen herein frugen, sich benahmen, als sterbe die halbe Umgegend unweigerlich aus, wenn die Mühle nur noch einen halben Tag lang stehe, stieg der Mühlknecht mit der Axt ins Rad, der recht angedickte Müller folgte ihm nach, und sogar die Ursel band sich die Röcke zusammen und fing an, mit einem Eisschlägel in den Speichen herumzuwirtschaften.

In der Eile hatte man verabsäumt, das Rad aus den Lagern zu heben. Während die drei Menschen nun in dem Gestänge hackten und pochten, daß es nur so funkte, löste sich wie auf einen höllischen Zauber hin die ganze Eiseslast von den Speichen auf einmal los und fiel mit Gepolter in den Radesumpf. Im nächsten Augenblick fing auch das Rad schnell und immer schneller an, sich in Bewegung zu setzen. Den Männern gelang es noch mit einem Satz, aus den Speichen zu springen. Aber wie sie nach der Ursel schrien, sahen sie das Mädchen schon von Speiche zu Speiche plumpen und im Wasser verschwinden.

Als man sie unterhalb der Mühle endlich aus dem Graben fischen konnte, schien ihr Körper zehnmal erschlagen und nur noch etwas für den Kirchhof zu sein.

Doch ihre Glieder rafften sich, fast ohne Arzt, von selbst wieder zusammen, und als die Fieberschleier um sie zerrissen, fiel der erste Blick ihres todbefreiten Auges auf den Anselm Rütsch, der hartnäckig und blaß wie ein Gespenst an ihrem Bette saß und Tag und Nacht so verzweifelt wie ihr eigenes Herz um ihr Leben gerungen hatte. Die Ursula Ender sah den Burschen eigentlich das erstemal in ihrem Leben, aber so, daß das Geschick der beiden für immer entschieden war.

Sie wurde fast so gerade und fehlerlos wie früher und ganz gesund, aber nicht mehr für die Mühle und auch nicht für das Haus ihrer Eltern, sondern für die Wirtschaft in der Wuhle.

Ihr erster Ausgang war der Hochzeitsgang in die Kirche, und den ersten rechten Schlag Arbeit tat sie für den Anselm Rütsch, der jetzt als ihr Mann vor Glück eher noch sanfter und stiller war als früher.

Ein Schatten mußte freilich auch erst überwunden werden, ehe das Glück der beiden recht zu singen anfangen konnte. Das war die Mutter des Mannes, eine beschränkte, großsüchtige Frau, die an der Armut der Ursel und dem geheimen Sektierertum ihrer Eltern einen Anstoß nahm, den sie nicht verwinden konnte. Deswegen zog sie schon nach den ersten drei Wochen der jungen Ehe aus dem Hause in der Wuhle davon zu einer Tochter, die irgendwo im rheinischen Kohlengebiet verheiratet war. Doch mußte die Ursel ihr vorher in die Hand versprechen, ihren Mann und alles, was etwa Lebendiges von beiden herkomme, mit allem wiedertäuferischen Unwesen zu verschonen. Querhoven galt nämlich als eine Kolonie der Münsterschen

Wiedertäufer, die von einem versprengten, ohnmächtigen Häuflein der Schwärmer in diesen damals noch unabsehbaren Wäldern angelegt worden war. Das blutige Strafgericht des Bischofs im Juni 1535 trieb sie nach der Flucht aus dem eroberten neuen Sion hier in die Einöde. Geächtet, versteckt, aus Furcht und Angst um ihr Leben, die Inbrunst ihrer heißen Gottesfurcht tief ins Geheime verbergend, legte dies den Grund zu dem sprunghaften, außergewöhnlichen Wesen der Querhovener Menschen und zu einem religiösen Geheimdienst, von dem Außenstehende nie etwas Greifbares erfuhren, der aber fortwährend geübt wurde und durch nichts auszurotten war.

Die Bewohner der Wuhle dagegen waren die Nachkommen der Waldarbeiter, die das Fürstlich Arenbergsche Haus erst vor etwa hundert Jahren hier angesetzt hatte, und steckten darum so fest im Katholischen wie die Speichen des Rades in der Nabe.

Die alte Rütschin wich also aus ihrem Hause in der Wuhle, weil sie es nicht ertragen konnte, daß selbst ihr Ellenbogen ketzerisch rieche, und drohte der Ursula mit ihrer Rache, wenn sie ja etwa versuchen sollte, ein Kind heimlich zu taufen oder ihm mit einem anderen ketzerischen Hokuspokus zu schaden. Sie wolle mit Gebeten und Messen immerfort auf der Wache sein, und vergehe sie sich, so, das schwöre die Rütschin, komme das Kind als Affe auf die Welt oder wachse sich zu einem Kielkropf aus. Um das Donnermaul der Alten zu stopfen und aus Liebe zu ihrem Mann versprach Ursula alles, und ihre Schwiegermutter rumpelte davon.

Als nun die Kinder anfingen, der Ursula ins Bett zu

marschieren, konnte man sehen, wie ihre Mutter das gegebene Versprechen gehalten hatte, denn eines war lieber und hübscher wie das andere. Sie machten der Mutter so wenig Sorge, als wären sie schon fix und fertig für das Leben zurechtgerückt worden, ehe sie der Himmel hatte in Ursulas Schoß fallen lassen. Und je härter die Mutter am Daumennagel vorbeizielen mußte, wenn sie die Schnitten vom Brote abmaß, um so fröhlicher trieb es das Rütschhaus in der Wuhle, als sei Kargheit und Enthaltsamkeit der einzig richtige Klöppel, mit dem die Glocke des Glückes geläutet werden könne.

Allein, als das vierte kam, schien es wirklich der Mutter, Gott habe das Kind mit eigenen Händen in ihr Haus getragen, so ausnehmend schön war es. Deswegen liebte sie es sündhaft sehr und gab ihm den Namen Wilhelm, weil sie einst in einem Kalender den Kaiser Wilhelm gesehen hatte, wie er in der Jugend gewesen war, blond und still mit zaghaft glücklichen Augen. Denn sie meinte in ihrem Herzen, der Junge sehe richtig wie ein Königskind aus, nicht wie ein armes Rütschlein aus der Querhovener Wuhle.

Das Junglein hatte Augensterne so tief, als wäre ihr Blau aus einem Brunnen heraufgeholt worden, und Haare wuchsen ihm auf dem Kopf, Haare, weißgelb wie überreifer Hafer und weich wie Jungfernseide. Ja, obwohl der kleine Rütsch von Kopf zu Fuß ohne Fehler war, so dünkte doch allen, die ihn sahen, das Haar das Schönste an ihm zu sein, und man nannte ihn nur das Weißköpfchen.

Überall, wo er hinkam, öffnete man, ehe er klopfte, gab, ehe er bat, nickte, ehe er sprach, und am seligsten wurde

seiner eigenen Mutter von ihm aufgespielt. Es kam ihr vor, sie sei erst mit seiner Geburt zur Welt gekommen und wisse erst seitdem, wie lieb sie ihren Mann habe und wie schön das Leben sei, eine wahrhaftige Gottesgabe. Ihre drei anderen Kinder vernachlässigte sie in nichts und hatte sie so gern wie früher. Aber doch liebte sie sie nur wie den vergangenen Sonntag. Das vierte Rütschlein aber, das Weißköpfchen, war ihr immerwährender hoher Feiertag.

Auf diese Weise vergingen fünf Jahre wie das einzige Schwenken eines Blütenzweiges durch blaue Himmelsluft.

In der Frühe eines Ostersonnabends ging Anselm Rütsch, der Vater, mit dem Holz und den Palmen nach Hemsterhus zur Weihe, und das Weißköpfchen durfte ihn begleiten bis zur Brücke über das Hornwasser, hinter der der Waldstreifen über das Tal streicht, der die Wuhle von Querhoven scheidet. Dort nahmen die beiden Abschied voneinander. Das Weißköpfchen ließ nicht nach, bis der Vater das Holz und die Palmen auf die Brückenbohlen legte, den Jungen zu sich heraufhob und küßte. Aber das Kind bekam nicht genug. Wenn es Rütsch wieder auf die Füße stellen wollte, verlangte es noch einen Kuß und noch einen. Es drängte sich an den Vater, als möchte es am liebsten in ihn hineinkriechen. Endlich sagte Rütsch, wenn es ihm alles Gutsein gebe, bleibe für die Mutter nichts mehr übrig. Da ließ das Weißköpfchen seinen Vater ziehen, blieb auf der Brücke stehen und rief ihm so lange nach, bis es ihn in den Bäumen des Büschleins nicht mehr sehen konnte.

Den Rückweg nahm es über die Wiesen, um der Mutter einen schönen Strauß von Blumen mitzubringen, sollte es ja dem Vater einen Kuß gegeben haben, der eigentlich ihr

gehöre. Aber wenn es eine Handvoll Primeln und Butterblumen gesammelt hatte, sah es noch viel schönere auf der Wiese stehen, warf alle weg und begann von neuem zu pflücken. Dazwischen flößte es Hölzchen im Hornwasser, hielt die Hand an den Mund und ließ den Kuckuck schreien. Jedoch der antwortete niemals, weil er noch nicht da war, und so konnte es das Weißköpfchen nicht herauskriegen, ob es reich werden und noch lange leben werde.

Als das Junglein müde war, sah es eine große Birke auf der Wiese, die stand in der Frühlingssonne, bewegte die langen Äste, daß die goldenen Blütenwürstlein kaum zitterten, und säuselte so verstohlen in sich hinein, als erzähle sie eine Geschichte, die niemand wissen dürfe auf dieser Welt. Das Weißköpfchen hörte eine Weile zu und dachte dann, es wolle schon herauskriegen, was die alte Birke so leise für sich hinsause, ging hin, setzte sich unter den Baum und sah in seine Krone hinauf. Dort flogen Bienen ab und zu, daß es golden stäubte, die blanken Ruten glitzerten, und die Sonne lag dem Weißköpfchen so in den Augen, daß es sich endlich nicht mehr helfen konnte. Es machte sie zu und schlief ein. Mit der Zeit glitt es am Baumstamm nieder, sank ins Gras und träumte weiter. Ein Lächeln krümelte um seinen Mund, es seufzte überglücklich, aber welche schönen Geschichten es von dem Baume gehört hat, davon hat nie jemand etwas erfahren.

Als die Mutter ihr Weißköpfchen vermißte, war es schon um den Mittag, und es lag blaß und eingefallenen Gesichts im Grase, denn die Geister der Erde, die im Märzmonat am gefährlichsten sind, hatten im Schlafe Gewalt über das Kind bekommen. Nun es die Mutter weckte, tat es die

Augen auf, lächelte wirr, wußte nicht, wo es war, taumelte, und wenn es die Mutter nicht auf dem Arme nach Hause getragen hätte, wäre es über die eigenen Füße gefallen und sicher nicht von der Stelle gekommen.

Zu Hause setzte die Mutter das Weißköpfchen hinter den Tisch auf die Bank, lachte es aus, daß es so verstriezelt tue, legte ein Stück neuen Kuchen neben ihn hin und ging ihrer Arbeit nach, denn sie pflegte nach einer Sitte, die bei ihrem Vater daheim geübt worden war, am Ostersonnabende das ganze Haus vom Keller bis zur Esse zu reinigen, um der neuen Sonne das Blitzen bis in den letzten Winkel zu erleichtern. Sie schwemmte Seifenwasser vom Boden über die Stiege, durch den Flur in alle Stuben, und als sie am späten Nachmittage den Riemen aufschnallte und die Röcke herunterließ, schlief das Weißköpfchen noch immer auf dem Tisch und hatte den Kuchen nicht angerührt, der neben ihm lag.

Da bekam die Ursel Angst und rief ihren Mann aus dem Schuppen, wo er Unterfeuerholz häckelte, und die Geschwister, daß sie mit ihm redeten und spaßten. Das Weißköpfchen aber lehnte sich bloß zurück und machte Augen, als seien alle, Vater, Mutter und Geschwister, die sich erheiternd um den Tisch drängten, nicht vor ihm, sondern weit, weit weg, etwa am Rande des Waldes, lächelte liebevoll, nachsichtig und sagte nach einer Viertelstunde, nun könnten sie wieder gehen. Sie sollten nicht böse sein, aber es könne sich vor lauter Schlafen nicht helfen. Die Mutter solle ihm das Bett recht tief in die Ecke hineinstellen, und als die Rütschin das getan hatte, rückte das Weißköpfchen, als suche es Schutz, hart an die Wand und lag lange wie

in heimlichem Erwarten mit halboffenen Augen da und sagte dann aus einem unerklärlichen Zusammenhange heraus: Nun sei es genug. Jetzt bäte es, das Bett so zu wenden, daß es die heilige Maria und die Englein, die auf dem Eckbrett hinter dem kleinen Ampelchen standen, bequem sehen könne.

Die Mutter tat dem Junglein in allem seinen Willen, und es dankte kaum hörbar, aber so süß und voller Liebe, daß der Ursel ein schmerzhaftes Reißen mitten durchs Herz ging.

Dann lag das Weißköpchen still und schlief ohne Atem. Die ganze Nacht rührte es sich nicht und am anderen Tage ebenso. Es aß ein einziges Kuchenbröcklein und trank einen Schluck. Das war sein ganzes Feiertagsessen. Dann gab es das Töpflein und den Kuchen zum Bett hinaus, lächelte alle in der Stube an und ließ die Augen wieder zufallen.

Am Nachmittage verlangte es die Nachbarkinder. Die kamen und spielten alle jene Spiele, die dem kleinen Rütsch immer am besten gefallen hatten: Ringeleinstreichen, Blindraten und Kauertraben und anderes. Dazwischen erzählten sie alle lustigen Geschichten, bogen sich vor Lachen und ruhten nicht eher, bis auch dem Weißköpfchen ein fröhliches Glänzen ins Gesicht stieg. Endlich öffnete es die Augen, sah alle klar an, streckte das Händchen über die Bettkante heraus und winkte schwach damit. Da wußten die Kinder, daß ihr liebes Weißköpfchen genug habe, und gingen hinaus.

Aber jedesmal Sprechen klang die Stimme des Rütschleins unwirklicher, und jedesmal Augenöffnen kam sein Blick von weiter her aus der Welt, und der Mutter fiel das

Ahnen in die Brust, daß das ein Schlaf sei, der aus dem Leben herausführe. Doch sie konnte und konnte das nicht für möglich halten, und sobald er einmal die Augen öffnete, bog sie sich übers Bett und fragte ihren liebsten Jungen, ob ihm nicht schon ein wenig besser sei. Das Weißköpfchen lächelte jedesmal unendlich rührend, fuhr seiner Mutter mit der Hand lind über die Wange und sagte, sein liebes Mütterlein solle sich nicht kümmern, es werde ihm immer leichter. Nicht lange, und es werde alles gut sein.

So ging es die ganzen Osterfeiertage, vom Ostersonntag bis in den Dienstag hinein.

Am Ostermittwoch früh, als seine drei Geschwister ihre Leinwandschnappsäcke auf der Bank packten, um in die Schule zu gehen, richtete sich das Weißköpfchen unvermutet auf, ganz gefaßt und still, und folgte jedem Handgriff mit erstaunten, aufmerksamen Augen. Dann, als die Mutter die Stube auf einen Augenblick verlassen hatte, sagte es allen Lebewohl und wünschte ihnen alles Gute in der Schule und in der Welt. Die drei Rütschlein merkten wohl eine fremde Feierlichkeit an ihrem Brüderchen. Allein, es war die höchste Zeit in die Schule. Deswegen stürmten sie davon und riefen der Mutter von dem Garten in den Stall: Das Weißköpfchen habe eben gesprochen, als ob es sterben wolle. Der Mutter fiel die Gelte aus der Hand, die sie eben in die Kanne ausgießen wollte, und als sie fliegenden Laufes in die Stube kam, saß das Weißköpfchen noch immer aufrecht im Bettchen und sah mit einem solchen Ausdruck himmlischen Glückes in das verzweifelte Gesicht seiner Mutter, und in seinen Augen war zugleich ein solch Jahrtausende alter Ernst, daß der Ursula Rütsch vor Staunen

und Beklemmung der Schrei im Halse steckenblieb, den sie hatte ausstoßen wollen, und sie konnte nichts tun, als den Blicken des Kindes zu folgen, die es jetzt wieder auf das Bild der Gottesmutter mit den beiden Engeln in der Stubenecke auf dem Brettchen richtete. So blieb diese Verzückung eine ganze Weile in dem Junglein. Als sie aus ihm schwand, senkte es den Kopf und raffte mit seinen blassen Händchen das Deckbett zu einem kleinen Häufchen zusammen. Dann hob es das Gesicht und bat seine Mutter, sie möge ihm die Spielsachen holen, die es zu Weihnachten bekommen habe.

Die Mutter drängte es zwar, zu schluchzen, ihn in die Arme zu reißen und schreiend zu fragen, was in aller Gottes Welt das zu bedeuten habe, aber die weite Tiefe in den Augen des Weißköpfchens war so überwältigend, daß sie ganz stille, wie in einem schweren Traume, ging und alles zusammensuchte, was dem Kinde gehörte: die beiden Wallfahrtsbildchen, das hölzerne Pferdchen, das Räderbrettchen, auf dem einmal ein Schaf gestanden hatte, und noch einiges mehr. Das alles legte sie vor das Kind hin auf das Deckbett.

Nachdem das Weißköpfchen ein klein wenig gesonnen hatte, machte es aus seinem Spielkram so viele Teile, als es Geschwister hatte. Das Pferdchen aber sollte sein liebster Freund Hieronymus, des Nachbars Junge, bekommen.

„Willst du denn gar nicht mehr spielen, Weißköpfchen?" fragte die Mutter und zehrte an ihren Tränen.

Der Junge schüttelte ruhig den Kopf und sagte einfach: Nein, denn er müsse fort, und das gleich. Vorhin, als die Mutter hereingekommen sei, habe das Englein wieder

gezittert, und das mehr wie heut nacht. Allein, öfter als zweimal, das wisse er genau, zittere so ein Englein nicht, dann geschieht ganz gewiß, was man sich habe denken müssen. Der Ronymus habe das auch gesagt.

„Aber um Gottes Maria willen, mein Kind!" schrie jetzt die Ursula, die sich nicht länger halten konnte, und stürzte vor dem Bette in die Knie. Doch das Weißköpfchen berührte nur mit seiner verkühlten Hand die Stirn der Mutter und sagte, es möchte noch einmal zum Fenster hinaussehen. Die Mutter raffte ihr Kind auf und trug es hinüber. Das Weißköpfchen lächelte glücklich, streichelte die Glasscheibe und flüsterte verzückt: „Das Wieslein ... das schöne Wieslein ..." Und während es dasselbe Wort leise und immer leiser sprach, neigte es, wie von Freude überwältigt, den Kopf an den Hals der Mutter. Die Ursula Rütsch aber stand wie ein Pfahl und rührte sich mit keiner Faser. Denn sie glaubte, ihr Weißköpfchen sei eingeschlafen, und sie wollte es nicht stören.

Aber als sie ihm endlich in die Augen sah, war es schon gestorben.

Da begannen die Hämmer der Verzweiflung von allen Seiten so gegen ihren Leib und ihre Seele zu schlagen, daß sie rein von Sinnen geriet, das tote Kind auf das Bett fallen ließ, wie ein gepeitschtes Tier schrie und über die Wuhle hin geradezu in den Wald lief. Dabei rief sie immerzu: „Ich geb' mein Kind nicht her! Nein, mein Weißköpfchen darf nicht sterben."

Der ganze Wald hallte von ihren Klagen wider, bis ihr Mann, tief im hohen Holze, das Geschrei hörte. Er ging mit noch einem Holzmacher der Stimme nach, und sie fan-

den die Verzweifelte endlich tief hinten im Hornwassergrunde, wo sie an einem alten Fuchsbau kauerte, mit den Fingern in der Erde scharrte und dazu immerfort sprach: „Ich geb' mein Kind nicht her. Mein Weißköpfchen darf nicht sterben!" Aber ihre Stimme war von dem vielen Weinen und Rufen schon ganz heiser, fast erloschen.

Von da ab war die Ursula Rütsch umgewandelt, wie vor die zugeschlagene Tür der Welt hinausgestoßen, saß fast immer an derselben Stelle und sah ohne Augenwenden auf das Bett ihres gestorbenen Kindes. Das Begräbnis ging vorbei, Leute kamen, die sie trösten wollten, standen ratlos vor ihrem regungslosen Schmerzensmuttergesicht, schüttelten das Haupt, als hofften sie nichts mehr für die Arme, und machten sich stockstille wieder davon. Die Ursula merkte von alledem nichts. Sie blieb wie verschollen, ließ ihren Mann bitten, sich doch zu fassen, ihre drei anderen Kinder um sie weinen, das Vieh im Stalle vor Hunger brüllen und rührte sich nicht.

So trieb sie es bis in die Zeit hinein, in der der Meixner-Gottlieb von unbegreiflichen Wirbeln aus dem Heiligenhofe nach Querhoven getrieben wurde. Der gab durch sein Tollen den ersten Anstoß, daß die Schmerzbetäubung der armen Ursula etwas nachließ.

Die Leute sagen, genau dreimal drei Wochen nach dem Ostersonnabend, an dem das Weißköpfchen von der alten Birke den Todesschlaf zugesaust bekommen habe, sei der verknüllte Meixner nach tagelangem Brüten im Hornwasserwalde wieder johlend und die ganze Welt anplärrend durch die Wuhle gezogen. Er lärmte auf der Straße vorüber, so daß nicht alles zu verstehen war. Aber so viel

konnte man doch hören, daß er die ganze Wuhle warnte, auf der Hut zu sein.

Das hob selbst die Ursula von ihrem Sitze auf und führte sie ans Fenster. Gerade richtete Gottlieb sein Schreien nach dem Rütschhause hin: „... Ratzekahl, alle seid ihr in der Wuhle verloren, sag' ich", brüllte er. Allein, als die Ursula am Fenster erschien, todesblaß, aufgereckt, unbeweglich, erwürgte das Getobe in dem Gottlieb wie von einem Griff. Er setzte sich auf einen Straßenstein und sah schweigend der armen Mutter ins Gesicht. Dann griff er neben sich auf den Weg, erwischte einen Stein, schleuderte ihn in den Staub und spuckte ihm nach.

Nach dieser Ermunterung sprang er auf und schrie in einer merkwürdig weinerlichen Art: „Jawoll, Ursel, was ich dir sage, die Lenleinhexe hat dir auch dein Kind, dein Weißköppel, gestohlen. So wahr ich lebe, spricht der Herr. Haha! Rudirum verflucht, rudirum verflucht, jawoll, gestohlen."

Betreten lauschte Ursula dem Plärrsingen des Unglücklichen, das, immer schwächer klingend, nach Querhoven zu verschwand. Dann kehrte sie auf ihren Platz zurück, schaute noch eine Weile zu Boden, schüttelte verwundert den Kopf und lächelte dann zum ersten Male seit dem Tode ihres Kindes.

Nach diesem Begegnis fand sie sich langsam wieder in ihre Arbeit zurück.

Allein sie hatte eine sonderbare Art zu gehen, ungefähr so wie nach dem Fall durch die Speichen des Mühlrades, als bewegte sie sich nicht auf fester Erde, sondern auf einem schwanken Steg, der über einem Abgrund liegt. Dem Zu-

greifen ihrer Hände ging ein furchtsames Tasten voraus, und sie redete mehr von drüben her, gleich einem Menschen, dem, aus dem Schlafe geschreckt, die Traumverscheuchtheit wider Willen noch durch all sein Reden gespenstert, und wenn der gute Anselm Rütsch nicht immerfort um sie war, fiel sie immer wieder in das alte Sitzen und Starren zurück, in dem sie fortwährend halblaut vor sich hinredete: Bitten an ihr Weißköpfchen um Verzeihung, Vorwürfe über ihre Menschenfurcht, Haß gegen die Schwiegermutter und endlose Selbstanklagen, daß sie ihr liebes Kind in den Tod getrieben habe, weil sie ihm das Lebensbad der Wiedertaufe vorenthalten.

Sie konnte das ganze Leben nur noch durch den Flor ihrer hoffnungslosen Trauer sehen und erlag so mehr und mehr dem Schicksal ganz unterhöhlter Menschen, die selbstgeschaffenen Schatten ihres stets bedrängten Geistes als wirkliche Wesen zu erblicken.

Aber beim Nachhausekommen ihres Mannes an einem frühen Herbsttage dieses verfinsterten Jahres erzählte sie von dem Besuche, den ihr am Nachmittage zwei Engel abgestattet hätten. Der eine sei nach dem Eintritt der beiden in die Stube am Ofen stehen geblieben und habe mit dem Pferdchen zu spielen begonnen, das das Weißköpfchen dem Nachbar-Hieronymus geschenkt habe, der andere ging indes zu dem Bett des Gestorbenen und schrieb allerhand unverständliche, geheimnisvolle Zeichen in die Luft über dem unteren Stollen. Und auf ihr inneres Verwundern, was dies zu bedeuten habe, sei ihr die Antwort geworden, er mache, was er wolle. Darauf schritt er wieder der Tür zu, und der andere folgte ihm ohne Säumen nach. Als der

aber auf der Schwelle angekommen war, ward er kleiner und kleiner. Seine Flügel schrumpften ein, bis ein kleines blondhaariges Mädchen unter der Tür stand.

Das drehte sich um, schaute die vergrämte Mutter liebreich an, winkte ihr und trippelte eilig davon. Die Ursula lief wohl gleich hinter dem Kinde nach, sah aber nichts mehr als einen Glanz, der in den Baumkronen des Gartens hing und dann langsam als ein Lichtrauch nach den Hemsterhuser Fremdhöfen zu in der Höhe davonzog.

Nun sei es ihr immerfort, als müsse es ihr doch noch gelingen, das Weißköpfchen wieder aus der Ewigkeit herauszuscharren.

Der arme Rütsch war von der Erzählung seines Weibes so betroffen, daß er kein Wort hervorbrachte. Dieses Erschrecken bis in die tiefste Seele hinein verließ ihn den größten Teil der Nacht nicht. Denn entweder war sein Weib jetzt wirklich in die Irre geraten, oder Gott selbst hatte ihr ein wunderbares Zeichen gegeben, wie sie aus der Finsternis herausfinden sollte. Nachdem es so weit in ihm geschlichtet worden war, ermannte er sich zu einem inbrünstigen Gebet, stellte alles Gott anheim und schlief ein.

Am Morgen hatte sich wirklich sein Geist ganz geklärt, und er sagte zu seiner Ursula, wenn die Erscheinung wahrhaftig wahr wäre, von der sie ihm erzählt habe, so bedeute das nach seiner Meinung nichts anderes als eine Aufforderung, sie sollten hinüber auf den Heiligenhof zu dem wundersamen Kinde des Sintlingerbauers gehen. Wer weiß, die Wege der Vorsehung seien ja nie zu ergründen, es könnte doch noch eintreffen, was sie nach dem Verschwinden der Engel habe denken müssen, nämlich daß, wie

sie gesagt habe, der Himmel das Weißköpfchen nicht mehr so ganz für sich behielte.

Also zogen sich die beiden ihre Sonntagskleider an und machten sich auf den Weg, stiegen den langen Hügelrücken hinan, der Querhoven von dem Gebiet der Fremdhöfe trennt, und traten bald aus dem Waldsaum heraus, der zwei, drei Bäume tief als ein dunkelgrünes Fichtenbärtlein auf der Höhengrenze bis an den Wald der dürren Berge heranlief. Da sahen sie nun die Fremdhöfe vor sich liegen, das wogend ansteigende Gehügel dahinter, den sich daranschließenden Wald der beiden Besitzungen in der ersten, traumhaft aus den Kronen schwebenden Laubbuntheit des Herbstes und am fernsten Horizont über ihm in der Luft ein stilles, verklärtes Licht, jene Glanzstraße durch die Höhe, von der die Meinung ging, sie sei der Widerschein des Rheinstroms, der stundenfern, noch weit hinter dem Walde, vorüberzog.

Anselm Rütsch und seine Ursula standen, schauten zu den reichen Höfen hinüber, und besonders das arme Weib wurde von dem stillen Licht in der himmlischen Höhe so ergriffen, daß sie begann, mit der rechten Hand den Saum ihrer Schürze mit zuckenden Fingern zusammenzuraffen. Aber ihr Mann, dem Liebe und Schmerz das Verstehen tiefer geöffnet hatte, erkannte, wovon sein Weib berührt worden war, und tröstete sie, das, was sie am Himmel sähen, das sei beileibe nicht etwa ein Geisterfahren durch die Luft, und wenn auch schon. Was könnte es in diesem Augenblicke für einen Sinn haben als den, ihr Mut zu machen zu dem Gange auf den Heiligenhof. Denn der Engel, der ihr erschienen sei, habe sich doch als Glanz in die

Baumkronen aufgelöst. Deswegen, das sei seine Meinung, sähen sie auch heute den Rheinschimmer in der hohen Luft so klar, wie er ihn sein Lebtag noch nicht geschaut habe.

Nach diesem Zuspruch richtete die Ursula, wie es ihre Gewohnheit war, die großen schwarzblauen Augen in einer Art finsteren Forschens auf den Anselm. Der aber nickte seinen Worten nur stumm nach, und die Ursula reichte ihm darauf die Hand zum Abschiede und sagte, er solle nur in Gottes Namen wieder zurückgehen. Denn da ihre eigene Not sie auf den Heiligenhof führe, wolle sie es auch allein, ganz allein vollbringen.

Es war in der höchsten Zeit der Grummeternte, und der Heiligenhof lag lautlos, fast von allen Bewohnern verlassen, in der vormittäglichen Herbstsonne. Klopfenden Herzens stieg Ursula den steilen Zufahrtsweg hinauf. Mit jedem Schritt, der sie näher an das große Tor brachte, kam es ihr immer schneidender zu Sinnen, wie ein vor Unglück dummes Weib sie sei, einen Gang zu tun, von dem sie selbst nicht wußte, was sie damit bezweckte. Als sie deswegen unter dem durchsichtigen Schatten der Linden ankam, kniete sie an dem Sintlingerkreuz nieder und betete ein inbrünstiges Vaterunser. Gegen das Ende, da sie wie beschwörend die Worte aus ihrer Seele heraushauchte: „Und erlöse uns vom Übel", überfiel sie unerwartet die Gewißheit, sie werde ihr gestorbenes Weißköpfchen wiedersehen. Davon war sie vor Schreck und Glück wie trunken. Als sie, schon am Tore angekommen, noch einmal nach dem Sintlingerstein zurücksah, kam es ihr vor, das schwarze Eisengeländer um das Kreuz sei mit Girlanden roter Rosen durchflochten. Das marktplatzweite Hofinnere, der hohe Flur, der ihr wie der

Zugang zu einer Kirche erschien, alles das erhöhte ihre Bestürztheit noch. Sie ging auf das Sintlingerhaus zu und kam bald in den hinteren Teil des unteren Flures, wo rechts und links vom Stiegenaufgang in das zweite Stockwerk die Tür der Küche der Tür zu dem Zimmer gegenüberlag, in dem das Lenlein unterrichtet wurde.

Als sie ratlos, unschlüssig von der einen zur anderen Tür schaute, nicht wissend, wohin sie sich wende, klang aus der Küche das Geklapper von Geschirr. Wenn nur um Gottes willen niemand käme, dachte Ursula. Aber kaum hatte sie diesen Ruf zu Ende gesonnen, hörte sie Schritte, die sich von drinnen der Tür zu nähern schienen, und ohne eigentlich recht zu wissen, was sie tat, flüchtete sie an die Tür der Unterrichtsstube, faßte den Drücker und stand im nächsten Augenblick, nicht als sei sie gegangen, sondern geschoben worden, schüchtern und beschämt in dem Lehrzimmer.

Ihr Herz schlug hörbar, und ein Kreisen drehte sie, daß sie glaubte, jetzt und jetzt müsse sie hinschlagen. In dies Gebrause vor ihren Ohren hörte sie eine harte weibliche Stimme fragen: „Was fällt Ihnen denn ein, den Unterricht zu stören? Wer sind Sie?"

Da hob Ursula endlich die gesenkten Augen und sah die Lehrerin, die das gesprochen hatte, an, um sich zu entschuldigen. Aber da sie Fräulein Knille, die gereckt, in böser Furcht am Tische stand, nur ins Gesicht gesehen hatte, schwand der armen Mutter Hoffnung auf Güte. Sie verschluckte die Bitte um Entschuldigung und schaute voll Verzweiflung ins Zimmer. Die Lehrerin verstand das seltsame Benehmen des fremden Weibes nicht und meinte, sie habe es mit einer Irrsinnigen zu tun, die man durch Härte

nicht noch reizen dürfe. Deswegen änderte sie sofort den Ton und sprach:

„Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Damit schob sie der Ursula ihren eigenen Stuhl hin und retirierte auf die Tür zu.

Die Rütschin hatte indes das Lenlein gesehen, die, noch vom Unterricht bedrückt, auf ihrem Stuhle hinter dem großen Tisch saß. Ihr Gesicht war blaß, die blonden Locken standen wie ein Duft der Verklärung um die Stirn, ihre Augen hielt sie in forschender Entrücktheit still nach der Gegend gewandt, wo Ursula stand.

Nicht lange dauerte dies rätselvolle Ineinandersinken der beiden, da sah die Lehrerin die eben noch eingesunkene Gestalt Ursulas sich heben, ihr verhärmtes Gesicht blühte in ein förmliches Strahlen, und dann geschah das Überraschende, daß sie die Arme verlangend gegen das Lenlein hob und mit seliger, tränenerstickter Stimme rief: „Mein Weißköpfchen!"

Nach diesem Ruf schien ihre Kraft erschöpft. Sie sank auf den Stuhl, und ihre Arme fielen abgeschlagen in den Schoß.

Das Heiligenhofkind lächelte jetzt über das ganze Gesicht und sagte mit seiner unwirklich singend schönen Stimme: „Siehst du, jetzt bist du doch ganz hell geworden." Mit diesen Worten näherte sie sich der Ursula, die nicht wußte, wie ihr geschah, schmiegte sich innig an sie und sagte: „Aber ich heiße nicht Weißköpfchen. Ich bin doch das Sintlingerlenlein, und du mußt nicht mehr weinen."

Die Rütschin aber nahm jetzt zaghaft den Kopf des Mädchens wie eine Kostbarkeit zwischen ihre Hände und

drückte das Gesicht in die blonden Locken, als seien sie ein heiliges Wasser.

Sowie aber die Lehrerin sah, daß Ursula nach dem Kopfe Helenens faßte, dachte sie, nun breche der Wahnsinn der fremden Frau aus, und sie flüchtete aus dem Zimmer, um Hilfe zu holen. Aber kaum stand sie bebend draußen auf dem Flur, als ihr einfiel, daß sie ja eben das Kind in der Gewalt des Weibes gelassen habe. Sie fürchtete sich vor den Vorwürfen des Sintlingers und lief und lief aus dem Hofe hinter den Scheunen ins Feld, immer auf den Buchengrund zu, und wenn es ihr den Atem verschlug, sagte sie bloß: „Keinen Augenblick mehr bleibe ich auf diesem Hexenhofe", dann hatte sie wieder Kraft, ihre Flucht fortzusetzen.

Indes die Lehrerin so aus dem Hofe gejagt wurde, fanden sich das Lenlein und die arme Rütschin immer heimlicher ineinander. Dem Weib aus der Wuhle war es, als sei es nicht auf dem Sintlingerhofe bei einem Menschenkind, sondern sitze in dem Gemache eines unirdischen Hauses, und die Augen des Mädchens schimmerten in dem verwunschenen, weltweiten Lichte, mit dem ihr gestorbenes Kind sie in den Nächten und in den Träumen des Schlafes angesehen hatte, doch ganz ohne das Zucken der Trennung, ohne den Schmerz um den unwiederbringlichen Verlust, daß sie alles, ohne es zu wissen, aus den Angsten der Seele und den Wunden ihres Herzens mit hinzugetan hatte. In den Augen der kleinen Hübelheiligen sah sie ihr gestorbenes Kind in himmlisch-wunschloser Verklärung an, und sie waren auch wie zwei Guckfenster, durch die ihr Ahnen von einem unnennbaren Hauch des himmlischen Jenseits getroffen wurde, zu dem ihr liebstes Knäblein entrückt wor-

den war. Während das Lenlein sie nach ihrem Namen fragte, wo sie her sei, ob sie auch Kinder habe, wie sie heißen und noch vieles andere, was die Blinde in Glück redete, weil sie die Lehrerin nicht mehr spürte, hatte sich ihr Händchen achtlos in die Hand der Rütschin gespielt, und die beiden gingen aus der Stube, den Flur hin und verließen zum Tor hinaus den Hof. Und immer und immer mußte die arme Frau sich neigen und in den Augen des Sintlingerlenleins nach den verklärten Blicken ihres Weißköpfchens spähen, dessen Stimme sie in den Worten des Mädchens klingen hörte: aber erlöst, unirdisch, himmlisch. Als die beiden dann draußen das ebene Stück des Zufahrtsweges bis zu der Stelle gewandelt waren, wo er sich in steilem Fall nach dem Grenzwege kehrt, überwand die Rütschin die geheimnisvolle Furcht vor dem Kinde, faßte es unter den Armen, hob es gegen den blauen Himmel, herzte es und sagte in glückvoller Überstürzung, nie werde es ihm vergessen, was es ihm gegeben habe, denn sie habe ihr gestorbenes Weißköpfchen direkt aus dem Himmel wiederbekommen, und eher noch schöner, als es im Leben gewesen sei.

Dann lief sie förmlich den Abhang hinunter.

Erst als sie schon den jenseitigen Hügelrücken emporstieg, der Querhoven von dem Gebiet der beiden Fremdhöfe trennt, wandte sie sich um und erblickte die Hübelheilige in ihrem rosa Kleidchen im Grün neben den Torlinden sitzen, daß sie mehr aussah wie eine große Blume, die im Schatten der mächtigen Bäume in himmlischer Stille blühte.

Ihr Mann wartete noch getreulich, wo sie ihn verlassen hatte, in dem leichten Schatten der Baumzeile, die vom

Walde der dürren Berge her auf der Höhe des Hügelrückens hinstrich, und hatte schon allerhand Befürchtungen durcheinander getrieben, warum sein Weib so lange im Sintlingerhofe bleibe. Nun sah er sie eilig den Hügel heraufkommen, und je mehr sie sich den Bäumen näherte, desto mehr beschleunigte sich ihr Gang. Da trat er endlich aus dem Baumschatten hervor, tat auf dem Steig zögernd einige Schritte ihr entgegen und sah ihr forschend ins Gesicht. Die Rütschin aber, als sie ihrem Mann gegenüberstand, erinnerte sich plötzlich aller Qual und Finsternisse, die in langen Wochen auf ihr gelegen hatten, noch einmal und ward von dem Wunder erst recht in tiefster Seele erfaßt, das die Blinde in ihr bewirkt hatte. Deshalb war ihr Gesicht vor Glück ganz erschüttert. Langsame Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie sagte erschöpft: „Anselm, komm, komm!", nahm seine Hand, drückte sie herzlich, und so stiegen sie schweigend nach Querhoven hinunter.

Dreizehntes Kapitel

Dieses Erlebnis des Heiligenhoflenleins mit einer von dem Schmerz um ihr gestorbenes Kind fast von der Erde vertriebenen Mutter war für die beiden Teilnehmer, die nächste Umgebung und im weiteren Umkreise ein Vorgang, der die bedeutsamsten Folgen nach sich zog.

Der Heiligenhofbauer kam im halben Vormittag des Tages, da sich der Vorfall ereignet hatte, gerade zu der Zeit vom Felde herein, als auf dem Gehügel gegenüber der Rütsch-Anselm und seine erlöste Ursula hinter dem Waldstreifen nach der Querhovener Wuhle zu verschwunden waren.

Das Lenlein saß noch auf demselben Flecke, wo es von der hochbeglückten Mutter verlassen worden war, und spielte tief versunken mit einem Schmetterlinge, einem braunen, bescheiden gezierten Falter, den das Volk Kuhauge nennt. Nun gehört das Tierchen wohl nicht zu den vornehmen, besonders klugen Schmetterlingen. Doch war es immerhin merkwürdig, sogar wunderbar, was der Bauer da sah. Begierig, mit einem gewissen beglückten Schwung, umschwebte der Schmetterling das blonde Köpfchen des Kindes, fast lichttrunken, und sobald das Lenlein eine Hand ausstreckte, ließ sich der Sylphe darauf nieder, saß erst ver-

wunschen still und begann dann mit einem wuchtenden Ausbreiten und Wiederschließen der Flügel, wie in höchster Ekstase, die rosigen Finger auf und nieder zu wandeln. Das Lenlein aber redete zu ihm, was der Sintlinger, der Entfernung halber, nicht verstehen konnte. Doch merkte er an dem Klang der Stimme, daß sie bald unzufrieden war wie eine ernste Mutter, bald verliebt flüsterte, bald lockte, und das unscheinbare Sylphlein folgte ihr in allem: floh, bat mit hartnäckiger Zudringlichkeit, schmiegte sich bebend über die Hand hin und sog sich dann mit den Füßen förmlich auf der Haut fest. Als der Heiligenbauer näher trat, wurde der Schmetterling zuerst aus seiner Trunkenheit verscheucht und flog fallend, taumelig, unsicher davon, wieder nur ein Schmetterling. Das Lenlein aber wandte das Gesicht in die Richtung seiner Flucht, überlegte lächelnd, streckte dann die Hand aus, ließ die Finger lockend spielen und sagte: „Komm. Wirst du wohl gleich kommen!"

„Da bin ich schon!" antwortete der Sintlinger, als wäre er gemeint gewesen.

Davon erschrak das Kind so, wie man nur vor dem Einschlafen erschrickt, wenn man die Empfindung hat, mit einem Ruck tief hinab zu fallen. Sie ließ kraftlos den Arm sinken und neigte unter einem furchtsamen Atemzug den Kopf.

„Wo hast du denn das hergelernt mit dem Schmetterling?" fragte der Heiligenbauer.

„Von der Frau", antwortete, sich schnell fassend, das Kind.

„Von welcher Frau denn?"

„Nun, die eben da war, die ganz dunkel in die Tür kam

und dann ganz licht wurde. Weißt du, Vater, durch so ein ganz weites, hohes Tor. Erst weinte sie, und ihr Kind ist ihr gestorben. Denk', da dachte sie zuerst, ich hieße Weißköpfchen, hahaha."

Jetzt lachte sie schon wieder ihr silberschelliges Lachen.

So erfuhr der Heiligenbauer das wundersame Geschehen.

Am Abend fand sich die Lehrerin ein und versuchte erst, ihr langes Ausbleiben mit einem Briefe zu erklären, zu dessen Empfangnahme sie auf die Postagentur nach Hemsterhus bestellt worden sei. Als aber das Erscheinen der Rütschin besprochen wurde, verfärbte sie sich, blickte den Bauer feindselig an, sah dann verwirrt und höhnisch von einem zum andern und sagte schroff: Ja, wenn man darauf komme, so müsse sie erklären, daß dies ihr letzter Tag auf dem Hofe gewesen sei. Morgen müsse sie mit dem ersten Zuge in Dingden abfahren. Sie habe von der Behörde das Anstellungsdekret bekommen und solle in zwei Tagen antreten.

Der Sintlinger nickte überzeugt und ließ sie, ohne ein Wort zu fragen, in der nächsten Frühe noch im ersten Grau des erwachenden Tages davonfahren. Das Lenlein war für Elfriede Knille nicht zu einem letzten Wort zu erreichen gewesen, den ganzen Abend nicht und am Morgen erst recht nicht. Und nun, da die Lehrerin zwischen Körben und Koffern durch das schlafende Hemsterhus fuhr, bei einem Licht, daß alles in Auflösung und Unsicherheit schwankte, in den dahinter liegenden Wald, durch den von einem steten Wind der Nebel in langen, zähen Streifen getrieben wurde, daß es aussah, als seien die Bäume verbissen, finster, stumm

auf einer aussichtslosen Wanderung begriffen, nun war es ihr plötzlich, sie fahre nicht dem Tag, sondern dem Dunkel entgegen, sei wie ein Mensch, der sein Glück fliehe, und es nutzte nichts, daß sie sich höhnisch auslachte, den verrückten Hof verlästerte und endlich zum Trotz gar lustig zu singen anfing.

Als sie in Dingden den Fahrschein löste, zitterten ihr die Hände, und sie brachte kaum die Worte hervor. Im Wagen aber sah sie nicht aus dem Fenster in den heiteren Morgen hinaus, sondern hatte ein Gefühl wie einst als kleines Mädchen, da sie während der Messe im Gotteshause unehrerbietig gewesen war und denken mußte, aller Segen sei jetzt von ihr genommen und nichts werde ihr gelingen. In Bocholt beim Umsteigen, mitten im Trubel, wurde sie plötzlich von dem engelfernen, wundersamen Wesen des Heiligenhoflenleins so wie von einem außerirdischen Licht ergriffen und brach in lautes Weinen aus.

Der Ursula Rütsch aus der Wuhle war in die tiefste Seele hinein durch das Sintlingerlenlein ihr gestorbenes Weißköpfchen wiedergeschenkt worden, und das Leben dieses armen Weibes hatte damit ein neues, großes Gebiet zu ihrem alten Dasein hinzugewonnen, jene Wunderprovinz nämlich, jenes außerweltliche Land, in dem sie durch die tiefsten Kräfte ihrer wiedertäuferischen Abkunft von jeher heimisch war. Dort wohnte nun in sonnenlosem Lichte ihr schönes Kind, und wenn es sie gelüstete, trat nun der Strom ihrer Seele über die irdischen Ufer und zitterte eine Weile glückvoll im Widerschein ewiger Verklärung.

In dieser Zeit vollzog sich mit Notwendigkeit ihr ent-

schiedener Anschluß an die verheimlichten Gebräuche ihrer wiedertäuferischen Ahnen. Sie nahm eines Nachts ihre drei anderen Jungen aus dem Bett, wanderte mit ihnen tief ins hohe Holz an den versteckten Waldteich hinter der Wuhle und taufte sie dort, inbrünstig den Fußtapfen alter Zeremonien nachfolgend, wieder. Als die drei Jungen verschüchtert und ergriffen von der Glaubensglut ihrer Mutter in ihren weißen Hemden mit gefalteten Händen dem schwach gleißenden Teichspiegel zuschritten, glichen sie wirklich mehr dem Lichtschatten seliger Geister als lebendigen Menschen, und da nun gar vor dem Tauchen die Rütschin wahrnahm, daß ein Stern, der gerade über dem Teiche stand, sein Licht änderte, so daß sein unruhiges, glühendes Flackern plötzlich in ein friedvolles, weißes Strahlen überging, glaubte die gute Seele, nun werde wohl ihre Sünde wieder gut gemacht sein, die sie durch den erzwungenen Abfall von der geheimen Sehnsucht ihrer Voreltern begangen hatte.

Ihre Rückkehr und Wiedererweckung blieb verborgen, wie eben so etwas verborgen bleiben kann. Ihr Mann, der Anselm, tat, als habe er diese Nacht besonders tief geschlafen, die Rütschjungen schwiegen teils aus Freude, ein großes Geheimnis zu besitzen, teils aus Furcht vor ihrem Lehrer, dem Hemsterhuser Kantor. Sie schwiegen richtig, ohne jedes Zwinkern, Mundkräuseln, Augenklirren und Stolztun. So erfuhr Querhoven vorerst nichts von dem ersten Wiederaufbruch des sektiererischen Geistes, von dem es doch in einigen Jahren so tief ergriffen werden sollte.

Nur daß die Rütschin an einem verborgenen Glanz auflebte, daß sie in das Glück ihrer besten Zeit gerückt schien, das und einen vertieften, geheimnisvollen Schleier über

ihr Gesicht, ja über ihr ganzes Wesen sah man. Aber man hielt das alles für die Wirkung des hübelheiligen Mädchens, des Sintlingerlenleins allein, und der Zauber des seltenen Kindes lief wiederum lebendig durch alles Volk der Dörfer und kleinen Städte in der Umgegend von Hemsterhus. Daß die Rütschin überall, wo sie nur mit Menschen ins Reden kam, von den verborgenen Segen- und Wunderkräften des blinden Mädchens sprach, ist klar. Es verfing sich in ihren Worten immer auch etwas von dem religiösen Feuer ihrer Wiedererweckung, und sie nannte Helene nicht anders als das „Gnadengeistlein", „ein wirkliches Himmelskind", und schwelgte so über ihr Erlebnis in das Glaubensgeheimnis hinein, das sie auf diese Weise ausplaudern konnte. All ihr Lob bebte von religiöser Inbrunst, und wie sie den Ruhm des blinden Mädchens verbreitete, zündete sie allenthalben Scheu und Freude über die Geheimseiten des Menschen, der Natur und Gottes an. Das Erlebnis der Schwerdtner-Josefa, die durch das Sintlingerkind vom Trunke errettet worden war und eine andere ergreifende Stimme erhalten hatte, tauchte nun auch aufs neue ins Gedächtnis aller Leute.

Als dann noch bekannt wurde, daß die Lehrerin auf dem Bahnhofe zu Bocholt vor Sehnsucht nach dem Heiligenhofkinde plötzlich in fassungsloses, lautes Weinen ausgebrochen war, kam allen Ernstes die Meinung auf, das Sintlingerlenlein sei im Besitz von Kräften, die über drei fließende Wasser hin, über alles Lebendige, ja sogar bis hinter die Schatten des Grabes zu wirken imstande seien.

Immer, wenn die Menschen von dem Ahnen ihrer seelischen Grenzenlosigkeit berührt werden, bemächtigt sich ihrer

Heiterkeit und Lebenszuversicht, und von allen Dörfern wurden die Querhovener am nachhaltigsten von dem Zauber des blinden Kindes getroffen, denn daß einem Weibe aus ihrer Mitte das Wunder einer so lichten Schicksalswendung bereitet worden war, empfanden die Dorfbewohner als Rechtsprechung des von allen so oft verspotteten Querhovener Winkel- und Schrullenwesens. Die Speilhobel fuhren in allen Häuslein nun sausender durch die eingepflöckten Scheite, die Drechslermesser schnitten mit fröhlicherem Gellen die Spunde und Rahmzapfen aus dem Asthotz, und die Jungen und Mädchen klebten die Spanschachteln mit heitererem, bedeutsamerem Eifer als sonst. All diese emsigen, stubenengen Menschen, mit einem verjährten Makel belastet, die sich als Nachkommen vertriebener Ketzer immer noch neben die Straße des Lebens gestoßen vorkamen, waren ihrem Wesen nach darauf angewiesen, nur von Wundern und außergewöhnlichen Erschütterungen eine Erfüllung ihrer Hoffnungen zu erwarten, die nicht anders wie ein wirres, trunkenes Gelock ins Gesicht ihrer Seele hingen.

Darum hörten sie in der Stimme, die die Schwerdtnerin, und dem neuen Leben, das die Rütschin von dem hübelheiligen Mädchen geschenkt erhalten hatte, die Verheißung des Herannahens einer besseren, höheren Zeit, ja, der Müller, der allerdings in jenem Jahr öfter als sonst die Beine verwechselte, wenn er aus der Schenke kam, redete gar von einem „Ruf aus Zion" und erinnerte in besonders angeregten Augenblicken an die Bibelstelle: „Aus dem Munde der Säuglinge und Unmündigen hast du, o Herr, dein Lob bereitet."

Da platzte in diesen gelinden Wirbel, der sogar hier und dort, und das besonders in Querhoven, gelegentlich mit einem Funkenstoß vermischt war, ein Ereignis, eigentlich, wenn man's recht überlegt, zwei, daß auch jene in unklarem Schrecken zufuhren, die schon anfingen, in dem Heiligenhoflenlein etwas wie das Busenknöpfchen der Gottesmutter und im Sintlingerhof einen zukünftigen Gnadenort zu sehen.

Die Zeit war in einen neuen Frühling gerückt, schon ziemlich weit hinein, um den Tag der Himmelfahrt. Wie's der Bauer gern hat, konnten sich die Krähen schon in der Kornsaat verstecken, und auch das Gras auf den Wiesen stand dicht wie ein Filz. An den warmen Wasserläufen insbesondere lag es ganz breite Streifen lang aufeinander, denn die Halme vermochten die vielen fetten Blätter nicht mehr aufrecht zu tragen. Und die Rütschin, als umsichtige Wirtschafterin, fing wie andere Hausmütter schon an, da und dort solchen Überwuchs sich für die Viehpflege zunutze zu machen. Denn das Winterheu war sehr knapp, die Kühe mußten schon lange ins Stroh beißen, und im Butterfaß wurden wohl Molken, aber wenig Butter, die noch dazu knotenbitter schmeckte.

Deshalb machte sie sich, wenn alle Arbeit im Hause getan war, schon tief im Dunkel der Stunde, wenn der Abendtau zu fallen begann, auf den Weg in ihr hinterstes Wieslein. Das zog sich an einem Beifaden des Hornwassers unter einer warmen Lehne hin. Manchmal ging ihr Anselm mit. Kam er indes zu spät aus dem Walde, so duldete sie seine Hilfe durchaus nicht, sondern schlich sich mit Grastuch und Sichel zur Hintertür hinaus heimlich davon. Und wenn sie

zurückkam, war es manchmal schon Mondzeit, so spät, daß der gute Rütsch sie aus der Ferne wie einen Laubbaum heranbuckeln sah, so finster war es schon, und so hoch über den Kopf hinaus hatte die Ursula Gras geladen. Da blieb er dann nicht die Hand im Hosensack stehen, sondern lief ihr entgegen, nahm die Hucke von ihrem Rücken und schalt sie tüchtig aus wegen ihrer Rücksichtslosigkeit gegen das Kind, das wieder zu erwarten war. Aber die Ursula lachte ihren Mann nur aus, und wegen des Kindes tröstete sie ihn, das wachse gleichsam im Schatten des Heiligenhofes, und sie spüre, wie es gedeihe; denn so glücklich wie diesmal sei ihr noch niemals in der Zeit gewesen, selbst nicht da, als das Weißköpfchen auf dem Wege war.

Allein einmal, als sie wieder so spät auf der Waldwiese draußen war, wischte es ihr etwas aus, worauf freilich weder ihres Mannes Sorge noch eines anderen Menschen Argwohn in der ganzen Umgegend hätte geraten können. Sie war fertig, hatte die Hucke schon auf dem Rücken und suchte mit den Füßen die alte Schwarte, die als Brücke über dem Wassergräblein lag, fand sie auch und fing gerade an, wacker auszuschreiten, als sie hinter sich die Schwarte von einem eiligen Sprung knacken hörte. Doch blieb ihr nicht Zeit zu denken, was das wäre. Es keuchte hinter ihr der Atem eines überjächten Mannes auf, packte die Hucke, riß sie ihr mit so wilder Gewalt herunter, daß sie taumelte, und wie sie unter gellem Aufschreien noch an sich raffte, nicht zu Boden zu fallen, springt es ihr schon auf den Rücken, schlägt die Beine über ihren Hüften fest und beginnt sie zugleich mit Händen, die wie Krallen oder Holzklammern schmerzen, am Halse zu würgen, daß ihr die Sinne ver-

gehen, preßt, quält und reitet auf ihr, als sei sie kein Mensch, sondern ein Pferd.

Rütsch, der hinter dem Hause stehend auf den gellen Schrei hin sofort herbeigeilt war, fand sie wie leblos ein Stück von der Hucke entfernt im Grase liegen, und nachdem er mit ein paar Handvoll Wasser aus dem Graben sie wieder zur Besinnung gebracht hatte, erfuhr er von dem rätselhaften Überfall, sprang sofort in Wut hier- und dahin, schrie Verwünschungen in die Nacht, sah aber und hörte nicht das mindeste, auch nicht das leise Fortstehlen gedämpfter Schritte.

Allein, ehe man sich in den ersten Vermutungen zurechtgefunden hatte, nur zwei Tage später, wurde der Josefa Schwerdtner, die mit ihren leisen Liedern von Dorf zu Dorf zog, genau auf dieselbe Weise mitgespielt.

Als sie, im tiefen Abenddunkel nach Brederode zu unterwegs, an dem Steinbruch vorüber wollte, der eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt lag, sprang es, daß die Steine rollten, in langen Sätzen auf sie zu, und ehe die furchtsame Witwe ein paar flüchtende Schritte getan hatte, fiel ein Hagel von Faustschlägen auf Rücken, Kopf und Nacken über sie. Zerzaust und übel zugerichtet, raffte sich die Angefallene endlich aus ihrer Betäubung. Die Gitarre war in kleine Stücke getreten, aber ihr Bündel Habseligkeiten unversehrt. So schleppte sie sich zitternd vor Angst und Schrecken in den ersten Brederoder Bauernhof.

Die Aufregung über diese beiden Vorfälle war groß, ja, nahm binnen kurzer Zeit einen solchen Grad an, daß kein weibliches Wesen unter Lichts das Haus zu verlassen

wagte. Doch je dringender man sich mit der Aufklärung beschäftigte, desto näher nur kamen die Menschen an die Unbegreiflichkeit dieser beiden Überfälle, die offenbar von ein und derselben Person, und zwar aus der nächsten Umgegend, verübt worden waren. Nachdem Polizei und Publikum eine lange Reihe mißbräuchlicher Verhaftungen und ärgerlichster Verdächtigungen hinter sich gebracht hatten, trat der Totengräber Wachsmann von Hemsterhus mit der Behauptung unter seine heimlichsten Vertrauten, daß es um das Grab des gestorbenen Niemand-Albes, er sage nicht gerade heraus, umgehe, aber immerhin nicht geheuer sei. Er habe einmal die Totentür in dem Grabhügel des Narren gehen hören, und ein anderes Mal habe die Leichenflasche gegluckt. Was das sei, verriet er allerdings nicht, sondern deutete nur an, daß er für seine Person sehr wohl an ein Schweifen des Niemand-Albes über das Grab hinaus glaube, weil ein Mensch, der nicht ausreichend ins Leben trete, auch nicht ganz sterben könne. Das genügte, daß sich der Glaube ausbreitete, der Niemand-Alb sei den beiden Weibern aufgehockt.

Allein, nachdem der Vorfall erst in diese Gegend des Gruseligen gedreht war, wachten viele alte, fast vergessene Gespenstergeschichten auf. Hausunholde begannen allenthalben sich an ihre Pflicht zu erinnern, pochten mitten in der Nacht ans Fenster, sanken mit dem Gewimmer kleiner Kinder in Brunnen und gingen mit gerungenen Händen an fernen Waldsäumen verzweifelt auf und nieder. Es gab Leute, die schworen, den Niemand-Alb leibhaftig, so wie es seine Gewohnheit war, lang, hager und schief, gleich einer riesigen, geständerten Krähe gesehen und sein idiotisches

Gaumenlachen gehört zu haben. Ja, ehe die Angelegenheit sich ganz in dem unbestimmbaren Wunderdunst verlor, den das Volk immer um sein Leben braucht, spukte auf einen Augenblick gar noch die Gestalt des Herner Rebellen-Fabers in den allgemeinen Wirbel hinein. Er sollte am Rande eines einsamen Weges sitzend getroffen worden sein, abgezehrt, diabolisch, mit Augen wie geschliffene Messer, und als der, dem das Begegnis widerfahren war, sich scheu und angstvoll vorbeigedrückt, habe er höhnisch hinter ihm dreingelacht und etwas gerufen, das wie Spott und teuflisch Drohen geklungen habe.

Und doch, wenn ein einziger Mensch die Augen da gehabt hätte, wo sie hingehören, im Kopf, und nicht, wie alle, an der wundersüchtigen Zunge, so würde er mit einem Blick den Übeltäter herausgefunden haben.

Kaum daß nämlich die wunderbare Wiederbelebung der Ursula Rütsch aus der Wuhle sich auf dem Heiligenhofe ereignet hatte, war dem Meixner-Gottlieb sein unruhiges Umherfahren in den Beinen stecken geblieben. Er erschien im Hause seiner Mutter, saß ratlos und blaß umher, verbrachte den Tag wie abwesend und lag die Nacht mit offenen Augen. Endlich erklärte er, er müsse nach Echternach zur Jungfrau Maria, sonst sterbe er. Abgezehrt und weltabgewandt wie ein Büßer ging er davon. Etwa acht Tage nach seinem Weggange geschahen die Überfälle, und als er wieder zurückkehrte, war alles schon in der allgemeinen Wunderwolke untergegangen. Man frug ihn nur spöttisch, ob die Echternacher Mutter allen das Genick umgedreht oder ob er dem wilden Bergmann, dem Faber-Rebellen, unterwegs in die Hände gefallen sei, denn er sehe wirk-

lich aus wie erwürgt und zerschlagen, nicht wie einer, der Gnade empfangen habe.

Wem die Nase nicht tropfe, brauche sie nicht zu wischen, antwortete er ruhig und mit nachsichtigem Lächeln, nickte denen freundlich zu, die ihn so stichelten, und ging zum Verwundern, ja Schrecken seiner Mutter in ein so stilles, abseitiges Leben, als habe wirklich eine göttliche Hand die Deichsel seines Wagens ins richtige Gleis gedrückt.

Vierzehntes Kapitel

Die Wellen dieses Rumorens, das von dem Heiligenhof seinen Anfang genommen hatte, schlugen gleichwohl nicht in diese einsame Bauernburg zurück, wenigstens nicht in einem Maße, daß sie das Leben seiner Menschen aus dem Geleise hoben.

Hier bildete bei den meisten der Fortgang der Lehrerin das bedeutsamere Ereignis. Die Mägde und Knechte waren froh, daß die Augen der hölzernen Ziege, wie sie Elfriede Knille nannten, nicht mehr als stumme Strafpredigten auf sie losfuhren. Der alte Zenker machte drei große Kreuze in die Luft, so oft von ihr gesprochen wurde, Trine kam mit einem tiefen Atemzug der Erleichterung aus Winkeln und Ecken hervor, wo sie in den Monaten alles Gerümpel einer genauen Musterung unterworfen hatte, das von dem breiten Strome des Sintlingerschen Wohlstandes dorthin geschwemmt worden war.

Nun sie wieder Lenleins Behüterin wurde, faßte sie das als einen Triumph ihrer Erziehungsmethode über „das neumodische unbegreifliche Zeug dieser fremden Münsterschen Muhme" auf. Weiter verstieg sich ihre Abneigung nicht. Heiter und unauffällig war sie wieder um das Kind.

Allein das Lenlein wurde nach dem Weggange der Leh-

rerin von einem inbrünstigen Zuge nach Einsamkeit erfaßt. So als habe das immerwährende Bildungsgeräusch, von dem sie sechs Monate umgeben gewesen war, ihr Leben gefangengesetzt, so floh das Kind in die Stille. Mitten im Geplauder der anderen, ja mitten im eigenen Reden standen ihre blassen Augenspiegel plötzlich groß und regungslos, ihre Finger gingen spielend umeinander, sie verstummte und sah, ein Liedsummen zwischen den Lippen, wie in eine andere Welt. Oder sie stand lange mutterseelenallein im Felde, ließ ihr Haar und ihre Kleider im Winde wehen, kniete in der Wiese und hielt geliebte Blumen vorsichtig in den gewölbten Händchen, wie in einem Gefängnisse, ja einmal traf sie Johanna hinter der Scheuer an der Giebelwand, wo sie offenbar mit nichts anderem als mit dem Lichte und dem Schatten spielte. Bald trat sie ganz in die Sonne, bald ergriff sie ganz die Partei des Schattens, dann wieder gab sie sich nur mit dem Arm, dem Kopf, dem halben Körper der Helle oder dem Dunkel hin. Und Johanna, der diese traumhaften Bewegungen unbegreiflich waren, merkte doch an dem wechselnden Gesichtsausdruck ihres Mädchens, welch vielfältige Erlebnisse sie genoß. Befragt, antwortete die Blinde, sie lasse das Lied des Lichtes und des Schattens in sich singen.

Erfuhr der Sintlinger so etwas an seinem Kinde, so sah man es der lichten Vertiefung seines Gesichtes an, wie groß das Glück war, das er darüber empfand.

Johanna aber war die einzige auf dem ganzen Hofe, die von all diesen Vorgängen in Sorge und Kummer geführt wurde. Lange trug sie allerdings diese dunkle Last nicht mit sich herum. Denn aus ihren früheren Erfahrungen, seit

den Wirbeln nach dem Tode ihres Vaters, die sie fast aus der Welt hinausgespült hatten, seit jener Zeit wußte sie, wie gefährlich es sei, Befürchtungen unausgesprochen ins Gemüt zu verschließen: weil sie dann ihre Gestalt verlieren, alle Gebiete des Geistes wie ein Schimmelpilz durchziehen und nicht eher ruhen, bis der Verstand des Menschen an allen Seiten von unübersteiglichen, finsteren Mauern sich umgeben sieht, die drohend immer mehr zusammenrücken, so eng, daß zuletzt das Herz in der eigenen Brust nicht Raum genug zu schlagen findet. Darum, als Johanna es noch einige Wochen angesehen hatte, wie der Sintlinger alles unterließ, das Lenlein zu geregelter, zielhafter Tätigkeit anzuhalten, wie er sich und sein Kind scheinbar in dem verstiegenen Trubel für geborgen hielt, den der Vorfall mit der Ursula Rütsch immerfort an den Heiligenhofhübel heranführte, ja, wie er geradezu des Mädchens Hang unterstützte, sich mit allen Fasern aus dem gewohnten Lebensboden der anderen loszulösen und mehr und mehr nichts anderes zu sein als die Gespielin von Wind, Licht, Wasser, Schatten, Blume und Tier, als sie dies bemerkte, fand sie ihren lieben Andreas mitten im hellichten Tage von den Wirbeln seines Nachtlaufens überfallen und nahm ihn eines Abends jener Zeit kurz und entschieden bei der Hand, weil, wie sie sein verwundertes Anschauen beantwortete, Wichtiges zu bereden sei.

Andreas kannte sehr wohl die heftige Jachheit, in die sich zuzeiten die Engelgüte seiner Frau kleidete, und wußte zu gut, daß sie immer bei Anlässen von seinem Weibe ergriffen wurde, denen sie sich nicht gewachsen fühlte.

Als sie deshalb nach einem bedeutsamen Schweigen in

den Abend hinaus nichts anderes herausbrachte, wie sich über die glänzende, unruhige Helle der Nacht zu verwundern und von dem härteren Laut zu reden, den das Getreide beim Windrühren mit den befruchteten Ähren hervorbringe, lächelte er wohlig ergriffen von ihrer scheuen Zartheit erst für sich hin und nahm ihr dann die Unsicherheit, indem er neckisch sagte, es sei nun genug geknallt, jetzt könne sie seinetwegen fahren, und vielleicht gehe er nicht fehl in dem Gefühl, daß sie auf das Lenlein zusteure.

Da kam denn alles ziemlich hastig heraus, was ihre verheimlichte Bedenklichkeit in den Wochen zusammengetragen hatte: daß es so mit dem Lenlein nicht bleiben könne, da es doch nicht aufwachsen dürfe wie ein Baum, und die paar Wochen Unterricht dürften auf keinen Fall die ganze Schule sein, die es durchmache.

„Und so wahr ich hier neben dir stehe, lieber Andreas," schloß sie mit einer von verhaltenem Schluchzen gespannten Stimme, „wenn sie einmal erwachsen ist und nichts weiß, rein nichts, von allem nichts, dann macht sie sich und uns Vorwürfe, und das mit Recht."

Der Sintlinger strich begütigend über die erhitzte Stirn seines Weibes und führte sie, ohne zu antworten, auf die Bank, die an der Hinterwand der Laube hinlief.

Dort saß er noch eine ganze Weile stumm neben ihr, und sie spürte, daß er, strack aufgerichtet, in die Nacht sehe.

Und während der Heiligenbauer so schwieg, ging durch Johanna wieder ihre tiefste Furcht, daß die Entfernung der von Professor Flöreck hergesandten Lehrerin den Weg zum Sehendwerden ihres Kindes verlegt habe, und die Angst,

das Lenlein müsse nun lebenslang in die spukhafte Augennacht eingesperrt bleiben, bedrängte sie in einem so schmerzhaften, leidenschaftlich-plötzlichen Stoß, daß sie hastig ihres Mannes Arm ergriff und ihn ungestüm rüttelte.

„Du, Andreas, wach auf, um unser Kind fängt an das Unglück zu wachsen", rief sie dabei.

Der Heiligenbauer tauchte aus seinem versunkenen Sinnen auf, nahm seines Weibes Rechte in seine beiden Hände und sagte mit verwundertem Lächeln:

„Ach, meine liebe Johanna, wenn man sich's ganz genau überlegt, sind wir beide töricht; und je länger wir nachsinnen, um so schlimmer wird's. Du suchst nach einem Licht, um einen leuchtenden Stern anzuzünden, nicht?"

Johanna antwortete leise: „Ich weiß nicht."

„Oder es ist auch so", setzte der Sintlinger sein lautes Sinnen fort, „du glaubst, ein Bach müsse ausufern, vertrocknen, mit einem Wort, verkommen, wenn man nicht ein Mühlrad in ihn hängt."

Die arme Bäuerin wurde immer mutloser bei diesen Reden ihres Mannes und sagte zaghaft: „Ich verstehe dich nicht."

„O mein liebes Weib, ich, sogar ich bin wie einer, der erst noch an die Tür klopft, hinter der unser Kind wohnt. Aber in den Wochen ist mir's manchmal richtig schon gewesen, der Fleischer entläuft sich, daß er ein Fleischer ist, und der König mit seinem Königtum und der Richter, daß er das Rechtsprechen zu seinem Gewerbe gemacht hat. Sie alle verkriechen sich in ihren Stand, vor etwas, das doch das Allerwichtigste für alle ist, nämlich ein Mensch zu sein."

„Mein lieber Andreas!" rief jetzt die Bäuerin erschrok-

ken und nahe am Weinen. „Was soll denn das alles? Ich verstehe es nicht."

„Laß gut sein, Johanna", antwortete er ernst. „Ich will darüber nachsinnen und es dir sagen, wenn ich es gefunden habe. Aber ein Mensch zu werden, so wie das Lenlein, das ist wie singen, daß es die ganze Welt hört, ohne den Mund zu bewegen. Meinst du nicht auch, Johanna?"

Allein die Bäuerin stand auf, trocknete sich heimlich die Tränen und ging wegen der Worte ihres Mannes bekümmerter davon, als sie hergekommen war.

Der Heiligenbauer jedoch spürte ruhlos den Kräften nach, die um das Leben seines Kindes einen Schimmer warfen, den alle als unirdisches Glück empfanden, die in seinen Bereich kamen.

Erst ein gutes halbes Jahr später erhielt er durch ein schwarzes Huhn einen überraschenden Aufschluß.

In der Zeit, wenn die Rübenpflanzen geeinzelt werden, ließ der Sintlinger hinter dem Hofe die Hühner in ein Drahtgeflecht sperren, damit sie nicht auf dem Acker umherlaufen und die kleinen, schwächlichen Pflanzen auf ihrer Jagd nach Engerlingen und Erdwürmern verscharren. Dasselbe mußte auch um die Getreideernte geschehen. Denn die Gluckhennen führen dann das junge Hühnervolk hinaus ins Feld. Dort treten sie nicht nur richtige Gassen tief in die Gewanne hinein, sie ziehen auch die Ähren herunter, picken sie für die Kleinen aus und laufen, kratzen und wühlen richtige Tümpel ins schönste Getreide.

Um dem Hühnergezücht das Entweichen aus dem Drahtgarten nun ganz unmöglich zu machen, hatte der Bauer die Drahtwand etwa in Mannshöhe nach einwärts biegen

lassen. Die Anstrengungen der Hühner, hinauszukommen, waren nun völlig vergeblich. Denn trug sie ein verzweifelter Flug auch bis in die Höhe des Zaunes, so stießen sie dort gegen die nach innen gebogene Netzwand und fielen wieder herunter.

Einer schwarzen, langbeinigen Henne gelang es indes nach vielen vergeblichen Bemühungen doch, durch einen Anlauf von der Mitte aus sich hinüberzuschwingen.

Als sie sich nun ihren Kropf bis zum Bersten gefüllt hatte, wollte sie wieder in das Gefängnis zu ihren Gefährtinnen zurück, die zu wohligen Kugeln aufgeblasen in einer Ecke beieinander hockten, manchmal schräg aufblinzten und mit ihrer Stimme schläfrig durch den geschlossenen Schnabel klirrten, so oft ein Vogel über sie flog. Für ihr Leben gern wäre die schwarze Henne mitten in dem Behagen der anderen gewesen. Allein ihrem Gedächtnis war es entschwunden, auf welche Weise es ihr heute morgen gelungen war, die Drahtwand zu überfliegen. Sie lief ohne Aufhören auf und nieder, steckte den Kopf immerfort durch die Maschen und stemmte mit den starken Beinen an ihrem Leib, um ihn nachzuschieben. Denn sie mochte wohl denken, wenn sie so leicht mit den Augen zu den andern hineinspazieren könne, dann müsse der Leib von selber nachrutschen.

In diesem Bestreben fuhr sie stundenlang fort und lief noch immer rastlos hin und wieder, als es schon dunkelte und die Leute vom Felde heimkehrten. Von den Knechten und Mägden sah wohl eines und das andere das unaufhörliche Rennen des Tieres und lachte über das „dumme Vieh". Als jedoch der Heiligenbauer als letzter vorüber-

ging und das Huhn und sein aussichtsloses Beginnen gewahrte, verließ er sofort den Weg, um die Qual des Tieres zu beenden.

Allein, während er hinzuschritt, wurde sein Gang immer langsamer, sein heiteres Gesicht ernster, sein Auge gedankenvoller, und endlich stand er ganz still.

Er vergaß das Abendbrot, überhörte das Rufen nach sich und hatte sich noch nicht gerührt, als es schon ganz dunkel geworden war und das unruhige Huhn nur noch wie ein Schattenwisch auf und ab lief.

Endlich kam Johanna heraus, um ihn zu suchen, und fand ihren Mann mitten im Rübenfelde, wie einen, dessem Geist die Welt abhanden gekommen ist. Weder daß er ihr Herannahen hörte, noch auf seinen Namen achtete, ja, kaum daß er spürte, wie ihn Johanna mit Gewalt an den Achseln faßte und zu sich drehte.

Und auch nun kostete es noch einige Mühe, ihn dem Bann völliger Weltabgewandtheit zu entreißen. Mit einem tiefen, fast schmerzvoll klingenden Atemzuge, als schüttele er einen schweren Traum ab, kam er zu sich und beantwortete ihre Frage, was es denn gäbe, vorerst nur mit einer Gebärde, indem er mit der Rechten ihre Hand ergriff und mit der Linken über ihre Stirn strich, ganz weich, als gelte es, Spinnweben zu entfernen. Zuletzt kam er doch zu Worten und sagte in der leisen, fast furchtsamen Art Tiefversonnener: „Sieh, Johanna, vor einem halben Jahr hast du mich gefragt, was denn aus unserem Lenlein werden soll, wenn sie nicht lernt wie die übrigen Menschen. Dazumal hab' ich dir wohl eine Antwort gegeben; aber es war noch nicht die rechte, weil ich sie selbst nicht wußte. Ich mußte dich

weinen lassen und bekümmert davongehen und konnte doch nicht helfen. Nun aber hat mich dies Huhn da gelehrt, wie es eigentlich um unser Kind steht."

Johanna ließ ihre Hand aus der Rechten ihres Mannes fallen.

„Willst du es nicht hören, Frau, oder vielleicht ein andermal?" fragte der Sintlinger.

„Ach, Andreas ... nein, sprich nur ...", sagte Johanna mit mühsamer Freundlichkeit.

„Also, Weiblein, merke: die Menschen, du und ich dabei, sind wie dies Vieh. Es war im Gatter und wollte hinaus. Zwischen dem Orte, wo es war, und dem weiten Felde, wohin es verlangte, ist der Draht gespannt, durchsichtig, aber undurchdringlich. Er erlaubte es dem Tier, dort zu zu sein, wohin es wollte, und hinderte es gleicherweise, dahin zu gelangen. Siehst du, die Drahtwand, das sind die Sinne des Menschen: die Augen, die Ohren, das Fühlen und so. Sie ermöglichen uns, aus dem Garten unseres eigenen Lebens von dem Leben der Pflanzen, der Tiere, der Wasser und der Sterne zu wissen, und hindern uns doch auch, dahin zu gelangen.

Denn dieselbe Einrichtung, wodurch die Sinne Fenster sind, die macht sie auch zu undurchdringlichen Mauern. Aber hinter unseren Sinnen ist doch die wahre Welt, von unseren Vätern das Jenseits geheißen. Erst wer dorthin gelangen kann, darf sich wahrhaftig einen Menschen nennen. Er besitzt mehr als alle Reichtümer und alles Wissen aus Büchern, denn er ist bei Gott. Was braucht er da noch?

Unser Lenlein ist alle Tage ihres Lebens dort. Was soll

sie also noch lernen? Damit kann sie nur weniger werden, als sie ist."

Nach diesen Worten des Heiligenbauers wurde seine Frau von Schrecken gepackt. Sie erwiderte kein Wort, tastete sich im Finstern über die Furchen des Rübenackers, wo sie gestanden hatten, bis an den Wegrand, setzte sich dort nieder und schaute hoffnungslos mit weiten, trockenen Augen in die Finsternis.

Ihr Herz bebte und rang immerfort in den Ruf hinein: „Gott im Himmel, gebenedeiter Herr, verlaß meinen Andreas und mein armes Kind nicht."

Der Sintlinger war zu ihr gekommen und saß, ohne ein Wort zu reden, an ihrer Seite, denn er wollte sein Weib nicht stören, in die Welt einzugehen, die er ihr geöffnet hatte.

Das leise Wehen der Weiden am Grenzwege klang im Finstern, als gingen Unsichtbare in langen Gewändern durch die Luft. Dann und wann brauste der ferne Wald im Traume auf. Im Brindeisenerhofe klirrte manchmal eine Kette aus den Ställen, als gingen Gefesselte ruhlos in ihren Zellen auf und ab.

Nach langem erhob sich Johanna geräuschlos und ging dem Hofe zu. Der Sintlinger folgte, schweigend wie sie.

Es ist wohl möglich, daß die Heiligenhofbäuerin dem alten Zenker von dem Erlebnis dieses Abends gesprochen und daß der Querhovener Wirtschafter seine Schwester in dies Geheimnis eingeweiht hat.

Nach einiger Zeit kam im Kreise, den der Kantor Liborius Pfeiffer um sich geschart hatte, das Gerücht auf, der

Heiligenhofbauer habe mit dem Teufel in Gestalt eines schwarzen Huhnes gesprochen.

Der Sintlinger aber verfolgte in der Stille den Weg weiter, der sich ihm an diesem Abende erschlossen hatte, denn in seinen Aufzeichnungen treffen wir auf folgende Stelle: „Wenn wir arbeiten und uns bemühen, uns freuen und betrübt sind, mit einem Worte, wenn Menschen leben, so gleichen sie etwa auch dem Kaiser in seinem Schlosse, der sich zugleich als Kind vor seiner verschlossenen Tür spielen sieht. Und der Kaiser kennt sich nur durch das Kind vor dem Tor seines Hauses, und das Kind empfindet den Sinn seines Spiels nur durch die unsichtbaren Augen des unsichtbaren Kaisers, der seinem Spiel zusieht."

Dieses Buch wurde gedruckt
in Borgis Unger-Fraktur von der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

BOUND BY
HM
2-93

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122884528